Kursbuch 61

Sicher in die 80er Jahre

Eine Sicherheitsdebatte / Klassenlogik der Sicherheit / Hirnrisse – Vom Zauber und Gegenzauber der Wissenschaft / In Gefahr und großer Not / Der Markt der Sicherheiten / Die Sonnenstaatsverdrossenheit des Dr. Herold / Die SPD in uns / Deutschland – eine Angstkultur? / Im Strudel der Regression / Angst – Gewühl – Versicherung / Die demographische Implosion / Unter den Straßen von London / Das unterirdische China / Einladung zum Überleben / KLAF – Eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden / Mit Sicherheit in den atomaren Holocaust? / Gefahren in Ziffern und Zahlen

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

61 Sicher in die 80er Jahre Oktober 1980

Michy Remann, Eine Sicherheitsdebatte 1
Siegfried Wagner, Klassenlogik der Sicherheit 5
Tilman Spengler, Hirnrisse. Vom Zauber und Gegenzauber der Wissenschaft 12
Jochen Kölsch, In Gefahr und großer Not . . . 22
Daniel Defoe, Über Versicherungen 32
Joseph Huber, Der Markt der Sicherheiten 44
Sebastian Cobler, Die Sonnenstaatsverdrossenheit des Dr. Herold. Epitaph auf ein Interview mit dem BKA-Präsidenten 63
Uwe Wesel, Die SPD in uns 67
Matthis Dienstag, Deutschland – eine Angstkultur? Fragment eines ethnologischen Reiseberichts 73
Marina Moeller-Gambaroff, Im Strudel der Regression 83
Heiner Schultz, Angst – Gewühl – Versicherung 95
Stanislaw Lem, Die demographische Implosion 119
Peter Laurie, Unter den Straßen von London 131
Pierre Gentelle / Jean-Pierre Neyvoz, Das unterirdische China. Massen und Masken 149
Karin Reschke, Einladung zum Überleben 157
Herman Kahn, KLAF – Eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden 165
Alfred Mechtersheimer, Mit Sicherheit in den atomaren Holocaust? 171
Albrecht Fölsing, Gefahren in Ziffern und Zahlen. Über das Problem der Risikobewältigung in der Technik 178

Das Kursbuch erscheint viermal im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 261 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.

© 1980 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Beilagen: C. H. Beck Verlag, Diogenes Verlag, Rowohlt Verlag, Signal Verlag

Micky Remann
Eine Sicherheitsdebatte

Daß nervöse Menschen allen Grund haben, sich dem hektischen Autoverkehr und gar der traumatischen Luftfahrt zu entziehen, und sich voll und ganz der geruhsamen Bahnfahrt verschreiben, ist mehr als konsequent. Um so wichtiger aber auch für die, die das Bahnfahren nicht aus einer flotten Laune, sondern aus konzeptionellen Überlegungen heraus betreiben, daß dieses Konzept in sich stimmig ist.

Wie steht es nun dabei mit der Sicherheit? Zugunglücke passieren nicht alle Tage – aber man fährt ja auch nicht alle Tage Bahn. Immerhin könnte man eines Tages genau in einem Unfallzug sitzen. Deshalb muß man diese Möglichkeit gleich bei Fahrtantritt einkalkulieren. Durchgesetzt hat sich die Überzeugung, daß die Sicherheit am größten ist, wenn man mit dem Rücken zur Fahrtrichtung sitzt. Dann könne die Wucht des Aufpralls nicht so verheerend wirken – so wird argumentiert – als wenn man in Fahrtrichtung säße und bei einem Unglück quer durch das Abteil polterte. Allerdings soll es schon vorgekommen sein, daß ein sicherheitsliebender Reisender, diese Regel befolgend, in Hannover die richtige Position einnahm, dann aber den Richtungswechsel nach dem Kopfbahnhof in Frankfurt nicht mitbedachte und kurz vor Heidelberg bei einem Unfall auf genau die katapultartige Weise zu Tode kam, die er vermeiden wollte.

Überhaupt ist die Sicherheit derjenigen, die auf diese Fahrtrichtungsregel schwören, leider nicht 100%ig gewährleistet. Bei einem Durchgangsbahnhof könnte es passieren, daß auf den stehenden Zug von hinten ein womöglich besoffener Lokführer stur zusteuert und eine böse Karambolage verursacht. Sitzt man nun, wie es für normale Unfälle angemessen ist, mit dem Blick nach hinten, wird sich der Aufprall am Ende des Zuges wiederum so auswirken, daß ein plötzlicher Stoß von hinten den Fahrgast nach vorn durch das Abteil schleudert. Kopfverletzungen, innere Blutungen und Knochenbrüche sind in solchen Fällen das Mindeste. Wohingegen, wenn diese Art von Unfall einem Reisenden widerfährt, der, wie im vorigen Fall, es aus Nachlässigkeit versäumt hat, dem Richtungswechsel gemäß sich umzusetzen, eben dieses Versäumnis lebensrettend gewirkt haben könnte.

Überhaupt sollte man, bevor man sich der Sicherheit solcher Regeln anvertraut, sorgfältig deren Grundlagen prüfen. Nehmen wir der Einfachheit

halber den ganz normalen Frontalunfall und setzen wir voraus, der überzeugte Passagier sitzt richtig mit dem Rücken zur Fahrtrichtung. Durch den Zusammenstoß wird er kräftig ins Polster gedrückt – nichts Tragisches! Aber es könnte ja sein, daß ihm gegenüber ein korpulenter Reisender sitzt, der einem Geschoß gleich durch das Raucher- oder Nichtraucherabteil direkt auf das arme Opfer zugeschleudert wird und ihm schwerste Verletzungen zufügt. Ist die Lage also aussichtslos? Keineswegs! Drehen wir den Spieß doch einfach um. Setzen wir uns künftig getrost in Fahrtrichtung! Aber einem fülligen Mitreisenden gegenüber – er wird im Falle einer Zugkatastrophe am ehesten den Aufprall mildern können. Nur besteht auch bei dieser Anordnung die Gefahr, daß bei einem Aufprall von hinten (siehe das Beispiel mit dem Durchgangsbahnhof) sich das Unheil umkehrt und man selbst wieder den Dicken zugeschossen bekommt. Durchgängig sei immer auf die Tücke dieser vermaledeiten Kopfbahnhöfe aufmerksam gemacht, die bei ungünstigen Strecken ein mehrmaliges Umsetzen erfordert.

Die Einschätzung des Zufallsverhältnisses, nach dem sich der angenommene proportionale Anteil der Frontalkarambolagen im Vergleich zu Auffahrunfällen von hinten bemißt, bleibt in jedem Fall der eigenen, freien Entscheidung überlassen. Kommt man dabei zu dem Schluß, daß ein Frontalunfall am ehesten zu vermuten sei – so können wir festhalten –, soll man sich unter allen Umständen in Fahrtrichtung setzen, sich einen dicken Gegenüber wählen, um ihn im Ernstfall als Puffer zu benutzen. Will man das System nach einem Kopfbahnhof beibehalten, muß man den avisierten Mitreisenden höflich darum bitten, die Plätze zu tauschen.

Ganz klar auch die andere Möglichkeit: gesetzt den Fall, man schätzt die Wahrscheinlichkeit eines Aufpralls von hinten höher ein – teils, weil einem bislang überproportional viele Frontalunfälle widerfahren sind, teils, weil eine innere Laune es diktiert –, gesetzt diesen Fall also, muß man sich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung setzen, sich einem oder einer Dicken gegenüber plazieren und speziell auf Durchgangsbahnhöfen, bei Haltesignalen oder Ähnlichem fest und beherzt einem Aufprall von hinten entgegensehen. Damit sich niemand in falscher Sicherheit wiegt, auch hier noch einmal die eindringliche Warnung, nach Kopfbahnhöfen die Plätze zu tauschen. Unbedingt!

Eine fortgeschrittene Interpretation der Wahrscheinlichkeitsrechnung fordert hierbei noch eine differenziertere Handhabung. Potentiell, so argumentieren jene, ist die Gefahr eines Frontalunfalls während der Fahrt am größten, wohingegen die Karambolage von hinten meist auf einen stehenden Zug trifft. Diese Schule empfiehlt daher eine integrierte Anwendung beider Sicherheitssysteme. Das sieht praktisch so aus: Während der Zug fährt, sollst du dich gemäß Sicherheitssystem I in Fahrtrichtung einem weichbäuchigen Passagier gegenübersetzen und eine maximal verletzungsarme ballistische

Kurve für den Fall eines Frontalunfalls zur Grundlage der Sitzhaltung machen. Dazu gehört auch, daß du auf unruhiges Hin- und Herruckeln, fahrige Bewegungen und alle anderen Körperveränderungen des Gegenübers mit angemessenen Positionskorrekturen reagierst. Man weiß ja nie! Sobald der Zug sein Tempo verlangsamt, bei einem Durchgangsbahnhof oder sonstwo auf freier Strecke zum Stehen kommt, sollst du schnell und zügig den vorgesehenen Platztausch mit dem Reisegefährten vornehmen. Sicherheitssystem II tritt ab sofort in Kraft, weil jetzt die Gefahr schwerpunktmäßig von hinten droht. Es liegt auf der Hand, daß dieser Moment des Umbruchs den kritischsten Augenblick der ganzen Fahrt darstellt. Darum der erfahrene Ratschlag: die Zeit des Sitzwechsels, der Schutzlosigkeit und des Systemtauschs so gering wie irgend möglich halten! Sitzt man beim Zugstop erst wieder mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, ist die Gefahr gebannt, wird ein Schlag von hinten nurmehr eine sanfte Landung gegenüber bewirken.

Aber Obacht beim Kopfbahnhof! Der gutmütig unbedachte Anhänger von integrierter Sicherheitssystematik mag geneigt sein, bei der Weiterfahrt nach dem Aufenthalt im Kopfbahnhof gewohnheitsmäßig nach Sicherheitssystem I zu verfahren und die Plätze zu tauschen.

Nichts wäre falscher!

Es ergibt sich nämlich hier die außerordentliche Situation, daß trotz eines Richtungswechsels des Zuges die eigene Sitzlage nicht verändert werden darf. Denn im Kopfbahnhof entspricht der sichere Sitz von Sicherheitssystem II beim Halten dem sicheren Sitz von Sicherheitssystem I bei der umgekehrten Weiterfahrt. Ein Umsetzen wird dann erst wieder erforderlich, wenn dieser Zug beim nächsten Durchgangsbahnhof anhält und du die Wucht des von hinten anbrausenden Unfallzuges durch ein entsprechendes Umsetzen nach Sicherheitssystem II mildern kannst.

Nun darf man natürlich nicht die soziale Ebene dieser Vorkehrungen außer Acht lassen. Immerhin muß der jeweilige Gegenüber sich reibungslos den eigenen Maßnahmen entsprechend fügen. Tut er es nicht, so setzt er *dich* den allergrößten Gefahren aus, unterschreibt er quasi *dein* Todesurteil! Daß er dazu kein Recht hat, müßte ihm eigentlich unschwer klar zu machen sein. Schwieriger wird es schon, wenn sich der vis à vis Reisende seinerseits Sorgen um die sicherheitsoptimale Fahrtposition macht und diese seine Überlegungen mit der von dir für notwendig erachteten Sitzordnung kollidieren. Denn daß die oben skizzierten Sicherheitssysteme durchaus konträre Auslegungen zulassen, ist ja mittlerweile deutlich geworden. Aber in der Vielfalt der Interpretationsmöglichkeiten liegt auch die Hoffnung auf eine Einigung: zwei sicherheitsbewußte Fahrgäste können in folgerichtiger Durchführung der von ihnen gewählten Sicherheitsprogramme ganz harmonisch einander gegenübersitzen und ihre Plätze an den neuralgischen Punkten ordnungsge-

mäß tauschen, ohne daß es zu Konflikten kommt, ohne daß einer irgendwelche Abstriche von seinem Sicherheitsbedürfnis zu machen braucht, das ja, man muß es zwischendrin betonen, der eigentliche Motor all dieser Überlegungen ist.
Die einzige Bedingung für eine friedliche und sorgenlose Reise von zwei auf ihre Unversehrtheit bedachten Fahrgästen ist, daß sie von unterschiedlichen Bezugs- und Wahrscheinlichkeitssystemen ausgehen, beziehungsweise, daß sie diese in unterschiedlicher Art wahrnehmen, auslegen und kombinieren. Beide haben dann ein stimmiges System und werden sich in ihrer Lage so sicher wie in Abrahams Schoß wähnen. Dankbarkeit werden sie fühlen, daß der Gegenüber dem eigenen Sicherheitssystem so unverhofft und unproblematisch entgegenkommt. Nur können wir uns auf diese für alle Beteiligten glücklichste Lösung nicht verlassen. An irgendeinem Punkt der Reise könnte einer der beiden durch das viele Umsetzen die Orientierung verloren haben und an dem System als solchem zweifeln. Der andere wiederum könnte argwöhnen, der erste führe ihn fortwährend schamlos hinters Licht und nutze ihn für seine selbstherrliche Planung aus. In so einem Fall kann ein einmaliger, außerplanmäßiger Sitztausch, der mit dem gütlichen Austausch der Sicherheitssysteme einhergeht, den Konflikt bannen. Gelingt dies nicht – und ich kenne Fälle, wo dies die Unsicherheit vergrößerte anstatt zu beruhigen –, dann werden sich die Kontrahenten in ein und denselben Sitz zwängen; fluchend und schimpfend. Und mit Schweißperlen auf der Stirn sind sie beide der Gewalt des Eisenbahnunglücks hilflos ausgeliefert!
Eine noch entsetzlichere Eskalation bedeutet es natürlich, wenn ganze Abteile, Waggons, Schlafwagen, Personenzüge über die Sitzordnung hadern, wenn konsequente Sicherheitssysteme kompromißlos aufeinanderprallen, wenn die Konfusion über die richtige Interpretation sich nicht mehr mit rationalen Argumenten schlichten läßt, wenn in Kopfbahnhöfen Prügeleien ausbrechen, wenn zehn Leute gleichzeitig versuchen, sich einem einzigen Dicken gegenüber zu plazieren, wenn ganze Sitzreihen aus dem Fenster geschmissen werden, wenn . . . wenn . . . ja, wenn dann auch noch auf dem selben Gleis der Orientexpress dir entgegenrast . . .

Siegfried Wagner
Klassenlogik der Sicherheit

Auf den folgenden Seiten wird versucht, den Problemkomplex der Sicherheit in seinem ganzen Umfang in ein Ordnungsschema zu bringen. Als Grundlage dient die formale Logik, insbesondere der Klassenkalkül.
Definition von »Sicherheit«: Gegeben sind ein A und ein B; A werde von B gefährdet. Sicherheit stellt eine Relation zwischen A und B her, derart, daß die Gefahr ganz oder teilweise aufgehoben wird oder der zu erwartende Schaden – mittels einer Versicherung – abgedeckt ist. Das Gefährdete A bzw. die Gefahrenquelle B kann sein: ein einzelner Mensch, eine Gruppe von Menschen, eine Untergruppe dieser Gruppe, ein natürliches Objekt, aber auch ein übernatürliches oder bloß eingebildetes (letzteres bezieht sich dann auf einen aufgeklärten Beurteiler, denn der Gefährdete selbst, solange er sich gefährdet wähnt, macht keinen Unterschied zwischen einer realen und einer eingebildeten Gefahr); schließlich kann A oder B ein Objekt der Technik sein. Die Sicherheit von A gegenüber B ist also ein zweistelliger Funktor S (A, B), wobei A und B irgendeiner der obigen Klassen angehören. Alle daraus resultierenden Kombinationen werden je einem Tableau zugeordnet (z. B. »Mensch« als gefährdet durch »Gruppe« ist ein Tableau, das Umgekehrte ein anderes, ebenso »Mensch«→»Natur« etc.). Der jeweils sichere Zustand in den Tableaus wird mit einem gebräuchlichen Begriff gekennzeichnet: Unten befindet sich immer derjenige Zustand, der unter minimalem Zwang die Sicherheit gewährt, oben derjenige, der nur mit Gewalt erhalten werden kann. Der erste Fall entspricht also einer liberal-antiautoritären, der zweite einer konservativ-autoritären Gesellschaftsauffassung. In Gestalt von Ästen sind in jedem Tableau einige typische Beispiele angegeben, und zwar die Gefahrenquelle B als Hauptast und die zugehörige Sicherheit als Nebenzweig (im Falle »Mensch«→»Gruppe« z. B. »Verwaltung« als Gefahr und »Verwaltungsgericht« als Sicherheit).
Ohne daß dies beabsichtigt worden wäre, ergaben sich auf diese Weise die Ideale der Aufklärung, die in der Französischen Revolution verkündet wurden, nämlich »Patriotismus«, »Freiheit«, »Gleichheit«, »Brüderlichkeit«, nebst den Erfordernissen der »Staatssicherheit«, garantiert durch den Sicherheitsausschuß, und dem »Minderheitenschutz«, wie er von Friedrich dem Großen und in den USA gewährleistet wurde. Zusätzliche Kategorien

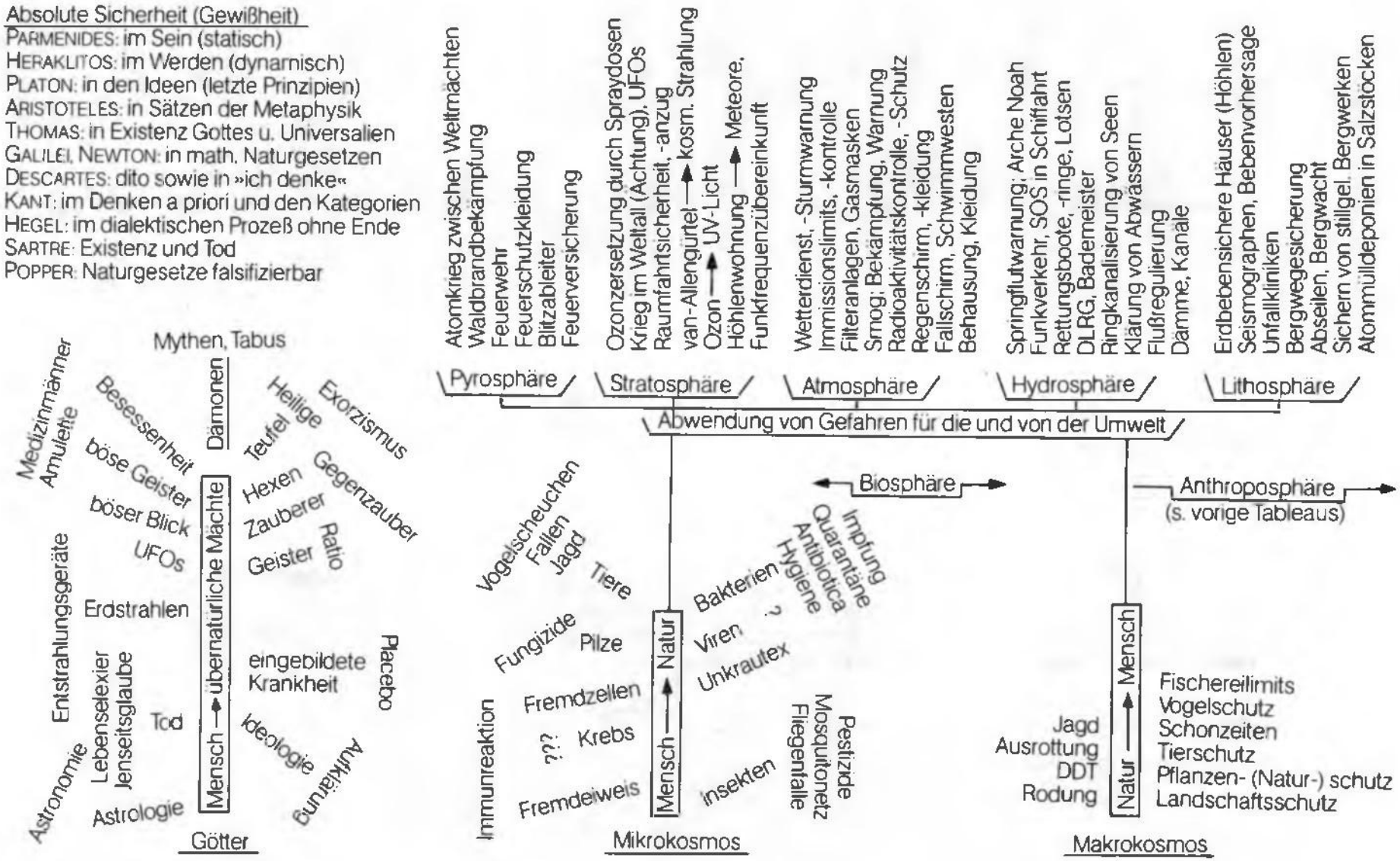
sind noch »Existenz« und »Völkerrecht«, die erst als Folge der Weltkriege zum Bewußtsein kamen; und schließlich die »Gastrechte« und das »Asylrecht«, die bei den alten Griechen und den Naturvölkern dominierend waren. Die Grundrechte einer freien Gesellschaftsordnung folgen also aus den Bedingungen der Möglichkeit der Gruppe, die aus im Prinzip unabhängigen Elementen besteht, welche in *einer* Eigenschaft als gleich zu betrachten sind, in anderen Eigenschaften aber in Untergruppen zerfallen können. Ohne ein System der Sicherheit ist die Gesellschaft in ihrer Existenz gefährdet, und ihre Mitglieder befinden sich in einem Krieg aller gegen alle, wie es Hobbes in seiner Staatstheorie voraussetzt. Es mag allerdings fragwürdig sein, ob eine total verwaltete Welt oder der Zustand *homo homini lupus* der menschenunwürdigere ist, zumal ja der Wolf ohne äußeren Zwang bereits eine Tötungshemmung besitzt. Überdies ergab sich stets aufs neue, daß ein System von kollektiven Sicherheitsvereinbarungen zwar die einzelnen Gefahren abbaut, die dann aber summiert in der ganzen Menschheit oder der Umwelt wieder auftauchen, wogegen noch keine Sicherheitsgarantie gefunden worden ist.

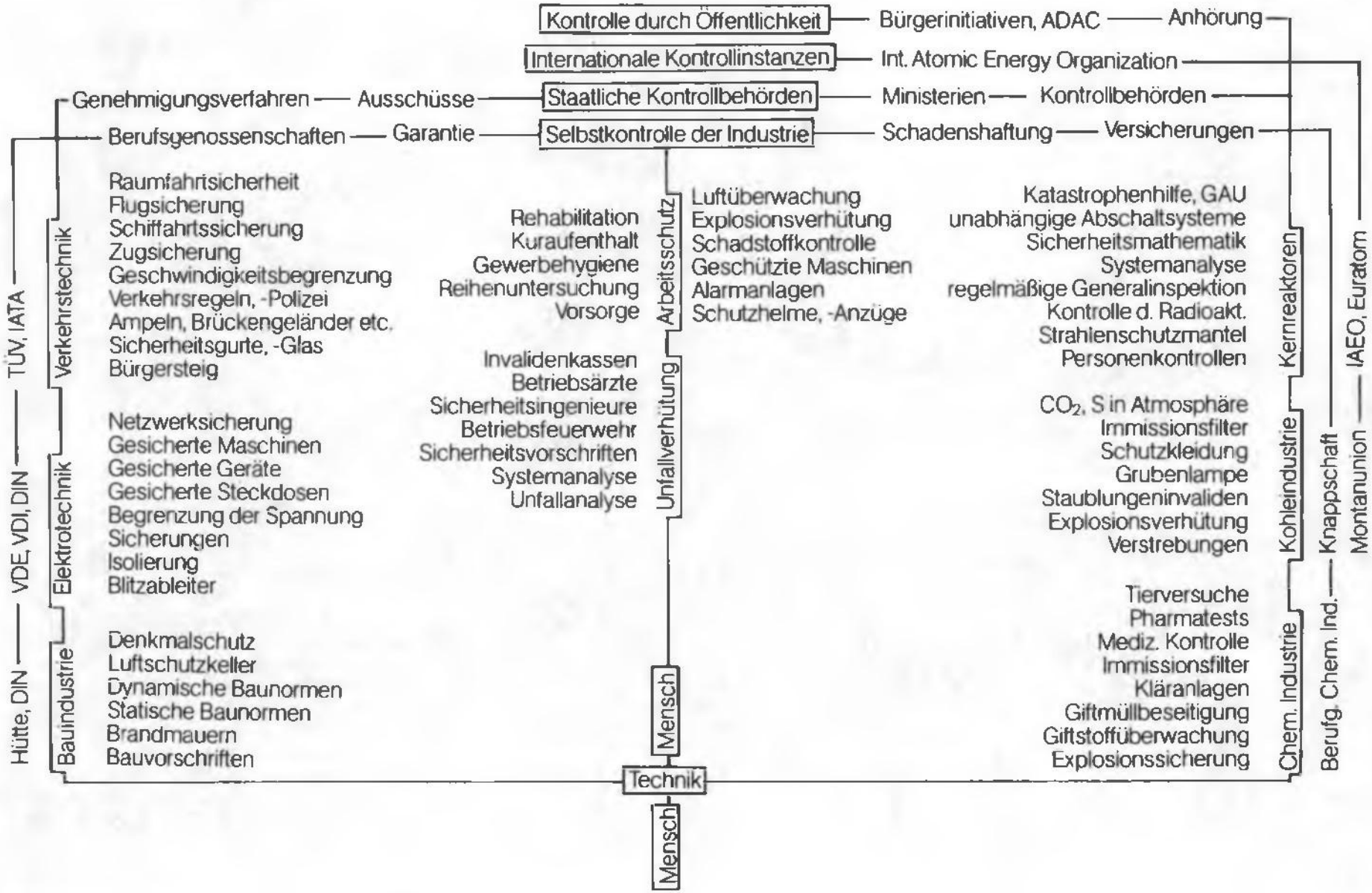
Die Probleme der Friedens- und Kriegstechnik sowie das Problem des Schutzes vor den Schützern werden in den letzten drei Tableaus illustriert. Die logistische Analyse gestattet es, unzureichende Sicherheitskonzepte offenbar werden zu lassen. Beispielsweise kann der UN-Sicherheitsrat nichts zur Verhinderung eines Atomkrieges beitragen, da die Atommächte das Vetorecht besitzen. Dies ist das Dilemma des Russellschen Paradoxons. Es betrifft die Menge aller Mengen, die sich selbst nicht enthalten. In unserem Falle sind die Vereinten Nationen die Menge aller Mengen, die Vetoberechtigten eine Teilmenge; sie verurteilen nur andere, niemals sich selbst.

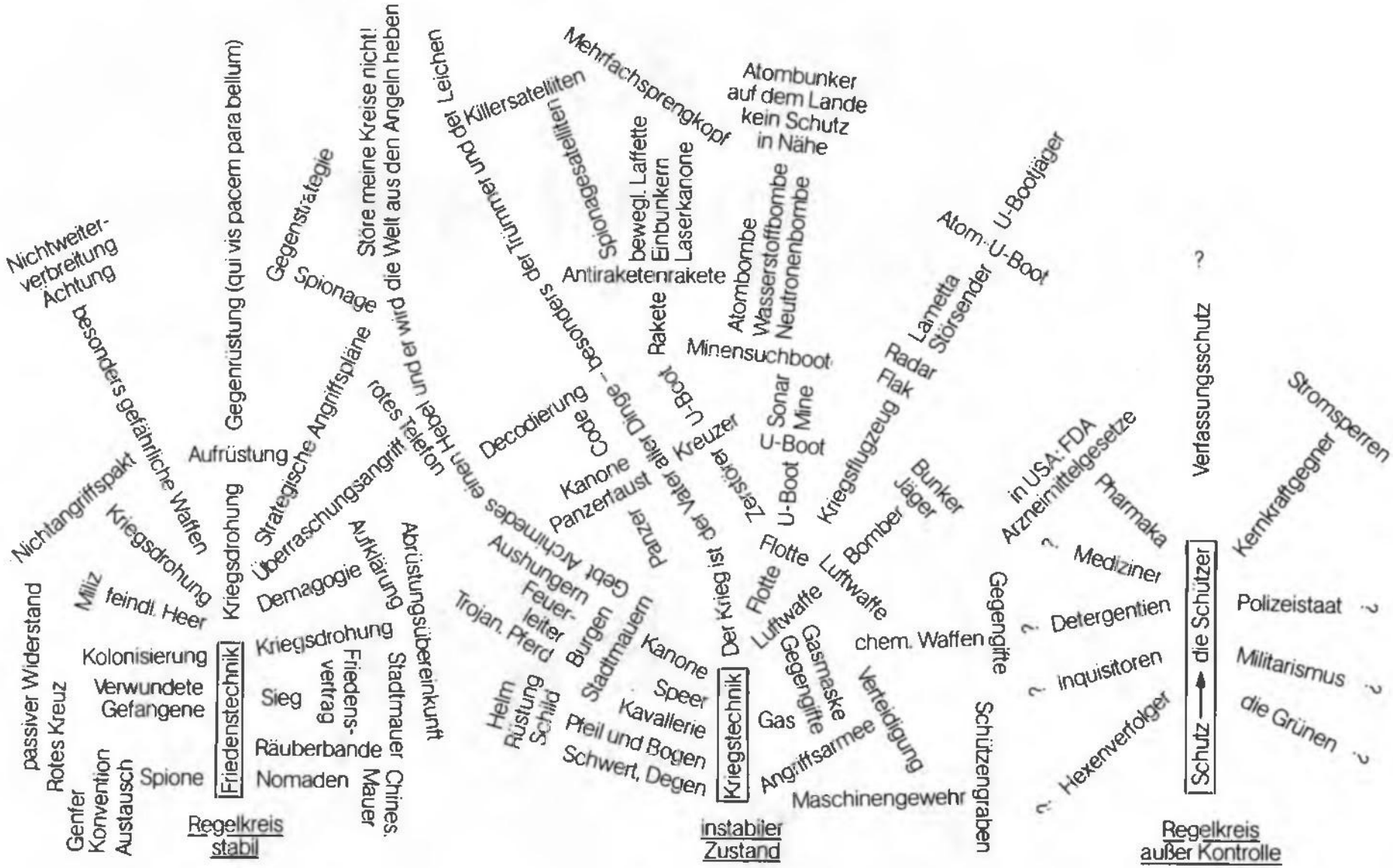
Abschließend sei noch eine merkwürdige historische Parallele beleuchtet. Wir erhielten unser Kategorienschema aus der Anwendung der Klassenlogik auf das Problem der Sicherheit. (In der Klassenlogik ist eine Klasse eine Menge von gleichartigen Elementen, die Arbeiterklasse also die Menge der Arbeiter.) Nun gehen die Anfänge der Logik des Klassenkalküls, wie der formalen Logik überhaupt, auf die Boolesche Algebra zurück. Der englische Autodidakt George Boole hat seine *Mathematical Analysis of Logic* im selben Jahre 1847 publiziert, in dem Marx und Engels das *Kommunistische Manifest* ausarbeiteten; dieses betrachtet die Gesellschaft als einen Klassenkampf, der nur aufhört, wenn die Klassen selbst verschwinden. Die soziologische Theorie der Klassen hat Marx später in der *Kritik der politischen Ökonomie* ausgebaut; ihre Anwendung wurde danach bekanntlich in gewissen Gesellschaften versucht. Parallel dazu wurde die Klassenlogik von Georg Cantor auf transfinite Mengen erweitert und von Russell und Whitehead in den *Principia Mathematica* in vollendeter Gestalt dargestellt. Nichts liegt näher, als die Klassenlogik auf die Klassengesellschaft anzuwenden.

7 *Klassenlogik der Sicherheit*

Gastfreundschaft
Asyl
Fremder
Vertriebener
Asylrecht
Fremder → Gruppe
Kannibalismus
Gruppe
Änderung der Eigewohnheiten
Reisender
Schutzbrief
Immunität
Gesandter
Verbrennung
Exkommunikation
Giftbecher
Sokrates
Häretiker
Ausweisung
Immigrant
Gastrechte
Gruppe → Fremder
Anarchismusteindschaft
Terroristen
Geheimpolizei
Blutrache
Mordar
Dieb
Alarmanlagen
Nachtwächter
Austausch
Abwehr
Spion
Gewerkschaften
Unternehmer
Fremdes Heer
eigenes Heer
Völkerrecht
Gruppe → Fremdgruppe
Machtgleichgewicht
UNO
Sicherheitsrat
Völkerbund
Krieg (s. Kriegstechnik)
Partisanen
Kolonisatoren
Kastenwesen
Suffragetten
Patriarchat
Flucht
Religionsfreiheit
Sektierer
Minderheitenschutz
Untergruppe → Gruppe
Apartheit
Tabus
Bürgerkrieg
Versammlungsfreiheit
Verein
Hochsicherheitstrakt
Archipel Gulag
NKWD etc.
Gestapo
Widerstandskämpfer
Föderalismus
Zentralgewalt
Separatisten
Kirchenbann
Sektierer
Unbestechlichkeit
Lobby
Aussetzen
Lepra
Gruppe → Untergruppe
Zentralismus
Autorität
Aufstand
Staatssicherheit
Exodus
Rassismus
Terroristen
Banditen
SA SS
Polizei
Justiz
Verfassungsschutz
Schutz-Polizei
Dissidenten
Revolution
dogmatische Staatsideologie
Rüstung
Krieg
Chauvinismus
Gruppe → selbe Gruppe
Patriotismus
Schisma
dogmatische Staatskirche
Kirchenkampf
Exil
Anarchisten


Absolute Sicherheit (Gewißheit)
PARMENIDES: im Sein (statisch)
HERAKLITOS: im Werden (dynamisch)
PLATON: in den Ideen (letzte Prinzipien)
ARISTOTELES: in Sätzen der Metaphysik
THOMAS: in Existenz Gottes u. Universalien
GALILEI, NEWTON: in math. Naturgesetzen
DESCARTES: dito sowie in »ich denke«
KANT: im Denken a priori und den Kategorien
HEGEL: im dialektischen Prozeß ohne Ende
SARTRE: Existenz und Tod
POPPER: Naturgesetze falsifizierbar
Mythen, Tabus
Dämonen
Medizinmänner
Amulette
Besessenheit
böse Geister
böser Blick
UFOs
Entstrahlungsgeräte
Erdstrahlen
Lebenselexier
Jenseitsglaube
Tod
Astronomie
Astrologie
Mensch → übernatürliche Mächte
Teufel
Heilige
Exorzismus
Hexen
Gegenzauber
Zauberer
Ratio
Geister
eingebildete Krankheit
Placebo
Ideologie
Aufklärung
Götter
Atomkrieg zwischen Weltmächten
Waldbrandbekämpfung
Feuerwehr
Feuerschutzkleidung
Blitzableiter
Feuerversicherung
Ozonzersetzung durch Spraydosen
Krieg im Weltall (Achtung), UFOs
Raumfahrtsicherheit, -anzug
van-Allengürtel → kosm. Strahlung
Ozon → UV-Licht
Höhlenwohnung → Meteore,
Funkfrequenzübereinkunft
Wetterdienst, -Sturmwarnung
Immissionslimits, -kontrolle
Filteranlagen, Gasmasken
Smog; Bekämpfung, Warnung
Radioaktivitätskontrolle, -Schutz
Regenschirm, -kleidung
Fallschirm, Schwimmwesten
Behausung, Kleidung
Springflutwarnung; Arche Noah
Funkverkehr, SOS in Schiffahrt
Rettungsboote, -ringe, Lotsen
DLRG, Bademeister
Ringkanalisierung von Seen
Klärung von Abwässern
Flußregulierung
Dämme, Kanäle
Erdbebensichere Häuser (Höhlen)
Seismographen, Bebenvorhersage
Unfallkliniken
Bergwegesicherung
Abseilen, Bergwacht
Sichern von stillgel. Bergwerken
Atommülldeponien in Salzstöcken
Pyrosphäre
Stratosphäre
Atmosphäre
Hydrosphäre
Lithosphäre
Abwendung von Gefahren für die und von der Umwelt
Biosphäre
Anthroposphäre
(s. vorige Tableaus)
Vogelscheuchen
Fallen
Jagd
Tiere
Fungizide
Pilze
Fremdzellen
Krebs
???
Immunreaktion
Fremdeiweis
Mensch → Natur
Bakterien
Viren
Unkrautex
Impfung
Quarantäne
Antibiotica
Hygiene
?
Insekten
Pestizide
Mosquitonetz
Fliegenfalle
Mikrokosmos
Jagd
Ausrottung
DDT
Rodung
Natur → Mensch
Fischereilimits
Vogelschutz
Schonzeiten
Tierschutz
Pflanzen- (Natur-) schutz
Landschaftsschutz
Makrokosmos


Kontrolle durch Öffentlichkeit
Bürgerinitiativen, ADAC
Anhörung
Internationale Kontrollinstanzen
Int. Atomic Energy Organization
Genehmigungsverfahren
Ausschüsse
Staatliche Kontrollbehörden
Ministerien
Kontrollbehörden
Berufsgenossenschaften
Garantie
Selbstkontrolle der Industrie
Schadenshaftung
Versicherungen
Hütte, DIN
VDE, VDI, DIN
TÜV, IATA
Bauindustrie
Elektrotechnik
Verkehrstechnik
Denkmalschutz
Luftschutzkeller
Dynamische Baunormen
Statische Baunormen
Brandmauern
Bauvorschriften
Netzwerksicherung
Gesicherte Maschinen
Gesicherte Geräte
Gesicherte Steckdosen
Begrenzung der Spannung
Sicherungen
Isolierung
Blitzableiter
Raumfahrtsicherheit
Flugsicherung
Schiffahrtssicherung
Zugsicherung
Geschwindigkeitsbegrenzung
Verkehrsregeln, -Polizei
Ampeln, Brückengeländer etc.
Sicherheitsgurte, -Glas
Bürgersteig
Mensch
Technik
Mensch
Unfallverhütung
Arbeitsschutz
Rehabilitation
Kuraufenthalt
Gewerbehygiene
Reihenuntersuchung
Vorsorge
Invalidenkassen
Betriebsärzte
Sicherheitsingenieure
Betriebsfeuerwehr
Sicherheitsvorschriften
Systemanalyse
Unfallanalyse
Luftüberwachung
Explosionsverhütung
Schadstoffkontrolle
Geschützte Maschinen
Alarmanlagen
Schutzhelme, -Anzüge
Chem. Industrie
Kohleindustrie
Kernreaktoren
Berufg. Chem. Ind.
Knappschaft
Montanunion
IAEO, Euratom
Tierversuche
Pharmatests
Mediz. Kontrolle
Immissionsfilter
Kläranlagen
Giftmüllbeseitigung
Giftstoffüberwachung
Explosionssicherung
CO_2, S in Atmosphäre
Immissionsfilter
Schutzkleidung
Grubenlampe
Staublungeninvaliden
Explosionsverhütung
Verstrebungen
Katastrophenhilfe, GAU
unabhängige Abschaltsysteme
Sicherheitsmathematik
Systemanalyse
regelmäßige Generalinspektion
Kontrolle d. Radioakt.
Strahlenschutzmantel
Personenkontrollen


Nichtweiter-
verbreitung
Ächtung
besonders gefährliche Waffen
Nichtangriffspakt
Kriegsdrohung
Miliz
feindl. Heer
passiver Widerstand
Rotes Kreuz
Genfer
Konvention
Austausch
Gegenrüstung (qui vis pacem para bellum)
Gegenstrategie
Spionage
Aufrüstung
Kriegsdrohung
Strategische Angriffspläne
Überraschungsangriff
Demagogie
Aufklärung
Abrüstungsübereinkunft
Kolonisierung
Verwundete
Gefangene
Spione
Friedenstechnik
Kriegsdrohung
Sieg
Friedens-
vertrag
Räuberbande
Nomaden
Stadtmauer
Chines.
Mauer
Regelkreis
stabil
Störe meine Kreise nicht!
die Welt aus den Angeln heben
rotes Telefon
Leichen
Mehrfachsprengkopf
Killersatelliten
Spionagesatelliten
Atombunker
auf dem Lande
kein Schutz
in Nähe
bewegl. Laffette
Einbunkern
Laserkanone
Antiraketenrakete
Atombombe
Wasserstoffbombe
Neutronenbombe
Rakete
Minensuchboot
Decodierung
Code
Kanone
Panzerfaust
Panzer
Gebt Archimedes einen Hebel und er wird
Aushungern
Feuer-
leiter
Trojan. Pferd
Burgen
Stadtmauern
Helm
Rüstung
Schild
Kanone
Speer
Kavallerie
Pfeil und Bogen
Schwert, Degen
Kriegstechnik
Der Krieg ist
der Vater aller Dinge – besonders der Trümmer und der
U-Boot
Kreuzer
Zerstörer
Sonar
Mine
U-Boot
U-Boot
Flotte
Flotte
Luftwaffe
Luftwaffe
Gasmaske
Gegengifte
Gas
Angriffsarmee
Verteidigung
Maschinengewehr
Schützengraben
Gegengifte
chem. Waffen
Bomber
Bunker
Jäger
Kriegsflugzeug
Radar
Flak
Lametta
Störsender
Atom-U-Boot
U-Bootjäger
instabiler
Zustand
in USA: FDA
Arzneimittelgesetze
Pharmaka
Mediziner
Detergentien
Inquisitoren
Hexenverfolger
Verfassungsschutz
Schutz → die Schützer
Stromsperren
Kernkraftgegner
Polizeistaat
Militarismus
die Grünen
Regelkreis
außer Kontrolle

Tilman Spengler
Himrisse
Vom Zauber und Gegenzauber der Wissenschaft

»Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt«, werdet ihr sagen, »der noch keinen Maulwurf gesehen hat«.
Johann Peter Hebel

1.
Den seltenen Boten muß man glauben – doch kann man sich auch auf sie verlassen? Marco Polo behauptet, die Stadt Hangzhou übertreffe an Anmut, Reichtum und Sauberkeit selbst Venedig. Aus Hamburg melden zwei Physiker, sie hätten in einem Elektronenwölkchen Gluonen identifiziert. Im chinesischen »Klassiker der Berge und der Meere« heißt es von den Bewohnern der Endzonen der Welt, in ihren Bäuchen befänden sich Löcher, groß wie Kindsköpfe, durch die könne man Tragstangen stecken und die Betroffenen wie eine Sänfte bewegen. In Cuba, sagen die Cubakenner, sei der Hunger der Armen beseitigt, die Verfolgung der Homosexuellen dagegen fortgeführt worden. Ein Korrespondent berichtet heute aus Moskau, daß über der Stadt irgendwie etwas Schweres laste: eine bleierne Feierlichkeit, die sich mit nervöser Spannung paart. Hat der wohlgefällige Blick des Herrn wirklich nur auf den Opfergaben des Abel und überhaupt nicht auf denen Kains geruht? Haben die Rotgardisten in der Kulturrevolution ihre Opfer nur verprügelt oder auch liquidiert? Hat Pol Pot wirklich . . .?
Was übersetzt er da, der Dolmetscher? Wo sind sie denn hingekommen, haben sie das mit eigenen Augen gesehen, die Reisenden? Übertreibt der Bote?
(Paranoia und manische Depression sind die klassischen psychischen Gebrechen der Wissenschaftler.)

2.
Der Wissenschaftler muß sich absichern – gegenüber den eigenen Zweifeln und denen der anderen. Er muß das Vertrauen seiner Geldgeber rechtfertigen, originell, kreativ und erfolgreich forschen, doch nicht zu orginell, kreativ und erfolgreich: ein unruhig gewordenes Publikum reagiert schon lange nicht mehr mit ungeteiltem Beifall auf die Bravourstücke des wissenschaftlichen Denkens. Atomphysik-Atombombe, Kernkraftwerk-Strahlentod oder Molekularbiologie-Genmanipulation-Frankenstein sind hinlänglich geläufige Assoziationen, die (unterstellte) causa finalis weckt eher Angst als Hoffnung.

Die Organisation der Absicherung erfordert Geschick und Gespür: erst hat es nur einer gesehen, geschmeckt, berechnet, gefordert. Dann werden die Zeugen eingeschworen, die Zellkulturen angesetzt, die Mathematiker bemüht. Ein vorsichtiger Blick in die Runde: bin ich noch allein? War jemand vor mir da? Wissen die etwa schon . . .? Abschütteln gelingt am leichtesten, wenn die Verfolger auf eine falsche Fährte gebracht werden. Oder schließe ich die Proben abends in den Safe?

Viel ist schon gewonnen, wenn man sich selbst überzeugt hat, wenn die Ergebnisse reproduzierbar geworden sind, die kategoriale Ordnung auch dem hypothetischen Gegner einleuchten muß, die Prognosen eher eintreffen als das Gegenteil. Dann weitet sich der Blick und die Sprache des Forschers wechselt Modus und Tempus. Aus: »in bezug auf die Reaktionen bin ich geneigt, eher ihre Ungefährlichkeit anzunehmen« wird: »die Reaktionen sind ungefährlich!«; und aus: »es sollte vielleicht in der Tat das hinzugefügt werden, worüber die Reaktionen positiv würden bescheiden können« wird: »die Reaktionen haben ergeben!« Der Weg ist frei für den Indikativ des Lehrbuchsatzes.

Zuerst aber müssen noch die Ungläubigen und die Zweifler gewonnen oder wenigstens in ihre Schranken verwiesen werden. Der Prozeß der Verkündigung gliedert sich in mehrere Teiletappen: die kritische Zwischenfrage auf der internationalen Konferenz – ein erstes Versuchsbläschen; das zündende Kurzreferat beim nächsten Treffen – die erste Breitseite gegen das traditionelle Vorverständnis und ein böser Steckschuß für alle, die am selben Thema sitzen; schließlich dann die Demonstration des gelungenen Werkes *in toto,* dazu gehören mutige Verweise auf die theoretischen Implikationen und Weiterungen, auf die Neubestimmung der wissenschaftlichen Frontverläufe, Andeutungen über mögliche Aspekte der eigenen künftigen Untersuchungen und nicht zuletzt der Trost für die Zuspätgekommenen. Jetzt wissen die Kollegen Bescheid: ein jedes Feld hat sein Quant, oder: die Dinosaurierfamilie ging zugrunde, weil die Weibchen zu harte Eier legten, die die Nachkommen nicht durchbrechen konnten, oder: ein Gen ist ein Enzym.

3.

Doch so ganz eben geht es in den Wissenschaften nur zu, wenn die eigenen, festangestellten Historiker den Fall beschreiben. Vom bloßen Zuhören werden die wenigsten gläubig, und nicht jeder hat die Zeit und die Gelegenheit, wie Thomas die Finger in die Wunden des Herrn zu legen. Was not tut, sind Rituale, deren – mehr oder weniger strenge – Einhaltung Vertrauen stiftet. Gebraucht werden akzeptable Autoritäten und bewährte Methoden.

Die Rituale des Wissenschaftsbetriebes sind international weitgehend standardisiert, Lokalkulturen können sich allenfalls als Normvarianten behaup-

ten. Die Vergabe von Arbeiten in Seminaren und Labors ist durch Statuszuweisung vorgeklärt. (»Wenn ich das Thema für eine Magisterarbeit stelle«, sagte ein Lehrstuhlinhaber, »verhalte ich mich wie eine Katze, die ihren Nachwuchs erzieht. Die Kleinen sollen erst mal mit toten Mäusen spielen.«) Weitgehend zeremoniell geht es auch in der Festlegung der Namensfolge bei der Autorenschaft wissenschaftlicher Aufsätze zu, und wo – wie etwa bei den Physikern – eine alphabetische Reihung der Brauch ist, lassen sich Akzentuierungen durch die Anzahl der abgedruckten Vornamen schaffen. Daß Ehefrauen/-männern für ihre Geduld, Kindern für ihr Stillhalten mit einer Erwähnung auf den ersten Seiten gedankt wird, ist nicht nur eine Information über den jeweiligen Familienstand, es verschafft auch die Beruhigung, daß der Autor, wenn schon monoman in seinem Handwerk, so doch als Sozialwesen in geordneten Verhältnissen lebt. Beim Austausch von Fußnoten wie beim Querverweis auf die Arbeiten der Kollegen sind, besonders im Anfangskapitel, mehrere Anstandsregeln zu beachten: für den arrivierten Wissenschaftler sollte der Austausch eher ein Nullsummenspiel sein, der Emporkömmling dagegen muß sich absichern, ein zu häufiger Verweis auf die eigenen Werke wirkt leicht prahlerisch – und da die Eingeweihten die neuerschienene Fachliteratur immer zuerst hinten aufschlagen, dort nämlich, wo der Namensindex abgedruckt ist, empfiehlt sich bei der Gestaltung dieses Teils eine besondere Sorgfalt.

Ritualisiert ist auch der Ablauf von Konferenzen in seiner ordnungsgemäßen Form (»Mr. Chairman, I submit . . .«) und in seiner aufmüpfigen Variante (»Mr. Chairman, I protest . . .«), zu denen die akademische Gemeinschaft in periodischen Abständen aufbricht. Frühling und Herbst sind die beliebtesten Reisezeiten, die Auswahl der Tagungsorte folgt einem etablierten Verteilungszyklus, bei dem wissenschaftliche Bedeutung, landschaftlicher Reiz und klimatische Bedingungen fein aufeinander abgestimmt sind. Der Besuch der Kongresse – den Daheimgebliebenen wird später davon berichtet wie von einem Fronteinsatz oder einem Klassentreffen – verschafft den Teilnehmern die Beruhigung des Bescheidwissens. Man gehört (noch/bereits/erst recht) dazu, Einladungen und Gegeneinladungen wurden ausgetauscht, das eigene und das fremde akademische Territorium neu ausgeflaggt.

Der wissenschaftliche Beitrag zur Konferenz, das Gastgeschenk, das zirkuliert und begutachtet wird, heißt »paper«, und es wird »gegeben«. Die Bezeichnung – übrigens immer in der englischen Form, das deutsche »Papier« bleibt wegen seines zweifelhaften Assoziationsfeldes ausgeschlossen – signalisiert eine Mischung aus Verbindlichem und Unverbindlichem: als Schriftstück hat das *paper* zwar dokumentarischen Charakter – der da vorträgt und austeilt, muß sich seiner Sache immerhin so sicher sein, daß er sie niederschrieb –, doch fest entschieden ist der Fall noch nicht; wenn das *paper* eher gegen als für seinen Urheber spricht, kann es problemlos wieder

eingezogen werden. Der Vermerk auf dem Titelblatt (»Draft paper, don't quote unless specially authorized by the author«) enthält bereits die Sicherheitsvorschrift.

4.

Autorität gewinnt man durch Anhänger, je größer deren Zahl, desto stabiler die Reputation. Anhänger sammeln sich in Schulen, scharen sich um Lehrer, seltener um Lehrmeister. Im idealen Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler verkörpert der Schüler die Rolle desjenigen, den die aufgeklärte Eheberatung heute als den Komplementärnarziß bezeichnet: er ist die begeisterungsfähige graue Maus.

Daß sich im neuzeitlichen Wissenschaftsbetrieb, unbeschadet aller revolutionären Durchbrüche, Paradigmenwechsel und Disziplinvermengungen, eine so festgefügte Rollenverteilung behaupten konnte, deren Nomenklatur noch an die Zeit der Handwerksbetriebe und der Alchimistenküchen erinnert, spricht für ein konstantes Bedürfnis nach inthronisierten Eliten, die den Weg weisen. Daran hat auch das Auftreten neuer sozialer Typen wenig geändert. Zugestanden, der Theorieunternehmer, der die Anlage seiner Sach- und Personalmittel streut, um aus einem möglichst weitgesteckten Feld die höchsten Erträge zu ziehen, ohne dabei ein zu großes Risiko einzugehen, wird es nicht leicht haben, dauerhafte Loyalität herzustellen, insbesondere, wenn er seine Interessen sprunghaft verlagert. Doch in seinen hektischen Entscheidungen reagiert der Theorieunternehmer (als Seminarvorstand, als Institutsdirektor) nur auf die Kostendämpfungsmaßnahmen bei der Suche nach Wahrheit, die ihm eine besorgte Wissenschaftsverwaltung auferlegt. Auf seiner Funktion als Vorbild insistiert der Vorstand.

(Den Weg vom guten Schüler zum Lehrer schaffen die wenigsten. Das ist schon deswegen kaum verwunderlich, weil die jeweils gefragten Persönlichkeitsstrukturen einander diametral entgegengesetzt sind. Die Kunst des erfolgreichen Eleven besteht darin, den rechten Ton zwischen Demut und Aufbegehren zu finden. Aber wann darf ich den ersten Tritt ins Schienbein wagen? Wann wird der Absprung zum sicherheitsverbürgenden Abschluß? Immerhin kennt der Lehrmeister wie kein anderer die akademischen Untiefen des Zöglings, hat in zahllosen Ohrenbeichten dessen Zweifel und falsche Gewißheiten entgegengenommen. Die Max-Planck-Gesellschaft, Westdeutschlands Großunternehmen in Sachen Grundlagenforschung, hat die Delikatesse dieses Beziehungsgefüges zum Anlaß genommen, bei der Besetzung von Direktorenstellen das Prinzip der direkten Erbfolge vom Lehrer auf den Schüler zu ächten. Die Einhaltung dieses Prinzips ist einer der wenigen verläßlichen Grundsätze der Forschungsförderung.)

5.
Nichts kann in der Wissenschaft gelingen, was unregelmäßig ist, daher muß der erfolgreiche Forscher beweisen, daß seine Ergebnisse nach den Regeln der Kunst zustandegekommen sind. Nur die Offenlegung der Methode ermöglicht Zweifel und Zustimmung. Wahrheit wird durch Nachvollzug nicht wahrer, doch überzeugender; sie erhärtet sich im Nachvollzug, durch die Möglichkeit der identischen Replikation von Ergebnissen: bei der anweisungsgerechten Zerlegung von Mäusehirnen, dem Schwenken von Kolben, der Rotation der Zentrifuge, gleichgültig ob in Kalkutta, Oberhausen oder Berkeley. Heute kann jeder, der den Fachverstand aufbringt, dem Forscher auf die Finger schauen. (Gut, das sind wenige genug, aber es reicht, wenn nicht zum Gutachten, doch immerhin zum Gegengutachten.) Wenn der Blick auf's Fingerspiel verwehrt wird, geht ein mißmutiges Raunen durch die Reihe der Experten, und früher oder später wird dem Heimlichtuer vorgeworfen, er betreibe einen Rückfall in die Praktiken der Alchimie. Als im Sommer dieses Jahres ein chinesischer Molekularbiologe seinen amerikanischen Kollegen ein gelungenes Experiment der Genmanipulation vorführen wollte und dabei als Beweis nur zwei unterschiedliche Goldfische präsentierte, fühlten sich die Zuhörer verkaspert und wollten abreisen.

6.
Ganz unabhängig von Gelingen oder Fehlschlag der Experimente hat der bloße Zwang zur Offenlegung ihrer Bücher den Wissenschaftlern Respekt verschafft. Zwar ist auch ein aufgeklärtes Publikum noch weit davon entfernt, von dieser Öffentlichkeit Gebrauch machen zu können, doch es kann immerhin Buchprüfer einsetzen, die durch andere Buchprüfer kontrolliert werden. Die wechselseitige Kontrolle durch die Kollegen auf der eigenen und auf der Seite der Konkurrenz verdickt sich zum Ethos, erleichtert zumindest die Selbstverpflichtung zum *fair play*. Selbst wenn die herkömmliche Wissenschaftsgeschichte weniger im Stil der Diplomatengeschichte des 19. Jahrhunderts verfaßt wäre, wenn also der Leser mit dem Willen oder wenigstens der Bereitschaft zu kritischer Evaluation oder gar Bosheit rechnen könnte, würde eine *chronique scandaleuse* des wissenschaftlichen Betrugs kaum einen umfangreichen Materialband füllen. Daran ändert weder das schwarze Schaf etwas, das seiner Geburtshelferkröte schwarze Punkte an den Bauch färbte, noch der jüngst verstorbene Psychologiepapst, der seine empirischen Befunde mit erfundenen Zwillingen anreicherte. Die schwarzen Schafe machen keine Herde.
Natürlich gibt es Datenschieber, Theoriespekulanten und Etikettenschwindler. Nicht nur in Zeiten nachgebender Konjunktur liegt die Kunst der Beschaffung von Forschungsmitteln in der Vorspiegelung des Möglichen. Ohne Kosmetik und Mimikry, Hauen und Stechen bewegt sich so leicht

nichts, und nicht alle haben die Möglichkeit, eine heimlich schon abgeschlossene Untersuchung als vielversprechendes Projekt auszugeben, um dann die Gelder für dieses angebliche Projekt wiederum heimlich in eine neue Untersuchung zu stecken. Doch die Tatsache, daß Klappern auch hier zum Handwerk gehört, macht das Handwerk noch nicht zum Klappern.
Denn der Zwang zur Verifizierung der Daten oder Theorien bleibt ja genauso bestehen wie der Hang der Konkurrenz zu deren Falsifizierung. Und die Ergebnisse lassen sich nur unter den seltensten Glücksumständen einfach abkupfern. Kein Wunder, wenn der frustrierte Forscher – es geht hier nicht um Alltägliches, doch immerhin um in Norddeutschland Aktenkundiges – aus Verzweiflung dem Kollegen in die Meßgeräte seines Teilchenbeschleunigers kackt, wenn einen anderen die Unauflösbarkeit des mathematischen Paradoxons ins Irrenhaus bringt. Wer mag da entscheiden, was hier Anlage, was Umstände beisteuerten?

7.
In einer erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere setzen nach einem bestimmten Punkt Kettenreaktionen ein, die den Aufsteiger mit einer gewissen Automatik in die gehobenen Schaltstellen der Institution vordringen lassen. Dann wird er zum Gutachter, Fachbeirat, Kommissionsmitglied oder Senator und darf mitberaten, mitentscheiden, welches Projekt, welche Fragestellung der finanziellen Förderung würdig ist. Doch die Akkumulation von Sachverstand in den Entscheidungsgremien macht die Entscheidungen selbst nicht einfacher. Wissenschaftler sind wie Schelme, man kann auf einen immer noch anderthalb setzen.
Was soll der Berater raten – entkleidet von persönlichen Interessen, das Steckenpferdchen abgesattelt, die internationale Konkurrenz im Auge? Setzen wir einen geballten Schwerpunkt oder vertrauen wir auf das Gießkannenprinzip, viele Tröpfchen breit gestreut? Und wenn schon die Kanne, wo sollen wir sie hinhalten? Gießen wir im Gemüsegarten, wo wir die Früchte schon kennen, oder probieren wir's einmal in der Wüste, die ja auch leben soll?
Andersherum: was rät mir der Berater? Wie kommt er überhaupt in die Kommission? Nicht jeder kann sich absichern wie der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, der ständig von Kommissionen beraten wird, an deren Beratungen er selber teilnimmt, so daß er auch seine Berater beraten kann.
(Ein diplomatischer Ratschlag auf dem Gang, kurz vor Erreichen der Tür zum Sitzungssaal: »Wenn Sie gewinnen wollen, müssen Sie lernen, Ihre Ziele frühzeitig umzudefinieren. Überlegen Sie sich, welche Entscheidung ohnehin fallen wird, und machen Sie sich dann dafür stark.«)
Die angemessene Förderung der Grundlagenforschung – jenseits der

Verbeamtung von Wissenschaftlern – ist allerdings auch besonders heikel. Denn anders als in der Kriegs- oder Industrieforschung (in der ohnehin die überwiegende Zahl unserer Wissenschaftler den Schweiß der Edlen vergießen) sind hier die Ziele dadurch ausgezeichnet, daß niemand sie genau kennt. Es ist zwar schwierig, zum Mond zu fliegen, doch der Astronaut, dem der Mondflug als eine sinnvolle Beschäftigung einleuchtet, kann immerhin davon ausgehen, daß die Leute, die ihn in die Rakete packen, eine klare Vorstellung davon haben, was und wo Mond ist. Der Krebsforscher wäre froh, wenn er dasselbe über den Krebs sagen könnte.

8.

Viel wäre gewonnen für die Wissenschaftsförderung, wenn uns eine Wissenschaftswissenschaft, ein Superparadigma, von den schwankenden Urteilen der Experten erlöste, wenn wir mit oder gegen Thomas Kuhn und dessen Virtuosen Gewißheit gewinnen könnten über das Bevorstehen einer wissenschaftlichen Revolution, den Reifegrad einer Theorie oder den Grad ihrer Finalisierbarkeit. Und es würde den Umgang mit der Wissenschaft sehr erleichtern, wenn unsere Kenntnisse über die Wechselbeziehung zwischen wissenschaftlichem Fortschritt und gesellschaftlicher Entwicklung auf etwas weniger plumpen Füßen stünden.

Damit soll die Existenz dieser Wechselbeziehung natürlich nicht in Frage gestellt werden. Hier kann nur Zweifel anmelden, wer z. B. annimmt, daß die Tatsache, daß moderne Wissenschaft und Kapitalismus gleichzeitig ins historische Rennen gingen, entweder durch Zufall oder durch göttliche Fügung zustande kam. Für Einzelheiten dieser Wechselbeziehung hat jeder Wissenschaftssoziologe sein Lieblingsexempel: die Produktionstechnologien des 17. Jahrhunderts machten die Physiker neugierig auf die Mechanik, die Zirkulation des Kaufmannskapitals inspirierte die Aufstellung der Erhaltungssätze; die Psychoanalyse, die Spätromantik oder die wachsende Konzentration in der Elektroindustrie drängten Einstein zur Formulierung der Relativitätstheorie. Die Große Proletarische Kulturrevolution prägte den Bauern, von dem die *Peking-Rundschau* meldete, er habe die Gesetze entdeckt, nach denen Erdnüsse wachsen, dagegen ermöglichte die Linie von Liu Shaoqi die erste erfolgreiche Synthetisierung von Insulin.

Doch selbst wenn wir wissen (oder zu wissen uns schmeicheln), warum die Theorie erdacht, jene Werte gemessen, diese Strukturen konstruiert wurden, bleibt immer noch unklar, warum das Unternehmen Wissenschaft in manchen Branchen so stabil ist, d. h. warum – bei aller sozialen und ethnischen Eigenart der Herkunft – sich bestimmte Geltungsbereiche nach ihrem Entstehen gegenüber sozialem Wandel als resistent erweisen. Zumindest in der Prägung des naturwissenschaftlichen Bewußtseins zeigt das Sein, das die Geisteswissenschaftler doch um und um treibt, auffällige Trägheit.

Warum die Axiome Newtons über Trägheit, Beschleunigung und Gleichheitsprinzip in den Augen der Heutigen noch richtig sind, egal, ob sie in Shanghai, Moskau oder New York davon erfahren (oder damit arbeiten), kann man aus der soziologischen Perspektive leider genausowenig erklären wie die Unzulänglichkeit der Phlogistonlehre oder der Viersäftetheorie.
(Ein amerikanisches Bonmot aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behauptete, daß der damals verbreitete Glaube an die Wellennatur des Lichts nur durch das Aussterben aller Verfechter der Korpuskulartheorie zu erklären sei.)
Wo kommen korrekte Gedanken her? Befindet sich die Disziplin in der Phase Hub, Schub oder Wurf? Wann trifft uns der nächste Paradigmenwechsel? Können wir der Gesellschaft einen Zugriff auf diese Theorie gestatten?

9.
Beruhigendes geht von Gesetzmäßigkeiten nur aus für den, der mit diesen Regeln etwas anzufangen weiß und sich von ihrer Anwendung Gewinn verspricht. Ob es sich bei diesem Gewinn um die Befriedigung von Neugier, die Steigerung der Produktivität/Ausbeutung oder die Besetzung einer Planstelle handelt, ist dabei völlig gleichgültig. Das sah im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch anders aus, als die schlichte Belegung einer gegebenen Aussage mit dem Prädikat »wissenschaftlich« bereits einen Sieg über die Mächte der Finsternis reklamierte. Das Recht auf freie Forschung war die Forderung der jeweils progressiven Klasse – zunächst des liberalen Bürgertums gegen Monarchen oder Klerus, später dann der organisierten Arbeiter(bildungsvereine) gegen Monarchen, Klerus und Bürgertum. Wissenschaftlichkeit war ein Wert an sich – sei es bei der verquasten Ableitung der konkreten Form von Klassenkämpfen aus mechanistisch-evolutionären Weltbildern, wie sie in der Politik der III. Kommunistischen Internationale praktiziert wurde, sei es in dem Bemühen gläubiger Naturwissenschaftler, das Gebet als eine Form der physikalischen Energie zu begreifen. »Das ist unwissenschaftlich«, sagte noch Mao Tsetung, »und deshalb auch konterrevolutionär«.
In der UdSSR träumte der Neurologe Bechterew von einer wissenschaftlichen Bestandsaufnahme der materiellen Grundlagen des revolutionären Enthusiasmus und schlug die Errichtung eines »Pantheon der Gehirne« vor. In England rieb sich die »brave new world« an den konkreten Utopien einiger junger Naturwissenschaftler, meist aus den traditionellen Universitäten des Landes, für die Sozialismus einfach eine Frage des heftigeren Nachdenkens war und schon die Existenz von Planwirtschaft eine überlegene Stufe der Rationalität ankündigte. Die Assoziationskette: wissenschaft-

licher Fortschritt – Rationalitätszuwachs/Aufklärung – größere soziale Gerechtigkeit lief gut geschmiert.
Zur selben Zeit sah die Lage im faschistischen Deutschland bekanntlich entscheidend anders aus: hier offerierte die zweckfreie Suche nach den Gesetzen der Natur wenigstens den nicht-jüdischen Wissenschaftlern einen windgeschützten Krähenwinkel, in dem sie sich (Politik ist ein schmutziges Geschäft) von politischen oder moralischen Urteilen dispensiert fühlen durften. (Daß Torheiten wie die »Deutsche Physik« unter den meisten Fachkollegen nicht ernst genommen wurden, bestätigt dieses Bild genauso wie die unspektakuläre Entfernung von Lise Meitner aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.) Es besteht – mit allen Entschuldigungen für verrohende historische Verkürzungen und entstellende Generalisierungen – kein besonderer Anlaß, dem wissenschaftlich begabten und ausgebildeten Zeitgenossen eine überdurchschnittliche moralische Sensibilität oder politischen Scharfblick zu unterstellen. Die häufig genannten Qualifikationen, die die Wissenschaftler zu besonders befähigten Kritikern gesellschaftlicher Zustände machen sollen – Distanzfähigkeit gegenüber Problemen, experimenteller Zugang, Suche nach einer allgemeingültigen Lösung –, sind sicherlich notwendige Voraussetzungen (obwohl man den »experimentellen Zugang« mit gemischten Gefühlen betrachten kann). Doch die Qualifikationen sagen nichts darüber aus, ob und unter welchen Umständen oder persönlichen Risiken davon Gebrauch gemacht wird. Und die Geschichte auch nicht.

10.

So sicher wie früher der Einzug »der Wissenschaft« als ein Sieg der Kräfte des Lichts gefeiert wurde, gilt es heute für einen großen Teil nicht nur der ökologischen Protestbewegungen als verbürgt, daß »die Wissenschaft« mit den Mächten der Finsternis poussiert. Wer war es schließlich, der Atom-, Wasserstoff- und Neutronenbomben entwickelte, wem verdanken wir die AKWs, auf wessen Rat wurden Patienten in Irrenhäuser gesperrt, wer will mit unserem Erbgut experimentieren, auf wessen irrige Empfehlung sollten Generationen von Kleinkindern Spinat essen, wer will uns auf Daten reduzieren und in Computer einspeisen?
Die Angst und die partielle Paranoia sind verständlich. Rund 70% aller Wissenschaftler arbeiten heute mehr oder weniger ausschließlich in der Rüstungsforschung, und daß uns der Mondflug auch eine neue Kugelschreibermine und die Teflonpfanne erbracht hat, ist längst kein Trost mehr. Wenn aufklärerische Sozialwissenschaft in repressive Sozialtechnologie umgemünzt wird, wenn das Bundeskriminalamt aus dem frisch-fröhlichen Satz der späten 60er Jahre, der uns lehrte, daß »alles gesellschaftlich bedingt ist«, den Schluß zieht, nunmehr alle protestantischen Pfarrhäuser auf Terroristen-

brut zu untersuchen, bleibt für viele Protestler nur noch der Ausweg ins Handfeste: in den Aktionismus der Landwirtschaft, das Töpfern und die Pflege von Beziehungen und nicht zu vergessen in die Argumente, die »nicht nur vom Kopf, sondern auch vom Bauch bestimmt sind«.
Fachlicher Rat, Expertisen und Handlungsanweisungen werden zur Vertrauenssache. Man kann sie nachbarschaftlich solidarisch ausborgen wie die Benzinpumpe, das Saatgut oder die Handpresse. Zu den Angaben der Industrie über die Sicherheit der Atomkraftwerke liefern die Ökoinstitute das Gegenwissen, die werden schon wissen, was faul ist an den Informationen über Betonstärke, Kühlwasserreinigung und Luftfilter. Wenigstens denen kann man vertrauen.

II.

Ein böswilliger Staat könnte das fast so geplant haben und sich jetzt wie Rumpelstilzchen die Hände überm Feuer reiben. Denn graue Zellen finden sich immer für den Wissenschaftsbetrieb, und sie werden sich dort viel unbeschwerter aufführen, wenn sie unter sich bleiben.
So sieht's aus.

Jochen Kölsch
In Gefahr und großer Not . . .

Angst vor Nina Hagen?

Als Kind habe ich mich immer gewundert, warum die so viel stärkeren Tiger im Zirkus sitzenbleiben, sich vom Dompteur durch brennende Reifen jagen lassen, um dann wieder schnell auf ihr Sitzpodest zu flüchten und dort wie festgenagelt zu hocken. Die Tiger wissen, daß sie Dompteure nicht fressen dürfen, und doch denken sie dauernd daran, und alle unter der Zirkuskuppel hoffen insgeheim, daß es einmal passiere. Auch ich habe immer angstvoll darauf gewartet, daß ein Tiger nicht mehr einsieht, warum er auf seinem Podest bleiben soll.
Nina Hagen hat ihr Podest verlassen und den Dompteur gefressen. Nach meiner Erinnerung war es das letzte Mal, daß einer richtig ausgebrochen ist aus dem Panzerglaskasten einer Livesendung.
In der Sendung Club 2 des österreichischen Fernsehens über Jugendkultur führte sie Sensibilität mit ihrem Typen vor, den sie eigens mitgebracht hatte, schrie und flüsterte einen Punk-Song und zeigte schließlich den anderen Frauen, wie sie mehr Spaß beim Liebe-Machen empfinden können, indem sie sich hier – und dabei hockte sie sich auf ihr Polsterelement im Studio und berührte sich mit ihrem Finger –, indem sie sich hier streicheln.
Proteste, Riesenkrach, der Moderator wurde gefeuert, Nina Hagen hatte fortan keine Chance mehr, irgendwo in einer Livesendung auftreten zu können. Sie hatte eine Show abgezogen, aber voller Zorn gegen das gleichmütige Labern auch dieser Diskussionsrunde über Menschen, über Gefühle, über Leben. Sie hatte etwas fertiggebracht mit ihrem ganzen Mut, was das Fernsehen mehr fürchtet als den Stromausfall: Chaos und Anarchie in der keimfreien Welt der geordneten Verhältnisse. Gefährdet war weniger das moralische Empfinden der wenigen Kinder, die nach 23 Uhr noch Club 2 sehen. Gefährdet war die Ordnung, mit der das Medium die Welt wiedergibt, gefährdet war die Ordnung der Welt, da sie überwiegend eine Welt des Mediums ist.
Was Nina Hagen schaffte, hatten vor ihr nur wenige zuwege gebracht. Die Gruppe von Revolutionären, die in Höfers Frühschoppen eindrangen, eine Resolution verlasen, um dann friedlich wieder zu verschwinden, gehören nicht dazu. Sie hätten heute keine Chance mehr, ungebeten das bewachte Studio zu betreten. Die Gruppe von 50 Studenten, die als Teilnehmer einer

Publikumsdiskussion die Livesendung platzen lassen wollten, blieben starr auf ihren Plätzen sitzen, als es hätte losgehen müssen. Der Dompteur der Livesendung brauchte sich nicht einmal anzustrengen, da sie es bei einigen schwachen Unmutsäußerungen beließen. Und dabei hatte es ihnen der Fernsehdirektor besonders leicht machen wollen: er hatte geplant, eine Hundertschaft Polizisten anzufordern, um den geordneten Ablauf der Sendung sicherzustellen. Aber das hypnotisierende Medium machte die Polizei überflüssig.

Beim Dompteur ist es wenigstens noch die bannende Autorität des Leittieres, beim Medium hingegen nur die lähmende Kraft der Ordnung und Normalität, die Beteiligte bei Livesendungen dazu bringt, ihre Absichten, Wünsche, Meinungen, Phantasien und Verhaltensweisen so zurechtzubiegen, daß sie sich bequem in das Format eines an den Ecken leicht abgerundeten Rechtecks pressen lassen.

Ich bin einer von denen, die es gelernt haben, Tiger und Dompteur zu sein. Diese Fähigkeiten verlangen ein ausgedehntes Training, Professionalität stellt sich erst spät ein. Die anfängliche Begegnung mit mir als Fernsehmensch hat mir lange Pein verursacht. Ich schien mir ein zu unklares, unbeherrschtes, unreifes Wesen zu sein. Mir fehlte die gewinnende Überzeugungskraft, das ansprechende Lächeln. Wenn ich mit Spitzenleuten zu tun hatte, merkte ich mir meine Gefühle der Belanglosigkeit und Beliebigkeit am Bildschirm an: die Austauschbarkeit meiner Fragen und Moderationstexte, die heimliche Lust, das Filminterview mit dem Bundesminister einfach im Wartesaal des Flughafens liegen zu lassen, der dringliche Wunsch, in der Livesendung den Text zu vergessen und den Zuschauer ängstlich-hilflos, aber identisch aus dem erwarteten Sendungsablauf zu bringen, das Bedürfnis, die lockeren Probetexte, die ich für den Toningenieur bei der Mikrophonprobe spreche, auch über den Sender gehen zu lassen.

Das alles hat sich geändert. Ich weiß, wie ich ankommen kann, habe meine Gesprächspartner im Moderatorengriff, drohe ihnen mit der Verachtung und Lächerlichkeit vor den Zuschauern, wenn sie mir nicht gehorchen. Weiß, was mein Intendant, Direktor und Chefredakteur von mir erwarten und wie ich meine systemkritischen Ansätze mit sympathisch frischen Formulierungen so gut verstecke, daß sie nur noch vom ohnehin schon Kundigen entziffert werden können. Nehme öffentlich alles ernst, was mir als Kommunikationsinhalt zugemutet wird, versehe es mit journalistisch klingenden Schnörkeln, so daß der fabelhafte Eindruck von wirklicher Substanz entsteht, von echtem News- oder Unterhaltungswert. Habe ein waches und präsentes Normgefühl, das die Kategorien der Parteien, Verbände, Kirchen mir zur zweiten Natur hat werden lassen. Ich weiß, was geht und was nicht geht. Ich bin sicher geworden. Das verdanke ich meinem Sender, und er verdankt mir die Stabilität von abgesicherten Sendungen, die nur so viel Protest hervorrufen,

wie es für mein Renommee als guter Journalist und für das Renommee des Senders, der ausgewogene Berichterstattung verspricht, gut ist. Meine Zuschauer schreiben mir gelegentlich zu meinen Sendungen: »Ist O. K., weiter so.« Ich weiß mich mit ihnen einig. Die Medienwelt, die ich vermittle, ist professionell durchgecheckt. Ich weiß auch, daß es einflußreiche Interessengruppen gibt, aber ihre Wünsche sind ein wichtiger Bestandteil meiner Professionalität. Denn das Medium ist Institution geworden, in dem das Konsumgut Programm von den etablierten Gesellschaftsmächten, den Programmherstellern und der Zuschauererwartung geformt wird.

Das Medium macht die Botschaft

Als Formmodell dient die Ordnung des Alltags. In diese Form werden alle Ereignisse, Shows, Krimis etc. gegossen, so daß ihr Abdruck im Medium immer nur ein verkleinertes Abbild des Formmodells darstellt. Wenn die Fernsehwirkungsforschung als bisher einziges haltbares Ergebnis festgestellt hat, daß Fernsehen immer bestätigend wirkt, beschreibt sie kaum etwas anderes als die Normierung des Gezeigten bei gleichzeitiger Normerwartung der Zuschauer.
Marshall McLuhan, enfant terrible der Medienwissenschaft, hat seine Fachkollegen verunsichert mit seinem Spruch: *the medium is the message*. Weitblickend, aber verkannt, war er bei seiner Denkarbeit darauf gestoßen, daß ohne Rücksicht auf den Inhalt das Medium Fernsehen bereits selber die entscheidende Botschaft ist.
Ich sehe das nicht unabhängig vom Inhalt und glaube, daß es noch viel schlimmer ist. Das Medium macht die Botschaft, formt die Welt nach seinen Kategorien, steckt Dinge, Menschen und Vorgänge in kleine Kästchen. Die geordnete Livesendung ist nur die Extremform von Normalität, da sie als einzige die unkorrigierbare Chance des Ausbrechens in sich trägt. Und verblüffend ist eben, daß das Medium auch die Menschen schon geformt hat, wie es die Ereignisse formt.
Es wäre schön, wenn man das Weltbild der Medien als einen simplen Propagandatrick der Mächtigen in der Gesellschaft entlarven könnte. Denn das Interesse an Ordnung ist ein vielfältiges Gewebe zwischen dem geordneten Alltag der Zuschauer, korsettiert auch durch die 20-Uhr-Tagesschau, den Dienstagkrimi, die Sportschau, den Frühschoppen, und auf der anderen Seite den Interessen der Herrschenden, manifestiert in den Gesetzen, in der sozialen Marktwirtschaft, in der Freiheit der Geschwindigkeit auf deutschen Autobahnen. Mir ist es zu einfach, glauben machen zu wollen, der Serienkrimi, das Fußballspiel, die keimfreie Nachrichtensendung dienten in ihrer Wohlorganisiertheit einem perfiden Spiel zwischen Lenkung,

Verdummung und Ausbeutung der Menschen. Es herrscht vielmehr die kollektive Lust der vielen am Regelmaß, am Eingängigen, Bequemen, am kleinen Vergnügen ohne Reue.
Die große Zahl von richtig konditionierten, gutbezahlten und schlauen Fernsehmenschen ist in der Lage, dieses kollektive Lustempfinden zu erfassen und umzusetzen in ihr Medium. Die kleine Schar der Kapitalmanager, Politbosse und Kontrolleure unserer gemeinsamen Neurosen leistet dabei Hilfestellung und läßt durch sanften Druck die richtigen Zielmarken finden. Sanft ist der Druck deshalb, weil die Zielmarken immer mit dem jeweiligen Erwartungsstand der Zuschauer verglichen werden müssen, um das Konfliktpotential zwischen Zuschauern und Medien nicht zu groß werden zu lassen. Die relative Wirkungslosigkeit der Propaganda in totalitären Systemen beruht hauptsächlich auf der zu großen Lücke zwischen der Medienwelt und der Zuschauererwartung. Die übertrieben system- und ideologiestabilisierende Absicht zerbricht an der nicht ausreichend zerstörten Wahrnehmungs- und Denkfähigkeit der Zuschauer. Woher rührt der Normierungsdruck von seiten der Zuschauer? Der Ersatz der Intimsphäre durch Medien, vor allem durch Fernsehen, setzt voraus, daß dieses Medium die Intimsphäre nicht offen vergewaltigt. Die kollektive psychische Ordnung der Zuschauer darf nicht zu sehr gestört werden, da diese sich sonst dem Medium verweigern.
Aber sie verweigern sich nicht. Wenn durchschnittlich über 50 Prozent der deutschen Menschen jeden Tag mehrere Stunden mit dem Medium leben, trotz eines reichhaltigen Angebots durch die Freizeit-, Konsumgüter- und Kulturindustrie, dann spricht das für die hohe Übereinstimmung von Medien- und Zuschauerwelt. Langeweile, Ärger, Schmerz und Lust befinden sich in einem angenehmen Mischungsverhältnis. Auch die gelegentlichen Schocks berühren nicht das Lebensgefühl der vielen. Die innere Ordnung wird immer wieder bestätigt durch die medial erlebte Ordnung. Zwiespälte werden überklebt, Ängste nicht geschürt, das Weltgefühl nicht erschüttert. Das setzt voraus, daß die gemeinsam erlebte Weltvorstellung in Sachen Alltag, Politik, Familie, Liebe, Gewalt oder Freiheit immer wiederkehrt, stets das Gute siegt am Ende von allen ängstigenden Informationen.
Mit diesem immer wiederkehrenden Märchenschluß zieht es die Zuschauer in seinen ordnenden Bann, an jedem Tag, in jeder Sendung. Durch seine dramaturgischen Mittel kann es jedes Ereignis, jedes Spiel, selbst Nachrichtensendungen zu einem guten Ende bringen. Das Minimum ist der ›Gute Nacht‹-Spruch zum Programmschluß mit dem verheißungsvollen Ausblick auf einen neuen Medientag.
Der Serienkrimi, made in USA oder Germany, hat die Stabilisierung der Ordnung zum unterhaltenden Lustprinzip erhoben. Die modernisierte Struktur des altbackenen Kasperle-Theaters, geliftet durch Inhalte wie

Alkoholismus, Drogenkonsum, korrupte Industrielle, Manager etc., schimmert immer wieder durch. Die Freude der Kinder, wenn das Kasperle schließlich das Krokodil, den Räuber und den Wolf besiegt, belegt den ursprünglichen Drang zur Ordnung, zum Sieg des vermeintlich Guten, eine immer wieder neue Freude, wenn der eifersüchtige, frauenmordende Arzt, der brutale Zuhälter, der korrupte Manager oder perverse Mörder zur Strecke gebracht wird. Bis in kleine dramaturgische Details hinein wird bestätigt, daß Ordnung schön ist und Spaß macht, wohingegen Unordnung häßlich macht, Menschen wie Dinge zerstört und als Gefahr erkannt und beseitigt werden muß. Die Krimis infiltrieren als permanente Werbespots der Polizei das Ordnungsweltbild der Zuschauer. Es ist immer wieder angenehm, die Wiederherstellung der Ordnung zu erleben, die Welt der Serienhelden mit ihren Sicherheitsaccessoires, dem männlichen Auftreten, den Lollies, den gewürzten Sprüchen, der unerschütterlichen Selbsttreue und dem Sieg des kleinen Ordentlichen über die vielen Bösewichter. Der Bestätigungscharakter einer wohlgeordneten Welt, wie er neben dem Unterhaltungseffekt mitgeliefert wird, macht das eigentliche Behagen an dieser Form von Medienwelt aus.

Kanalisiert wird auch die Angst vor der individuellen Katastrophe. Mord, Drogenkonsum, Erpressung oder Bankraub sind nicht das Alltägliche, Allzumenschliche, sondern bleiben abweichendes Verhalten von ›Tätern‹, so sehr sie auch im Milieu der Zuschauer angesiedelt sein mögen. Die zur Schau gestellten Extremfälle des abweichenden Verhaltens lenken den Betrachter von den gesellschaftlichen Ursachen genauso ab wie von der persönlichen Betroffenheit als Opfer oder Täter. Die klammheimliche Freude an der Gewalttat korrespondiert mit der klammheimlichen Angst, selbst Opfer zu werden. Beides aber wird in der geordneten Medienwelt mit der Tragik des Opfers und dem Showdown des Täters zum richtigen Ende gebracht. Die Normen der Hollywood-Pictures haben weltweite Verbreitung gefunden, da sie die Wünsche der vielen an die Medien verkörpern: Das Böse darf nicht siegen, es dürfen keine Kinder sterben, der Held muß die Traumvorstellungen der Zuschauer verkörpern, der Grundsatz von Recht und Ordnung sich als stärker erweisen denn alle konkurrierenden Mächte. Damit ist die individuelle Katastrophe weitgehend ausgeklammert, erscheint als unverdienter Sonderfall und nicht als Norm. Mord, der nach der Statistik im wesentlichen sich im Familien- und Bekanntenkreis abspielt, wird in die Welt der Bösewichter und Outcasts abgeschoben. Die Normalität wird nicht als Katastrophe erkannt und demaskiert, sondern als wünschenswerte Zielvorstellung immer wieder bestätigt. Von dieser Grundstruktur abweichende Medienprodukte sind leicht zu identifizieren, da sie in Form von ›anspruchsvollen‹ Produktionen daherkommen und damit selbst verhindern, ernst genommen zu werden. Aber auch im konventionellen Gewand einer Serie

hätten sie kaum eine Chance, da sie vom geübten Zuschauer mit sicherem Instinkt erkannt und abgelehnt werden, wenn sie nicht seinem intimen Ordnungsmuster entsprechen.
Ähnlich programmiert wie die Serienunterhaltung läuft die Nachrichtenvermittlung über das Medium. Die zwei Themenschwerpunkte der Nachrichten sind die Institutionen mit ihren Erfolgen und Konflikten sowie die Katastrophen. Die Konflikte der gesellschaftlichen Institutionen dienen in hervorragender Weise der Ordnung des Individualschicksals. Im Konflikt von Parteien, Arbeitgebern und -nehmern, Wirtschaft, Staat und Bürgerinitiativen manifestiert sich eine feste, geordnete Welt, deren Kleinkrisen sich mit einigen Schnittbildern von gutgekleideten Managern optisch bewältigen lassen. Der Konflikt zwischen Staaten regrediert auf überfröhliche Staatsmänner, die sich etwas unbeholfen auf Sofas gegenübersitzen. Auch Kriegsszenen werden immer wieder eingefangen: von jungen, dynamischen Reportern, die einen blendend inszenierten Angriff abspulen lassen, wie man ihn auch in den einschlägigen amerikanischen Kriegsfilmen nicht besser findet. Und Lohnkonflikte werden durchs Fernsehen erst schön. Von grauen, übernächtigten, unrasierten Gesichtern werden dem Zuschauer die schwer erkämpften Tarifprozente mundgerecht mit dem notwendigen Wenn und Aber präsentiert.
Bei Aktionen von Bürgerinitiativen oder Kernkraftgegnern kann ein Einsatz so brutal und unterdrückend gar nicht sein, daß nicht ein Sprecher der Polizei oder des zuständigen Innenministeriums die Dinge wieder geradezurücken wüßte. Auch wenn bei der gewaltsamen Räumung der freien Republik Wendland am Bohrplatz von Gorleben widerstrebende Kernkraftgegner fortgeschleppt werden und der Zuschauer einige brutale Szenen erleben kann, rückt sofort in einem länglichen Statement der Innenminister des Landes Niedersachsen die Polizeiaktion mit den Worten ins richtige Licht: hier hat eine geordnete Räumung ohne Gewaltanwendung stattgefunden. Die eben noch identifizierten Bilder von strampelnden Demonstranten und prügelnden Polizisten erstrahlen in mildem Glanz, wie bei der Einweihung einer neuen Autobahnbrücke. Die Institutionen werden maximal dargestellt, die Kamerastandpunkte für die notwendigen Schnitte sind den Kameraleuten vor Ort seit langem bekannt, Reporter und Interviewpartner kennen sich ebenfalls meist seit langem. Es gibt keine Überraschungen.
Wenn ich gelegentlich für die Tagesschau einen Beitrag mache, weiß ich von vornherein, daß ich nur 90 Sekunden Zeit habe. Auch das Ereignis ist stets ein genormtes, also »institutionelles«. Meine Raster sind damit bereits vorgegeben.
Das gilt auch für den kritischen Fall, für die Hauptausgabe Tagesschau um 20 Uhr den einzigen und abschließenden Bericht vom letzten Schriftstellerkongreß in München zu machen. Trotz seiner kritischen und eigenständigen

Haltung ist der VS Institution. Er kommt also vor im Medium. Die akute Krisenlage für den Reporter: Hauptthema des Kongresses war Strauß' Äußerung über Engelmann und Kollegen, sie seien »Ratten und Schmeißfliegen«. Wie komme ich da ums Problem herum, die helle Entrüstung des Kongresses korrekt zu berichten, ohne meine eigene Entrüstung gleich mitzutransportieren oder dem Zuschauer Anlaß für eine emotionale Regung zu geben? Die hätte nämlich gleich wieder den Hammer der CSU provoziert. Die Lösung: auf schnellen Schnittbildern von Teilnehmern der Saaltotale bringe ich meine allgemeinen Worte unter, die »Ratten und Schmeißfliegen« decke ich mit einem Originalton vom IG-Druck-Vorsitzenden Mahlein ab. Er ist ebenfalls Institution, sagt entrüstete, aber wohlgesetzte Worte, die auch bei den Nachrichtenagenturen als Headline laufen. Meine News über den Problempunkt ist damit journalistisch und politisch abgesichert, die 20 Krisensekunden über das einschlägige Thema rauschen schnell genug vorbei, um das Ungeheuerliche am Strauß-Vergleich nicht zu offenbar werden zu lassen. Emotion und Entrüstung der Zuschauer bleiben unter der Reizschwelle, die CSU protestiert nicht, die Kollegen loben mich für die mutige Berichterstattung. So ist das.

Institutionen und Konflikte stellen das Medium schon lange nicht mehr vor die Frage, wie das alles dem Zuschauer präsentiert werden soll.

Die Katastrophen hingegen sind die Würze im Nachrichtengeschäft. Ein italienisches Terroropfer, vom Balkon fallende Geiseln, brennende spanische Hotels mit Verzweiflungssprüngen von hohen Stockwerken: das bringt schon etwas Prickeln und Betroffenheit über den Schirm. Aber auch diese Einbrüche ins Wohlgeordnete können nur kurze Zeit ungehemmt auf dem Bildschirm existieren. Rasch werden die entschlossenen Terroristenverfolger genannt, die Geiselnehmer erschossen, die Feuerwehr erscheint am Brandort. Gänzlich offene Situationen wie die der Flüchtlinge in Südostasien rufen Medienhilfe hervor, wie die Aktion ›Ein Schiff für Vietnam‹, die bezeichnenderweise von einem Fernsehkritiker organisiert wird. Fernseh-Sofort-Aktionen für Kambodschaflüchtlinge, äthiopische Flüchtlinge, afghanische Flüchtlinge erleichtern nach Katastrophenmeldungen die Bewältigung dieser Phänomene. Da die Reaktion auf Bilder von Verhungernden, Erschossenen, Gequälten besonders stark ist und von den üblichen Mechanismen nicht abgefangen werden kann, muß hier die Chance zur helfenden Tat für den Zuschauer eröffnet werden. Erst die Spende stabilisiert wieder das irritierte Gleichgewicht des Wohnzimmers.

Die Mechanismen der Weltordnung der Medien richten sich nach deren Organisation. Als Grundformel kann gelten, daß in öffentlich organisierten Medien wie in Großbritannien oder der Bundesrepublik die Welt mehr aus handelnden Institutionen besteht, im geordneten Miteinander und Gegeneinander, während in der privatwirtschaftlich betriebenen elektronischen Medienwelt die Katastrophen überwiegen. Für die gefällige Ordnung alles Gezeigten sorgen im Privatsystem die Geldgeber der Werbung, im öffentlichen Fernsehen rückt das gewachsene Einvernehmen zwischen Programmherstellern, Publikum und Institutionen die Proportionen zurecht. Abweichendes Handeln wird mit Ausschluß geahndet. Die Mechanismen gegenseitiger Kontrolle sind von allen interessierten Seiten der Gesellschaft bereits so sehr verfeinert worden, daß sie in die Köpfe der Programmproduzenten und Fernsehdirektoren eindringen konnten. Die Gewißheit des richtigen Mittelmaßes bewahrt den Zuschauer vor überraschenden Konfrontationen und das Medium Fernsehen vor Problemen mit seiner Klientel. Die Verantwortlichen im Fernsehen befinden sich in einer permanenten Diskussion über den neuesten Stand des gemeinsamen Orientierungsmittelmaßes, das als goldener Schnittpunkt zwischen den Interessengruppen, Zuschauererwartungen und der professionellen Eigendynamik gelten könnte.
Vom elektronischen Medium ist also nichts zu erwarten, was die Sicherheit der geordneten Verhältnisse durcheinanderbringen könnte. Nach einer kreativen Aufbruchsphase der fünfziger und sechziger Jahre hat sich das Medium in den siebziger Jahren zu einer stabilisierten Institution formiert, die ihren Stellenwert in der Gesellschaft hat, wie es so schön heißt.
Daß Stabilität und Sicherheit so sehr zum Kennzeichen der Fernsehwelt geworden sind, hat seine Ursache im ständigen Anwachsen dieses Bereichs und seiner zunehmenden Bedeutung für das Einzelschicksal in unserer Gesellschaft. Orientierung im Leben läuft fast nur noch über die Medien. Weil jedoch Auseinandersetzung an der technischen Einseitigkeit des Mediums scheitert, müssen die Konflikte bereits im Medium selbst abgehandelt und zu einem beruhigenden Ende gebracht werden, um den Zuschauer nicht zu überfordern oder zu ängstigen.
Die mediale Vermittlung von täglichem Leben aber, die so wenig greifbar, kontrollierbar und erlebbar ist, beunruhigt von vornherein in ihrer Mischung aus Flüchtigkeit, Ballung und Verzerrung. Es gibt also ein doppeltes Motiv, Sicherheit der Form und der Inhalte, Ordnung des Ablaufs und der übermittelten Botschaften zu erzeugen, um beim Zuschauer Wohlbefinden hervorzurufen. Hilfsmittel sind stereotype Bilder in den politischen Sendungen, in den Serien, den Shows, eine verschleiernde Sprache, die in jeder Aussage gleich ihr Gegenteil miteinbezieht, die immer gleichen Gesichter der

beliebten Stars, Moderatoren, Serienhelden, Politiker. Dadurch kann der Zuschauer einen Teil der verlorengegangenen Existenzsicherheit wiedergewinnen. Wann immer er das Gerät einschaltet, findet er sich zurecht, die gewohnte, bekannte Welt stellt sich sofort her.
Eine anspruchslose Welt, die als Beschäftigungsobjekt den Betrachter nicht zu sehr fordert. Die immer da ist, wenn man sie braucht, die abgeschaltet werden kann. Physiognomie und Mienenspiel der Moderatoren, Showmaster, Politiker sind der Verletzlichkeit der Zuschauer angepaßt. Die sparsame Geste, die kleine Emotion, das leise Wort kommen am besten an. Ein Tagesschausprecher, der zwanzig Jahre lang gleich aussieht, ein Frühschöppner, der über fünfundzwanzig Jahre eitel-gefällig palavert, sie schaffen Kultur, Tradition und Sicherheit.
Und diese intim-reduzierte Kommunikation wird hergestellt in mächtigen Betonpalästen, Banken und Versicherungen vergleichbar. Bevölkert mit sozial abgesicherten Technikern, Journalisten und Bürokraten. Von der Wirtschaft, den Politikern und den Zuschauern gleichermaßen angebetet und unter Druck gesetzt. Ein Druck, der den Spiegel des Lebens den jeweiligen Wünschen anpassen will, der Bestätigung und Verstärkung der eigenen Interessen und Lebens- oder Geschäftsziele sucht. Und die Betonkästen mit den gesicherten Programmherstellern können schon lange nicht mehr nach vorne ausweichen, in die Welt des Neuen, Unbekannten, Offenen. Sie haben sich einpassen lassen in die Welt der anderen Betonkästen, und das leise Wort, die sparsame Geste und die kleine Emotion sind abgefeimte Routine, die den Zuschauer um die wahre Empfindung betrügen. Die routinierte Behandlung von allem Mitteilenswerten, das Training der Professionals, alles sympathisch verkaufen zu können, auch Terroropfer in Blutlachen, oder zerstückelte Absturzleichen mit einem tapferen Herunterschlucken und etwas festerer Stimme zu einer akzeptablen News zu machen, all das versichert den Betrachter der medialen Welt in seiner normalen Betrachterhaltung.
Gedanken eines frustrierten Redakteurs für ein esoterisches Leserpublikum mit Empfänglichkeit für die Laszivität der schmerzvollen Selbstbespiegelung? Die Erkenntnise, wie sie bei der Herstellung von Kommunikation durch Fernsehen entstehen, sind nicht vermittelbar. Sie liegen tatsächlich auf der Linie von Nina Hagen oder Joseph Beuys, die nur noch in der schockierenden Aktionskunst eine Chance sehen. Und das ist im Medium nicht möglich, wird von der Meute der Kommunikationsnormierer gnadenlos zur Strecke gebracht. Diese Normierer sind eine gewaltige Koalition von Programmzeitschriften, Interessenvertretern, Zuschauern und willigen Programmherstellern, also Redakteuren, Direktoren, Intendanten. Ihre Haupteigenschaft und Fähigkeit besteht darin, Konflikte zu minimieren, Problemfälle im Frühstadium zu erkennen, durch richtige Personalentscheidungen

das Entstehen von Problemen bereits von vornherein auszuschließen. Ihre Sensibilität für die Gefährdung der psychischen Sicherheit der Zuschauer ist unvorstellbar groß. Sie kämpfen immer siegreicher gegen die neurotischen Programmhersteller, die auch Unversichertes, Ungeklärtes, Offenes und Quälendes für notwendige Programminhalte halten. Die Direktoren wissen, daß der Beuys nur in einsdreißig (= 1 Minute 30 Sekunden), bestehend aus siebzehn Filmschnitten, zumutbar ist. Nina Hagen, das wissen wir jetzt, ist überhaupt nicht mehr zumutbar. Wer die Gelegenheit hatte, den Strauß-Film »Der Kandidat« zu sehen, hat die atemberaubende Beobachtung machen können, daß bereits eine normale Routinebesprechung im Bundeskanzleramt, von Schlöndorffs Kameramann gefilmt, alles das aussagt, was aus den Köpfen der Politiker dann zur Politik gerinnt: Die Erkenntnis von grauer, hastiger Leere, die in den täglichen Fernsehschnipseln dem Kleinformat zum Opfer fällt, nicht das Gefühl und die ständig mobilisierbare Angst erreichen und entzünden kann. Übrig bleibt die vorgestanzte Information, Unterhaltung in Portionen, die den Konsum nicht behindern.
Es ist ein verdammt gutes Gefühl, daß man in 122 Staaten der Welt Coca-Cola trinken kann und es schmeckt überall gleich gut.

Daniel Defoe
Über Versicherungen

Versicherungen unter Kaufleuten gelten, wie ich glaube, als Gewohnheitsrecht und sind im Handelsstande seit undenklicher Zeit im Gebrauch, wenn sie auch vielleicht nie so wie jetzt ein Gewerbe gewesen sind.
Es ist ein zwischen Kaufleuten geschlossener Kontrakt. Seine Entstehung war ein Unfall beim Handel und Furcht und Mißmut, welche sich solcher bemächtigten, die in einem einzigen Schiffe sich größeren Gefahren ausgesetzt haben, als sie es hinterher für klug hielten. Sie entdecken ihre Besorgnis anderen, die vielleicht keine Waren in demselben Schiffe hatten, und bieten ihnen an, für einen Teil des Gewinnes auch einen Teil des Risikos zu übernehmen. Aus der Bequemlichkeit entstand eine Gewohnheit, und diese brachte ein System hinein, bis es schließlich ein Gewerbe wurde.
Die Gesetzlichkeit der Sache ist über jeden Zweifel erhaben, da jedes Risiko beim Handel des Gewinnes halber übernommen wird. Und wenn ich genötigt bin, in diesem oder jenem Fahrzeug eine größere Warenladung zu haben, als mein Vermögen mir zu verlieren gestattet, so kann sich doch gewiß ein anderer dazu erbieten, mit mir zu gehen; und ebenso wie es billig ist, daß, wenn ich einem anderen einen Teil des Gewinnes abtrete, er auch einen Teil des Risikos übernehmen muß, so ist es auch billig, daß, wenn er teil an einem Risiko nimmt, er auch teil am Gewinne haben muß. Einige bemängeln die Ungleichheit der Prämie im Verhältnis zu der Gefahr, wenn der Versicherer auf dem Meere von Jamaica bis London das Risiko von 100 £ für 40 s läuft, was, wie sie sagen, widersinnig und ungerecht ist. Obgleich für Geschäftsleute dieser Einwand kaum der Antwort wert ist, so scheint er doch denen richtig, die nichts Besseres wissen. Und zur Belehrung solcher belästige ich den Leser mit einigen Punkten:
Erstens muß man in Betracht ziehen, daß der Versicherer kein großes Kapital einsetzt.
Zweitens hat der Versicherer nur ein einziges Risiko, während der Versicherte ein Risiko gehabt hat bei der Hinreise, ein Risiko bei dem Kredit im Auslande, ein Risiko auf dem Markte, ein Risiko mit seinem Geschäftsvertreter und auch noch ein Risiko für den künftigen Markt. Daher sollte er auch einen entsprechenden Gewinn haben.
Drittens. Wenn es eine Handelsreise war, so hat der Wagende vielleicht 3-4

solcher Prämien gezahlt, welche bisweilen den Versicherer mehr von der Reise gewinnen lassen als den Kaufmann. Ich selbst habe 100 £ Versicherungen auf solche kleine Prämien gezahlt bei einer Reise, von der ich nicht 50 £ gewonnen habe. Und vermutlich bin ich nicht der erste, dem es ebenso ergangen ist.

Diese Versicherungsart hat, wie andere Handelskünste, ebenfalls in unserer Zeit einige Verbesserungen erfahren, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf. Der erste Schritt in dieser Hinsicht war ein Versicherungsamt für Häuser gegen Feuerschaden. Der allgemeine Ruf schreibt das Projekt dem Dr. Barbone zu, einem Manne, der besser bekannt ist als Häuserbauer denn als Arzt. Ob es ihm zukommt oder wem sonst, will ich nicht untersuchen; es wurde begründet auf einem Fonds von Grundabgaben für den Fall des Verlustes und begegnete einer sehr günstigen Aufnahme.

Ihm folgte bald ein anderes, auf Gegenseitigkeit beruhendes, wobei alle Mitglieder ihre Beiträge einzahlen, um das etwa abgebrannte Haus eines Teilhabers wieder aufzubauen. Ich will nicht entscheiden, welches Projekt das bessere ist oder mehr gedieh, doch glaube ich, bringt das letztere dem Erfinder am meisten Geld ein.

Nur eine Wohltat kann ich nicht übergehen, die diejenigen, welche in keiner der beiden Gesellschaften sind, von ihnen haben. Wenn nämlich in versicherten oder unversicherten Häusern Feuer ausbricht, so haben beide eine Anzahl frischer Burschen, meist Pferdetränker, welche durch bestellte Wächter zusammengerufen werden und, wie man zugeben muß, recht tätig und sorgsam dabei sind, das Feuer löschen zu helfen.

Gewiß könnte noch manche fernere Verbesserung an Versicherungen im Handel gemacht werden, und ich zweifle nicht, daß unter Bezahlung einer geringen Abgabe an die Regierung der König zum Generalversicherer des ganzen überseeischen Handels zu machen wäre. Hiervon mehr in einem anderen Kapitel.

Ich bin ferner der Ansicht, daß ein zur Versicherung von Hypotheken errichtetes Amt in einer Zeit, wo dieselben so unsicher sind wie jetzt, ein vielleicht aussichtsvolles Projekt wäre, wenn es sich auf einen tüchtigen Fonds stützt. Doch will ich hierüber nichts weiter sagen, da einige Personen in London den Plan in die Hand genommen zu haben scheinen, und da der Gedanke übrigens auch nicht von mir herrührt.

Lebensversicherungen kann ich nicht bewundern. In Italien allerdings, wo Dolch und Gift so im Schwange sind, mag manches für etwas derartiges sprechen, ebenso wie für etwaige Leibrenten. Doch habe ich keins von beiden loben hören.

Einen anderen Versicherungszweig bilden die auf Beitragszahlungen beruhenden oder, um den vorher erwähnten Ausdruck zu gebrauchen, die auf Gegenseitigkeit begründeten Gesellschaften. D. h. eine Anzahl von Leuten geht einen gegenseitigen Kontrakt ein, einander zu helfen, falls Unglück oder Not sie betreffen sollte.

Wenn die ganze Menschheit zu einer solchen Ordnung zusammenträte, so könnte alles dem nämlichen Zufall Unterworfene sichergestellt werden. Eins aber ist bei dieser Art von Versicherungen besonders erforderlich: Es können nur diejenigen aufgenommen werden, deren Verhältnisse in gewissem Grade gleich sind. So muß die Menschheit in gewisse Klassen eingeteilt werden, und je nach der Verschiedenheit der Zufälligkeiten, denen sie unterworfen sind, bildet jede eine Genossenschaft auf gleicher Grundlage. Denn die Lebensverhältnisse der Menschen weichen bedeutend voneinander ab durch Alter, Körperbeschaffenheit und Beschäftigung. So steht ein auf dem Lande Lebender in anderem Verhältnisse als einer auf See, ein Jüngling in anderem als ein Greis, ein Ladenbesitzer in anderem als ein Soldat. Ich habe nicht die Absicht, den streitigen Punkt der Prädestination, das Vorauswissen der Beschlüsse der Vorsehung, zu entscheiden. Wenn vielleicht jemand im voraus bestimmt war, in den Laufgräben getötet zu werden, so hieß ihn die nämliche Vorsehung Soldat werden, damit es so käme; und das gleiche gilt vom Seemanne. Aber wenn ich von zweiten Ursachen rede, so bin ich dessen sicher, daß ein Seemann oder ein Soldat mehr dem Spiele des Zufalls unterworfen ist als ein anderer und daher nicht auf gleichem Fuße mit ihm steht, um solch eine Genossenschaft zu bilden. Auch ist eine Rente auf das Leben eines solchen nicht so viel wert als auf das von anderen Leuten. Käme daher eine Gesellschaft überein, an den Testamentsvollzieher jedes Mitgliedes so und so viel nach dem Abscheiden dieses Mitgliedes zu zahlen, so würden sicherlich die Erben von Seeleuten einen Vorteil haben und mehr erhalten, als sie bezahlen. Daher ist es notwendig, die Welt in Gruppen zu sondern – Seeleute zu Seeleuten, Soldaten zu Soldaten u. dgl.

Das ist ja auch nichts Neues; die Gegenseitigkeitsgesellschaft darf die Erfindung dieser Methoden nicht für sich beanspruchen oder uns der Entlehnung von ihr zeihen, wenn wir dieses System auch auf andere Zweige ausdehnen; denn soviel ich weiß, ist von ihr nichts weiter entlehnt als der bloße Name, den sie auch durchaus nicht für eine bedeutende Erfindung halten kann.

Ich kann sie auf eine ganz einzeln dastehende Praxis in anderen Dingen verweisen, welche auf das Gewohnheitsrecht seit länger als dem Anfange des letzten Jahrhunderts Anspruch macht. Ich meine unsere Marschländer und Sümpfe in Essex, Kent und der Insel Ely, wo viele Landstriche mit großer

Mühe und ungeheuren Kosten der See und den Flüssen abgewonnen und mit Ufern, Deiche genannt, versehen worden sind. Die Eigentümer jener Landstriche kommen überein, für die Instandhaltung jener Deiche und die Fernhaltung der See beizusteuern – ganz wie bei einer Versicherungsgesellschaft. Habe ich nun ein Stück Land in einer Ebene oder Marsch, das nirgends an das Meer oder den Fluß grenzt, so zahle ich dennoch meinen Beitrag zur Erhaltung des besagten Deiches oder Ufers, und wenn zu irgendeiner Zeit die See hereinbricht, so wird der Schaden nicht dem auferlegt, in dessen Land sich der Dammbruch ereignete – falls er nicht durch seine Nachlässigkeit veranlaßt wurde – sondern er ruht auf dem ganzen Lande und wird »gleiches Los« genannt.
Ferner weiß ich, daß das System bei Reitertruppen benutzt wurde, besonders wenn angeordnet war, daß die Soldaten sich selbst beritten machten. Hier zahlte nach Übereinkunft jeder einzelne Soldat etwa 2 d (= pence) pro Tag von seinem Solde in eine allgemeine Kasse, welche dazu verwendet wurde, jedem der Truppe ein neues Pferd anzuschaffen, der durch irgendeinen Zufall das seinige verlieren sollte.
Ferner bildet der Beitrag der Seeleute zur »Kasse« in Chatham eine weitere Gegenseitigkeitsgesellschaft, und noch mehr solcher ließen sich anführen.
Gegen die Gesetzmäßigkeit dieses Systems sprechen, hieße sowohl die allgemeine Billigkeit als auch die Menschenliebe verachten. Denn ebenso wie es von meinem Nächsten gültig gegen mich gehandelt ist, mich, wenn ich in Not oder Krankheit verfalle, zu unterstützen, so ist seine Handlungsweise nur billig, wenn ich mich verpflichtet hatte, dasselbe für ihn zu tun; und wenn Gott der Allmächtige uns geboten hat, in Not einander zu helfen und aufzurichten, so muß es sicherlich empfehlenswert sein, uns selbst durch Übereinkunft zu verpflichten, jenem Gebote zu gehorchen. Ja es scheint dies sogar ein Projekt zu sein, zu dem wir durch die göttliche Vorschrift geführt werden, und es hat einen solchen Umfang, daß meines Erachtens dadurch alle Unglücksfälle in der Welt verhindert und die Menschheit gegen alles Elend, alle Dürftigkeit und Not, die sich im Leben zutragen, geschützt werden könnte. Ich bitte nunmehr um die Erlaubnis, auf einzelnes einzugehen.
Zunächst könnte dadurch allgemeiner Friede der ganzen Welt gesichert werden, wenn alle Mächte übereinkämen, den zu unterdrücken, der seinem Nachbarn schadet und dessen Rechte sich anmaßt. Gegen alle Wechselfälle des Lebens könnte man sich durch dieses System schützen. Wie es schon gegen Feuer geschehen, so gegen Diebe, Überflutungen von Land, Stürme zur See, Verluste aller Art, und in gewissem Maße gegen den Tod selbst, dadurch, daß man dem Überlebenden die Kosten vorher abnimmt.
Ich will mit den Seeleuten beginnen, denn da sie größeren Zufälligkeiten unterworfen sind als andere, so scheinen sie zuerst in Betracht zu kommen.

Seeleute sind les enfants perdus, »der Welt verlorene Hoffnung«; sie sind Burschen, die dem Schrecken die Stirn bieten und mit den Elementen in beständiger Fehde leben, die durch den Zauber ihrer Kunst an den Grenzen des Totenreiches sich bewegen und immer, wie man sagen kann, um eine Schußweite vom Grabe entfernt sind. Zwar läßt sie ihre Vertrautheit mit der Gefahr dieselbe verachten, weshalb aber gewiß niemand sie für klüger halten wird; und die Gewöhnung hat sie so verhärtet, daß sie die gottlosesten Menschen sind, obgleich sie stets ihren letzten Augenblick vor Augen haben.

Ich habe bei der Behandlung dieser Leute in England einen großen Irrtum bemerkt, welchen diese Art von Versicherungsgesellschaft abstellen würde: Wird ein Seemann, der freiwillig oder gepreßt in den Königlichen Dienst getreten ist, durch irgendeinen Unfall verwundet oder dienstunfähig, so erhält er ein lebenslängliches Jahrgehalt, welches die Seeleute »Schmerzensgeld« nennen, und dessen Höhe sich nach der Art ihrer Verletzung richtet, z. B. für den Verlust eines Auges, Armes, Beines, Fingers u. dgl. Ebenso wie jener Verlust etwas sehr Ehrenvolles ist, so ist es nur vernunftgemäß, daß ein armer Mann, der im Dienste der Regierung seine Glieder verliert, welche sein Vermögen darstellen, und dadurch unfähig gemacht wird, durch seine Arbeit sein Brot zu verdienen, versorgt wird und nicht wegen des Fehlens der Gliedmaßen, welche er im Dienste seines Vaterlandes verlor, betteln oder Hunger leiden muß.

Man sehe sich nun die Seeleute im Dienste der Kaufleute an. Für sie wird nicht die geringste Fürsorge getroffen, was den Verlust manches guten, reich beladenen Schiffes, welches sonst gerettet worden wäre, herbeigeführt hat. Und doch sind die Seeleute dabei in ihrem Rechte. Es trifft z. B. ein Kauffahrer, der vielleicht mit reicher Ladung von Indien kommt, auf ein Kaperschiff, das nicht so stark ist, daß der Kauffahrer im Kampfe unterliegen müßte und nicht ungeschädigt entkommen könnte.

Der Kapitän ruft seine Mannschaft zusammen und sagt ihr: »Leute, ihr seht, wie die Sachen stehen; ich bin überzeugt, wir könnten den Kaper loswerden, wenn ihr mir beistehen wollt.« Einer aus der Mannschaft, ebenso bereit zum Kämpfen wie die übrigen und ebenso weit davon entfernt, ein Feigling zu sein, wie der Kapitän, mit etwas mehr Verstand als seine Genossen, erwidert: »Edler Kapitän, wir sind alle zum Kampfe bereit und zweifeln nicht daran, daß wir ihn zurückschlagen, aber die Sache liegt so: Werden wir genommen, so werden wir ans Land gesetzt und dann nach Hause geschickt und verlieren vielleicht unsere Kleider und etwas Löhnung; wenn wir aber fechten und den Kaper schlagen, so können vielleicht zehn von uns verwundet werden oder Gliedmaßen verlieren, und dann ist es um uns und unsere Familien

geschehen. Wollt ihr uns einen Schein dafür ausstellen, daß die Schiffseigentümer oder Kaufleute denjenigen, welche verstümmelt werden, ein Jahrgeld aussetzen, damit wir nicht für das Schiff kämpfen und selbst betteln gehen müssen, so wollen wir das Schiff losbekommen oder mit ihm sinken; anderenfalls will ich für meinen Teil nicht kämpfen.« Der Kapitän kann das nicht tun; so streiken sie und Schiff und Ladung sind verloren.
Wenn ich dieses angenommene Beispiel in eine wahre Geschichte verwandeln und das Schiff und den Kapitän, der so handelte, namhaft machen sollte, so würde niemand dieselbe bezweifeln. Deshalb wünschte ich, zur Ermutigung der Seeleute im Dienste des Kaufmannes, daß man eine auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungsgesellschaft errichtete. Alle Matrosen oder sonstigen Seefahrer sollten ihren Namen, Aufenthaltsort und die Reisen, welche sie zu unternehmen beabsichtigen, auf einem Versicherungsamt für Seeleute angeben und dort einen festen kleinen Vierteljahrsbeitrag von 1 s zahlen, wofür ihnen die Vorsteher jenes Amtes auf die nachstehenden Artikel hin einen untersiegelten Schein ausstellen:
Wird ein solcher Seemann durch Kampf oder einen anderen Unfall auf See dienstunfähig, so sollte er von besagtem Versicherungsamt die folgenden Geldsummen, wie es ihm beliebt, entweder als lebenslängliche Pension oder als Kapital erhalten:

Für den Verlust	eines Auges	25 £	oder	2 £	lebenslänglich pro Jahr
	beider Augen	100 £		8 £	
	eines Beines	50 £		4 £	
	beider Beine	80 £		6 £	
	der rechten Hand	80 £		6 £	
	der linken Hand	50 £		4 £	
	des rechten Armes	100 £		8 £	
	des linken Armes	80 £		6 £	
	beider Hände	160 £		12 £	
	beider Arme	200 £		16 £	

Kurkosten für jeden Arm-, Bein- oder Schenkelbruch . . . . . 10 £
zum Lösegeld bei Gefangennahme durch die Türken . . . . . 50 £
Wird jemand krank und unfähig, zur See zu gehen
oder sich wegen Alters oder Krankheit zu erhalten . . . . . 6 £ jährlich
Wenn sie getötet werden oder ertrinken, an ihre
Frauen . . . . . 50 £

In Anbetracht dieses soll jeder der Gesellschaft angehörende Seemann sich verpflichten, gegen Quittung von besagtem Amte seinen Teil der Summe zu zahlen, sobald und sooft solche Ansprüche erhoben werden. Diese aber sollen im Amte angegeben werden, worauf die Direktoren, wenn der Beweis als genügend erbracht angesehen wird, die Ausschreibung vornehmen und sie durch Druck veröffentlichen.

Angenommen z. B., es treten 4000 Seeleute dieser Gesellschaft bei und nach 6 Monaten – denn niemand sollte eher als in 6 Monaten Ansprüche erheben dürfen – werden nach einem Kampfe eines Kauffahrers mit einem Kaper mehrere Ansprüche erhoben; etwa wie folgt:

A wurde verwundet und verlor ein Bein	50 £
B verlor durch Pulverexplosion ein Auge	25 £
C wurde durch einen Schuß der Arm weggerissen	100 £
D wurde durch einen Splitter ein Auge ausgeschlagen	25 £
E wurde durch einen Schuß getötet; an seine Witwe zu zahlen	50 £
	250 £

Die Direktoren bestimmen hierauf die Ansprüche dieser Personen und veröffentlichen: »In Anbetracht dessen, daß die und die Seeleute, Mitglieder der Versicherungsgesellschaft, in einem Gefecht mit einem französischen Kaperschiff so und so verletzt worden sind, haben die Direktoren nach den Statuten und dem mit besagtem Amte eingegangenen Vertrage ihre Ansprüche im Betrage von 250 £ für richtig befunden, von welchem nach Verteilung auf die Mitglieder auf jeden 1 s 3 d kommt, welche Summe alle Mitglieder für ihre bezüglichen Unterzeichnungen zu zahlen aufgefordert werden, damit besagten verwundeten Personen in dem Maße geholfen werde, wie man unterstützt zu werden erwartet, wenn der gleiche oder ein ähnlicher Zufall einen selbst trifft.«

Es ist für jeden nur eine geringfügige Abgabe, 1 s 3 d von seiner Löhnung abzugeben, um 5 Verwundete in seiner Genossenschaft zu unterstützen. Wenn ihm aber gleichzeitig versichert wird, daß, falls er selbst verletzt oder verstümmelt würde, er dieselbe Unterstützung haben solle, so erkennt das jeder als etwas so Vernünftiges an, daß kaum irgend jemand außer einem unbesonnenen Burschen, der an nichts denkt, es unterlassen könnte, in eine solche Gesellschaft einzutreten.

Ich will auf die Sache nicht näher eingehen, weil ich vielleicht den Gedanken einigen Personen zur Ausführung überantworten kann, und dann mag die Welt selbst die Wohltat anerkennen.

2. *Für Witwen*

Die nämliche Art von Gegenseitigkeitsgesellschaft, sollte ich meinen, ist auch für Witwen empfehlenswert. Eine übergroße Zahl gut erzogener und an ein gutes Leben gewöhnter Frauen ist nach ein paar Jahren zu Grunde gerichtet und, vielleicht noch jung, ohne Mittel zum Unterhalt mit einer Schar Kinder zurückgeblieben. Dies findet sich gewöhnlich bei den Frauen der niederen

Geistlichen, Ladenbesitzer und Gewerbetreibenden. Diese Leute heiraten Frauen mit einer Mitgift von vielleicht 300-1000 £ und können ihnen kein Leibgedinge ausmachen. Entweder sind sie verschwenderisch und müßig und brauchen es auf oder verfallen in Krankheiten, oder Verluste und tausenderlei Zufälligkeiten bringen einen Handeltreibenden in Armut, und er wird bankrott. Die arme junge Frau hat vielleicht 3-4 Kinder und muß ihre Zuflucht zu tausenderlei Mitteln nehmen, während er nach Mint oder Friars geflohen ist, um sich dem Bankrottgesetze zu entziehen. Stirbt er aber, dann ist es, falls sie keine Freunde hat, zu denen sie gehen könnte, völlig um sie geschehen.

Angenommen nun, es würde ein Amt unter dem Namen Witwenversicherungsamt unter folgenden Bedingungen errichtet:

2000 Frauen – oder ihre Gatten für sie – tragen ihre Namen in eine zu diesem Zwecke aufliegende Liste ein nebst Namen, Alter und Geschäft ihres Gatten, und ihren Aufenthaltsort. Sie zahlen ein Eintrittsgeld von 5 s und 1 s 4 d pro Quartal zur Bestreitung der Unkosten für Haltung des Amtes, der Schreiber und erforderlichen Beamten; denn ohne Kosten läßt sich nichts halten. Jede von ihnen erhält einen vom Amtsschreiber untersiegelten und von den Direktoren unterschriebenen Schein für die nachstehend verzeichneten Fälle:

Wird nach Ablauf von 6 Monaten nach ihrem Eintritt irgendeine Frau zur Witwe, so soll sie, 6 Monate nach der ordnungsmäßig erfolgten Anzeige und Angabe ihrer Ansprüche auf dem Amte, die Summe von 500 £ bar empfangen, ohne weitere Abzüge als einige kleine Spesen für die Beamten, deren Höhe von den Kuratoren bestimmt und bekannt gemacht wird.

In Anbetracht dieses verpflichtet sich jede der Gesellschaft beitretende Frau, sooft ein Mitglied derselben zur Witwe wird, den auf sie fallenden Teil der 500 £ für besagte Witwe einzuzahlen, vorausgesetzt daß dieser Beitrag nicht die Summe von 5 s übersteigt.

Die Frauen von Seeleuten oder Soldaten sollen aus den oben erwähnten Gründen – weil ihrer Männer Leben anderen Zufälligkeiten ausgesetzt ist als das anderer – bei diesem Vorschlage nicht Berücksichtigung finden, es sei denn unter der Bedingung, daß sie nicht außerhalb des Königreiches sterben.

Als fernere Ausnahme könnte man hinstellen, daß, wenn die Anspruch erhebende Witwe bona fide, zu eigenem Gebrauche, nach Abzug aller Schulden und Vermächtnisse von ihrem Gatten 2000 £ als Hinterlassenschaft erhalten hat, sie mit ihrem Anspruch zurückgewiesen werden soll, da der Zweck der Gesellschaft der ist, der Armut zu helfen und nicht den Reichtum zu vermehren. Gegen einen solchen Artikel liegen jedoch erhebliche Einwände vor:

1. Er könnte manche zum Meineide verlocken.

2. Das Testament ließe sich so einrichten, daß die Ausnahme umgangen würde.

Eine Ausnahme aber muß jedenfalls gemacht werden, nämlich entweder sehr ungleiche Ehen – wenn etwa eine neunzehnjährige Frau einen Siebziger heiratet – oder Frauen mit siechen Gatten. Um deren Aufnahme zu verhindern, sollte zweierlei geschehen:

1. Das Amt muß Agenten haben, die sich über derartiges unterrichten sollen; stellen sich solche Verhältnisse heraus, so sollte in einem Zeitraum von 14 Tagen das Amt den Betreffenden das Geld zurückschicken und ihre Mitgliedschaft für erloschen erklären.

2. Keine Frau, deren Gatte an einer ausgesprochenen Krankheit leidet, sollte vor einem Jahre nach ihrem Eintritt Ansprüche erheben dürfen.

Gegen meinen Vorschlag läßt sich ein großer Einwurf machen: Wie will man die Leute zwingen, ihr Eintrittsgeld oder ihren Quartalsbeitrag zu zahlen?

Hierauf antworte ich: Durch keinen Zwang, obgleich sich der auch ausüben ließe, sondern alles ist freiwillig, nur mit der Triebfeder, daß, wenn jemand seine Zahlungen nicht fortsetzt, er den Vorteil auch seiner früheren Beiträge verliert.

Gegen ein derartiges Projekt läßt sich der einleuchtende Einwand erheben, daß die Zahl der Ansprüche so unbestimmt ist, daß niemand weiß, wozu er sich verpflichtet, wenn er beitritt; denn es können von zweitausend jährlich so viele sterben, daß der Jahresbeitrag auf 20-25 £ anwächst; und wenn etwa eine Frau 20 Jahre lang so viel bezahlt, um schließlich doch nur 500 £ zu bekommen, so erleidet sie einen bedeutenden Verlust; wenn sie aber vor ihrem Gatten stirbt, so hat sie sein Vermögen beträchtlich verringert und geschädigt.

Hierauf sage ich erstens: Nach meiner Absicht müßte ein solches Unternehmen so klar und bequem sein, daß, wenn jemand nach seinem Beitritte findet, die Zahlungen seien zu hoch oder die Ansprüche würden zu häufig erhoben, ihm jederzeit die Freiheit gelassen werde, auf seinen Antrag davon befreit zu werden und damit aller ferneren Verpflichtungen überhoben zu sein. Wenn das der Fall ist: volenti non fit injuria. Jeder weiß am besten, was ihm seine Umstände erlauben.

Da ferner der Tod ein Ereignis ist, dessen Eintreten kein Mensch genau berechnen kann, so muß jedes Mitglied mit dem Zufall rechnen. Um jedoch ein ganz unbegründetes Vorurteil hiergegen zu vermeiden, wollen wir ein wenig die Wahrscheinlichkeit des Zufalls prüfen und sehen, wie viele von 2000 Mitgliedern jährlich sterben, indem wir die Durchschnittszahl der Gestorbenen der Zahl der Lebenden gegenüberstellen.

Sir William Petty hat in seiner Statistik mit Hilfe einer sehr geistreichen Berechnung festgestellt, daß die Zahl der Gestorbenen jährlich in London

1:40 ist, und er beweist die Richtigkeit dieses Verhältnisses nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ich will mein Schema ihm entlehnen.
Wenn demnach von allen Bewohnern Englands einer unter vierzig stirbt, so wären es von unseren zweitausend jährlich fünfzig; und müßte eine Frau für jeden Todesfall 5 s zahlen, so hieße das von vornherein sich verpflichten, bei Lebzeiten ihres Gatten jährlich 12£ 12 s zu zahlen, um bei seinem Tode 500 £ zu bekommen, und es zu verlieren, wenn sie zuerst stürbe. Selbst dann wäre die Möglichkeit des Gewinnes noch groß genug, um einen Beitritt vernünftig erscheinen zu lassen.
Ich will jedoch einige Gründe anführen, um zu erweisen, daß unser Fall noch ganz anders liegt:
Erstens nimmt Sir William Petty die Einwohnerzahl der Stadt London auf etwa 1 Million an, und unsere jährliche Sterblichkeitsliste erreichte bisher nie, selbst in den ungesundesten Jahren (Seuchenjahre ausgenommen), die Zahl von 25 000; bisweilen waren es nur 20 000, d. i. einer unter fünfzig. Nun muß man hierbei in Betracht ziehen, daß Kinder und alte Leute durchschnittlich wenigstens ein Drittel unserer Sterblichkeitslisten ausmachen, und unsere Versicherungen betreffen einzig in mittleren Jahren stehende Leute, das einzige Alter, wo das Leben etwas beständig ist. Dieses zugestanden, können nach dieser Berechnung nicht mehr als einer unter achtzig solcher Personen jährlich sterben; doch da ich sicher gehen und dem Zufall Raum lassen will, so will ich annehmen, es sterbe einer zu fünfzig aus der Zahl unserer Mitglieder.
Zweitens: Da unsere Zahlungen nur beim Tode von Ehemännern fällig sind, so darf dieses Verhältnis von 1:50 nicht auf die zweitausend angewandt werden, denn vermutlich werden wenigstens ebenso viele Frauen sterben als Männer, für welche nichts zu zahlen ist. Das Höchste nach meiner Vermutung wird 1:50 auf 1000 sein, was 20 Beiträge à 5 s ausmacht, im Ganzen also 5 £ jährlich. Und wenn eine Frau 20 Jahre lang so viel zahlt und dann selbst Anspruch erhebt, so hat sie noch genug gewonnen, und beansprucht sie überhaupt nichts, so ist ihr Verlust auch nicht allzu groß gewesen. Ich glaube wirklich, jedes Versicherungsamt brauchte auf eigene Gefahr hin nicht mehr als 6 £ jährlichen Beitrag zu fordern, um dem Mitglied, falls es Witwe wird, 500 £ zu sichern.
Ich unterlasse es, auf diesen Gedanken genauer einzugehen, da ich in anderen Druckschriften Gelegenheit haben werde, darüber mich ausführlicher auszusprechen. Einige Freunde nämlich, denen dieses Projekt der Ausführung wert erschien, haben beschlossen, den Versuch damit zu wagen, und ich kann daher den Leser auf die öffentliche Praxis verweisen.
Diese beiden Fälle habe ich als Spezialversuche dafür angeführt, was sich auf dem Wege der Gegenseitigkeit durch Versicherungen machen läßt, und ich glaube ohne Anmaßung behaupten zu dürfen, *daß der nämliche Gedanke*

sich zu Methoden erweitern ließe, die das Elend und die Armut des Menschengeschlechtes verhinderten, und uns gegen Bettler, Gemeindearme, Armenhäuser und Spitäler schützten, und wonach kein Geschöpf so elend und so arm wäre, als daß es nicht seinen Lebensunterhalt als etwas ihm Zukommendes beanspruchen sollte und ihn nicht von der Mildtätigkeit zu erbetteln brauchte.

Kein Mensch, glaube ich, kann eine so nichtswürdig gemeine Gesinnung haben, um aus bloßer Neigung zu betteln, sondern entweder muß es geschehen aus Mangel oder schmutziger Habgier, weshalb ich behaupte, es gibt nur Bettler, die entweder unterstützt oder bestraft werden müßten – oder beides.

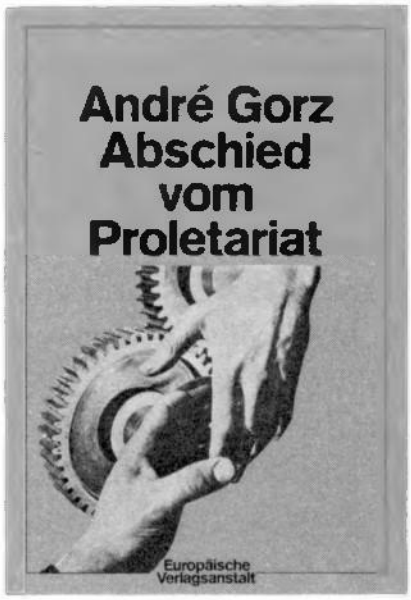
Ich will daher zu einem Plane übergehen, durch welchen jedermann, sei er noch so niedrig, arm und unfähig, für sich einen gesetzmäßigen Anspruch auf einen bequemen Lebensunterhalt erwerben soll, sobald Alter oder Mißgeschick ihn in die Notlage versetzen, davon Gebrauch zu machen. Es gibt eine Armut, die, weit davon entfernt verächtlich zu sein, vielmehr ehrenwert ist, sobald nämlich jemand durch offenbares Mißgeschick, unvorhergesehene Schickung und ohne irgend welches Verschulden seinerseits dazu genötigt wird, bei anderen nach Hilfe zu suchen, wie bei Feuer, Schiffbruch, Verlust von Gliedmaßen u. dgl.

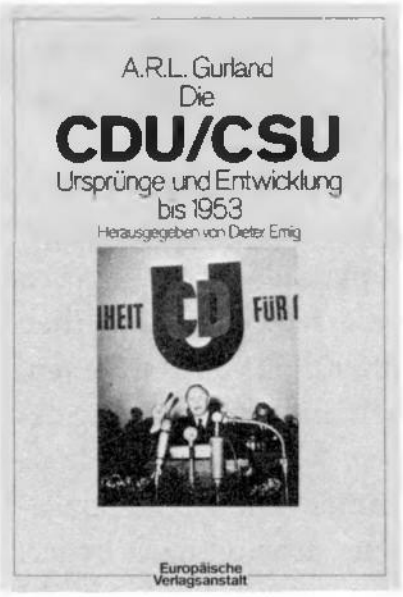
Bisweilen ist dies so augenfällig, daß es die Mildtätigkeit anderer geradezu herausfordert, doch gibt es auch viele in Not geratene Familien, deren üble Lage nicht so öffentlich bekannt ist und die darum doch nicht minder bedürftig sind. Unzählige Umstände lassen den Menschen in Not geraten, und der Druck der Armut nötigt einige dazu, ihre Lage bekannt werden zu lassen oder Hunger zu leiden; daraus entsteht dann die Gewohnheit des Bettelns, aus welcher Faulheit und Müßiggang ein Gewerbe gemacht haben. Das von mir vorgeschlagene Verfahren würde, völlig durchgeführt, die Ursache entfernen und damit naturgemäß auch die Wirkung.

Mangel an Überlegung ist der alleinige Grund, warum die Leute nicht zur Zeit ihrer Jugend und Kraft für Alter und Siechtum sorgen. Der daraus sich ergebende Vorschlag ist kurz folgender: Jedermann sollte in der Zeit seiner Gesundheit und Jugendkraft, während er noch arbeiten und etwas erübrigen kann, einen kleinen, unbedeutenden Teil seines Verdienstes sicheren Händen anvertrauen und es als Unterstützungsfonds für sich selbst liegen lassen, bis er durch Alter oder Unfall unfähig geworden, für sich zu sorgen. Braucht er es durch Gottes Segen nicht für sich oder die Seinigen, so mag der Überschuß dazu verwendet werden, andere Notleidende zu unterstützen.

Wäre in jeder Grafschaft Englands ein Institut für diesen Zweck gegründet, so könnte zweifellos die Armut leicht verhindert und das Betteln völlig unterdrückt werden.

Joachim Hirsch analysiert Wandlungsprozesse in der Bundesrepublik 1980, die weit in die sechziger Jahre zurückreichen: Parteien und Bürokratien verkümmern immer mehr zu Verwaltern ihrer Selbsterhaltung. Hirschs These: In dem Maße, wie der Sicherheitsstaat unfähig zur öffentlichen Auseinandersetzung wird, entstehen politische Chancen für die neuen sozialen Bewegungen. (Etwa 150 Seiten, ca. 15 Mark). – **André Gorz** nimmt Abschied vom Dogma, das Proletariat sei das einzige revolutionäre Subjekt. Angesichts der Frage, wer und was künftige Gesellschaftsveränderung bewirken kann und mit dem Blick auf die neuen sozialen Bewegungen entwirft er eine Theorie phantasievoller Basisdemokratie, die linker Resignation entgegenzuwirken vermag. (Etwa 200 Seiten, ca. 18 Mark). – Deutschland nach 1945: unter dem Schock der „Katastrophe" die hohe Zeit radikaler politischer Programme, hinter denen sich die politischen Gruppen überhaupt erst zu Parteien organisierten – vor allem die CDU/CSU. Deren Weg zur Kanzlerpartei, den **A.R.L. Gurland** exemplarisch nachzeichnet – ist er ein Lehrstück für das Problem des Politischen: Vom Ideal zur Wirklichkeit? Vom Programm zur Macht? Jedenfalls ein spannendes Stück Geschichte der Bundesrepublik. (Etwa 480 Seiten, ca. 38 Mark). – In ihren Gesprächen mit Frauen aus der italienischen Frauenbewegung versucht **Rossana Rossanda,** die erstarrten Fronten zwischen Männerwelt und Frauenemanzipation aufzubrechen. Emanzipation ist nicht eine Frage der Geschlechtszugehörigkeit, sondern die eines – gemeinsamen – kulturellen und gesellschaftlichen Kampfes. Sie ist ein *politisches* Projekt: Einmischung. (Etwa 280 Seiten, ca. 19,80 Mark). **Mehr über unser neues Herbstprogramm erfahren Sie bei Ihrem Buchhändler.** Oder bei uns:





Savignystraße 61–63 **Europäische Verlagsanstalt** *6000 Frankfurt a. M.*

Joseph Huber
Der Markt der Sicherheiten

Sicherheit gibt es nicht gratis. Sie kostet Unsummen – etwa 610 Milliarden Mark sind es in diesem Jahr in der Bundesrepublik: rund 40% unseres Bruttosozialprodukts.[1] Das klingt unglaublich, ist aber genauso wahr wie die folgenden Superlative.

– Das Weltvolumen der privaten Versicherungsprämien in der westlichen und der Dritten Welt liegt gegenwärtig bei jährlich 350 Milliarden Dollar.[2] Das entspricht dem Jahresumsatz von Exxon, General Motors, Mobil Oil, Ford, Texaco, Standard Oil, IBM, General Electric und ITT zusammen.[3]

– Die größte Lebensversicherung, die Prudential Insurance Company of America, besitzt ein Vermögen von 35 Milliarden Dollar. Sie ist damit die größte finanzielle Einheit irgendeiner Art auf der Welt.[4]

– Die deutsche Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BfA) verfügt gegenwärtig über jährlich 60 Milliarden Mark.[5] Dies ist der zweitgrößte Haushalt in Deutschland. Nur der Bundeshaushalt mit über 200 Milliarden ist noch größer.

Vermutlich kann sich kein Mensch unter solchen Zahlen wirklich etwas vorstellen, außer eben, daß Sicherheit big business ist. Es ist *das* Riesengeschäft: die öffentlichen Versicherungen und überhaupt das Netz der sozialen Sicherheit; die private Versicherungswirtschaft; die nationale Sicherheit (Rüstung); die innere Sicherheit, Staatssicherheit, öffentliche Sicherheit und Rechtssicherheit; schließlich die technische Sicherheit und die Sicherung des Eigentums.

Um Riesenprofite geht es dabei allerdings nicht immer. Die ganze Sozialversicherung, die drei Viertel des Geschäfts ausmacht, arbeitet nach Bedarf und ist allenthalben auf staatliche Subventionen angewiesen. Auch die Privatversicherungen, die nach Profit arbeiten, haben Verlustbranchen zu tragen, etwa die Auto-, Feuer- oder Diebstahlversicherung.[6] (Wobei sich ja bei letzterer auch so manche progressive Charaktermaske Jahr für Jahr, verschämt bis unverschämt, an ihrem kleinen Versicherungsbetrug gütlich tut.) Trotzdem werden die Versicherungsfonds immer vermögender.[7]

Private wie öffentliche Versicherer gehören zu jenen feinen Leuten, die weniger feine Dinge lieber von anderen erledigen lassen: neben den Banken sind sie die größten Geldanleger und Geldverleiher. Sie finanzieren die

Geschäfte anderer und lassen andere für sich profitieren. Ihr Geschäft blüht, wenn – und weil – andere mit Schäden und Verlusten zu rechnen haben. Das Sicherheitsgeschäft steht um so stärker da, je schwächer die anderen in unsicheren und risikoreichen Verhältnissen drinstehen. Der Bedarf an Versicherung folgt direkt aus der vorhandenen Verunsicherung. Es ist insofern ein Geschäft eigener Art, aber in seiner Eigenart doch auch ein Musterfall der allgemeinen Geschäftsprinzipien: Vorteile zu schlagen aus den Nachteilen anderer und die eigene Macht aus der Ohnmacht der anderen zu ziehen.

Im Netz der sozialen Sicherheit

Die Sozialleistungen im öffentlichen Sektor bilden den weitaus größten Bereich des Sicherheitsgeschäfts. Drei Viertel der eingangs genannten 610 Milliarden Mark entfallen auf das Sozialbudget.[8] Das Sozialbudget, das seit 1969 von der Bundesregierung als eine Art Sozialindikator aufgestellt wird, enthält alle sozialen Sicherungsleistungen, die der Staat, öffentlich-rechtliche Körperschaften und Arbeitgeber zusammen aufbringen. Das Geld des Sozialbudgets fließt vor allem

– in die Alters- und Hinterbliebenenversicherung (Renten)	40%
– in Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung	30%
– in Kindergelder, Jugend-, Familien- und Sozialhilfen	20%
– in die Arbeitslosenversicherung und die »berufliche Sicherheit« (Verbesserung der Arbeitsmarktchancen)	5%.[9]

Die soziale Sicherung ist heute in ganz Europa ein Gemisch aus staatlicher Sozialhilfe und individueller, aber staatlich organisierter Zwangsversicherung. Ursprünglich hielt man beides für unvereinbar. Sozialpolitisch zerfiel Europa in »Bismarck-Länder« wie Deutschland, Österreich oder Belgien und »Beveridge-Länder« wie Großbritannien, Holland oder Schweden.[10] Das »Bismarckprinzip« bestand in der Anwendung der privaten Versicherung auf den Staat: als gesetzliche Pflichtversicherung bei öffentlich-rechtlichen Körperschaften wie den Reichsversicherungsanstalten oder der Knappschaft. Ansprüche auf Renten oder auf Leistungen bei Krankheit, Unfällen oder Arbeitslosigkeit sollten sich danach richten, wieviel man in den jeweiligen Versicherungstopf an Zwangsprämien (Sozialabgaben) eingezahlt hatte. Das »Beveridgekonzept« dagegen garantierte einfach minimale Sozialleistungen für die lohnabhängige oder erwerbslose Bevölkerung, die von den Lohnabhängigen in ihrer Gesamtheit zu bezahlen waren. Beitragszahlungen und Sozialleistungen sollten weder sonderlich gestaffelt noch sonderlich aneinander gebunden sein. In wenigen Jahrzehnten haben sich beide Ansätze bis zur Unkenntlichkeit vermischt. In Bismarck-Ländern

zahlt der Staat aus Steuermitteln erheblich zu und garantiert minimale Sozialleistungen auch für Nicht-Zahler, und in Beveridge-Ländern gibt es längst gestaffelte Sozialleistungen, die an die individuellen Beitragszahlungen gebunden sind; andernfalls wären ja auch Leistungsprinzip und Lohnhierarchie unterlaufen worden.

Bezahlt wird das Sozialbudget heute etwa zur Hälfte vom Staat. Die andere Hälfte zahlen zu gleichen Teilen die Unternehmen und die Lohnabhängigen in Form von Sozialabgaben.[11] Ihre Gelder werden von insgesamt 1400 Sozialversicherungsträgern verwaltet, wobei sich aber fast das ganze Geschäft auf nur drei konzentriert, nämlich auf die Bundesversicherungsanstalten für Angestellte, für Arbeiter und die knappschaftliche Rentenversicherung.[12]

In allen westlichen Industrieländern müssen die Leute gegenwärtig etwa ein Viertel ihres Einkommens für soziale Sicherung abgeben.[13] In Wahrheit zahlen sie dafür noch viel mehr. Wenn man weiß, daß die Staatskonten vor allem durch Lohn- und Verbrauchssteuern gefüllt werden, wird klar, daß auch der Staat den Leuten nur ausbezahlt, was die Leute beim Staat einzahlen. In den letzten 30 Jahren konnten in allen westeuropäischen Ländern weder Kapital noch Arbeit ihr Stück vom Wachstumskuchen vergrößern. Die Staatsquote aber, der Anteil der öffentlichen Hand am Bruttosozialprodukt, hat ständig zugenommen, und zwar von ca. 20% 1950 auf 35% 1975.[14] Noch um etliches höher ist die Zunahme des institutionellen Geldflusses überhaupt, d. h. der Gelder, die nicht von privaten Haushalten und Privatunternehmen verwaltet werden, sondern von öffentlichen Körperschaften und anonymen Finanzgesellschaften.[15]

Die Sozialversicherung und die staatliche Geldumverteilung haben fraglos ihre Verdienste. Den Sozialstaat einfach »abzubauen«, ohne auch die Verhältnisse »abzubauen«, die ihn erfordern, wäre bloß reaktionär. Es ist trotzdem merk-würdig, daß der Staat für seine sozial offenbar ungesicherten Bürger eine soziale Sicherung organisieren muß – und dabei mit dem Geld bezahlt, das die Leute selbst nicht zahlen können, weil sie es in Form von Steuern und Sozialabgaben dem Staat geben müssen, damit er für sie bezahlen kann – an ihrer Stelle, anstatt sie in die Lage zu versetzen, für sich selbst sorgen zu können.

Gewiß ist das noch nicht die ganze Geschichte, aber offenbar handelt es sich doch um einen ziemlich verdrehten Hergang. Logisch ist er nicht, allenfalls folgerichtig für soziale Reformen, die bewirken, daß alles beim alten bleibt. Profitabel ist der Vorgang vor allem für die Polit- und Sozialbürokraten, weniger in Geldgrößen (obgleich die Gehälter im öffentlichen Dienst inzwischen die höchsten sind), vielmehr als ein Zuwachs an Macht und Herrlichkeit. Mit jeder zwangsgesparten und umverteilten Mark wächst ihre Verfügungsmacht. Sie vor allem, nicht die Betroffenen selbst, bestimmen,

was als soziale Sicherheit gilt und wie sie organisiert wird. Wir haben hier ein deutliches Beispiel für die schleichende Entmündigung der Einzelnen durch professionelle Monopole.[16] Wenn es von vornherein gerecht verteilte Einkommen gäbe und überhaupt eine gerechtere Verteilung der Mittel, die wir zum Leben brauchen, wäre der Sozialstaat schlicht überflüssig. Er beruht auf ungerechten Verhältnissen (z. B. ausbeuterischer Primärverteilung), er kaschiert sie (durch seine nachträgliche Umverteilung), und die Verfügungsmacht der Polit- und Sozialbürokraten reproduziert diese ungerechten Verhältnisse. Zwar wird niemand erwarten, daß sie sich den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Aber zu behaupten, der Sozialstaat diene der Gerechtigkeit, ist Selbstbetrug.

Der private Versicherungsfilz

Eine Kritik am Sozialstaat läuft heute immer noch Gefahr, von Freunden und, schlimmer noch, falschen Freunden mißverstanden zu werden. Deshalb sei deutlich ausgesprochen, daß der Bourgeoisliberalismus und die »Reprivatisierung« von Sozialleistungen bestimmt keine akzeptablen Lösungen bieten. Für die private Versicherungswirtschaft trifft die Bürokratiekritik genauso zu wie für die öffentliche – und als profitorientierte Unternehmen unterliegen sie zudem der gewöhnlichen Kapitalismuskritik.

Die Versicherungsunternehmen stellen durchaus kein altehrwürdiges »Gewerbe« dar, und sie sind auch nicht die hilfreichen und netten kollektiven Solidaritätsfonds, als die sie sich gern ausgeben und die sie eigentlich sein sollten. Die paar hundert »Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit«, die es gibt – finanzielle Solidargemeinschaften, Zwitter aus Verein und Genossenschaft, die nur nach Bedarf und nicht nach Profit arbeiten –, sind wirtschaftlich völlig unbedeutend. Die Versicherungsunternehmen sind, was sie im Englischen und Französischen auch genannt werden: ein kapitalistischer *Industrie*zweig (insurance industry, industrie de l'assurance). Schon die eingangs genannten Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Selbst ein eher konservatives Blatt wie der *Economist* sah sich genötigt, den »private corporate state« der privaten und betrieblichen Versicherungen zu kritisieren und diese selbst als »neue Leviathane« zu charakterisieren.[17]

In der Bundesrepublik wurden 1977 60 Milliarden Mark an privaten Versicherungsprämien gezahlt.[18] Das entspricht 5% des BSP. Rund 500 in- und ausländische Unternehmen teilten sich dieses Geschäft, darunter die »Allianz« als größter deutscher Versicherungskonzern mit 10 Milliarden.[19] Über die Hälfte dieses Geschäfts ist »sozialer« Art. Es entfällt auf Lebensversicherungen und private Unfall- und Krankenversicherung.[20] Der traditionellen »Drei-Säulen-Theorie« zufolge soll die soziale Sicherung ja

zuerst auf der individuellen Privatversicherung ruhen, dann auf der betrieblichen Versicherung und zuletzt, und nur wenn es sein muß, auf dem Staat. Dieses bürgerlich-liberale Subsidiaritätsprinzip, das seiner Grundidee nach durchaus brauchbar ist, hat allerdings einen Haken, und zwar *gerade* unter bürgerlichen Verhältnissen. Eine individuelle Versicherung kann sich nur leisten, wer auch entsprechend gut verdient. So gibt es in der Bundesrepublik zwar 60 Millionen Menschen, aber nur 5 Millionen Lebensversicherungsverträge, wobei wohlhabende Leute oft mehrere Verträge auf sich häufen.[21] Die Wohlhabenderen genießen dann auch noch die bessere individuelle Angepaßtheit der Privatversicherungen. Die Beine von Pelé oder die Brüste von Filmschauspielerinnen, bei Lloyd's of London versichert, wären für öffentliche Körperschaften wohl kaum Geschäftsgegenstand. Ob allerdings diese Art von »Individualität« etwas mit Freiheit zu tun hat, möchte ich bezweifeln.

Die geringere andere Hälfte des privaten Versicherungsgeschäfts bezieht sich auf Sachversicherungen – Feuer, Diebstahl, Transport, Auto, Haftpflicht, Kreditversicherungen und überhaupt alle möglichen Arten von Industrieversicherung. Dieser Markt ist allerdings auch für die Großen schwierig. Das Geschäft wird zwar immer größer, aber die Profite oft immer kleiner bis in die Verlustzone. Die Versicherungsindustrie macht dafür den Staat verantwortlich. Duch gesetzliche Vorschriften – typisch z. B. bei der Kfz-Versicherung – verwandle er das private Geschäft in eine Art »Sozialversicherung«. Daran ist wenigstens so viel richtig, daß heute den meisten Leuten »Steuer und Versicherung« in einem Zug über die Lippen rutscht und beides zusammen als eine Art einheitlicher Staatsabgabe wahrgenommen wird.

Der wirkliche Grund ist aber die gegenwärtig heftige Konkurrenz auf dem Versicherungsmarkt. Seit es die multinationalen Konzerne gibt, hat sich auch das Versicherungsgeschäft internationalisiert. Wenn es die Großindustrie ins Ausland zieht, zieht sie ihre Banken und Versicherungen als Finanziers und Risikoträger zwangsläufig mit. Wenn dieser Run ins industrialisierte Ausland und in die Dritte Welt von einigen einmal begonnen wurde, müssen alle anderen mitziehen.

Erschwerend kommen zwei Umstände hinzu. Zum einen lassen die Konzerne ihre »Hausversicherungen« immer häufiger im Stich: sie haben so große Kapitalreserven gebildet, daß sie inzwischen weitgehend als sog. Selbstversicherer auftreten können.[22] Zum zweiten haben industrielle Risiken ein solches Ausmaß erreicht, daß sich im Schadensfall auch das große Versicherungskapital noch zu klein vorkommen kann. Eine Thalidomid-Katastrophe in der chemischen Industrie kostete britische Versicherungen 20 Millionen Pfund. Die Flugzeugfirma Boeing hat Haftpflichtpolicen bis zu 600 Millionen Dollar. Für die 80er Jahre rechnet die internationale Versicherungsindustrie mit Kosten durch Computerirrtümer in Höhe von 5

Milliarden Dollar. Der Versicherungswert der Kernkraftwerke beträgt 160 Millionen Dollar. Im Schadensfall würden sich die Haftpflichtsummen in Milliardenhöhe bewegen wie bei großen Naturkatastrophen. Als Vergleichsgröße mag dienen, daß ein Erdbeben in San Francisco die Versicherungsindustrie 30 Milliarden Dollar und in Tokio 170 Milliarden kosten würde.[23]

Ähnlich groß und unberechenbar werden die Risiken in anderen Haftpflichtbereichen: Produkthaftung von Unternehmen (z. B. mußte General Motors vor einigen Jahren Zigtausende von defekten Achsen und Bremsen erneuern), Umweltschadensversicherung, Großanlagenversicherung wie z. B. bei schwimmenden Öltürmen oder Öltankern, oder Haftpflicht für Ärzte bei »Kunstfehlern«, für Ingenieurs- und Buchhaltungsfehler. Dieser großtechnologisch und professionalistisch geprägte Haftpflichtmarkt expandiert so rasch, daß die Versicherungsunternehmerschaft von einer »liability explosion« (Haftungsexplosion) spricht. Einerseits müssen sie 'ran, um ihren Marktanteil zu erobern, andererseits wollen sie alle nicht so recht, weil es für sie u. U. sehr teuer werden kann. Sie suchen deshalb verstärkt das vergleichsweise besser kalkulierbare Geschäft z. B. im Bereich der Feuerversicherung und verstärken damit die dortige Konkurrenz, die ihnen – wie sie das nennen – auf die Prämien drückt.

Dennoch kann die Versicherungsindustrie ihren Verlustbranchen wie auch ihren neuen riesigen Haftpflichtrisiken gelassen gegenüberstehen. Denn außer der Lebens- und Sachversicherung kultiviert sie noch einen dritten Geschäftszweig, der für die Versicherten unsichtbar ist und auf den sie keinerlei Einfluß haben. Und dieser dritte Zweig – Kapitalanlagen und Rückversicherung – ist zweifellos der bedeutendste.

Rückversicherung ist die Versicherung der Versicherer. Was den Geschäftsbanken die Zentralbanken sind, ist den Versicherungsunternehmen die Rückversicherung. Es gibt dabei verschiedene Methoden. Die einfachste besteht darin, daß die Rückversicherung z. B. 40% der Schäden zahlt, wenn sie 40% der betreffenden Beiträge erhält. Oder die Rückversicherung zahlt für ständige Rückversicherungsbeiträge alle Schäden in beliebiger Höhe oberhalb einer festgelegten Grenze. Oft funktioniert das Rückversichern auch so: die Rückversicherung zahlt dem Versicherer ein Vielfaches (z. B. das 20fache) der Bezüge, die die Rückversicherung aus einer Police erhält. Wenn z. B. die vereinbarten Bezüge für eine Feuerpolice 100 000 Mark betragen und eine Drei-Millionen-Fabrik niederbrennt, zahlt die Rückversicherung zwei Millionen (2 Mill. = 20 mal 100 000).

Da sich alle Versicherer rückversichern und dafür ein Viertel bis ein Drittel ihrer Beitragseinnahmen an Rückversicherungen weiterleiten, konzentrieren sich bei den Rückversicherern Milliardenbeträge. Die Münchner Rückversicherungsgesellschaft z. B. wies 1977 einen Versicherungsbestand von 32

Milliarden Mark auf und besaß 1978 ein Vermögen von 10 Milliarden Mark.[24] Sie zählt zu den größten derartigen Unternehmen auf der Welt und ist international unter dem Namen *Munich Re* mehr berüchtigt als berühmt. Versicherer und Rückversicherungen sind durch wechselseitige Beteiligungen vielfach miteinander verflochten. Die Allianz ist z. B. mit 25% bei der Münchner Rück beteiligt und die Münchner Rück mit 25% bei der Allianz: der eine ist Hauptaktionär beim anderen. Die Munich Re besitzt ein Dutzend anderer Unternehmen im In- und Ausland und gehört zu den Hauptaktionären von 31 weiteren Versicherungs-, Grundstücks und Vermögensverwaltungsgesellschaften.[25]

Gerade die Rückversicherer machen einen Großteil ihres Geschäfts im Ausland. Sie nehmen dort ausländische Währung ein – und finden sich im Devisengeschäft. Sie sagen, sie seien gelegentlich genötigt, Devisentransaktionen größeren Stils vorzunehmen, um Verluste durch Kursschwankungen zu vermeiden. Das klingt plausibel, aber wirklich kontrollieren kann sie keiner. Die Bank von England allerdings hat britischen Versicherungsunternehmen Währungsspekulation verboten. Sie dürfen Beiträge in ausländischer Währung entweder behalten oder in englische Pfund tauschen, aber nicht z. B. in Deutsche Mark, Schweizer Franken, Holländische Gulden, Amerikanische Dollar oder Japanische Yen. Das aber, heißt es an der Londoner Devisenbörse, sei genau, was z. B. deutsche und japanische Versicherer häufig tun, allen voran die Münchner Rück.[26] 1974 ging die Herstatt-Bank, die zu 81% dem Versicherungstycoon Gerling gehörte, pleite. Dany Dattel, der Devisenhändler der Bank, hatte – vermutlich mit Billigung von Gerling und Herstatt – 1973 mit Devisen in Höhe von 64 Milliarden Mark spekuliert und sich dabei um 32 Milliarden vertan. Das Eigenkapital der Bank betrug aber nur vergleichsweise bescheidene 77 Millionen, und so ließ sich der Konkurs nicht vermeiden.[27]

Aber auch ohne Spekulation bleiben Versicherung und Rückversicherung ein hohes Risikogeschäft. Wenn das Versicherungswesen auf breiter Front einbricht wie z. B. 1974/75 in den USA, brechen die Rückversicherer mit ein. Deshalb suchen Versicherer wie Rückversicherer ihrer Unsicherheit durch sichere Kapitalanlagen zu begegnen. Begründet wird ihre Tätigkeit als Kapitalanleger vor allem mit zwei Argumenten. Erstens mit den Verlusten bei großen Schadensfällen, was Verlustreserven erzwingt. Zweitens mit der langen Laufzeit der Lebensversicherungen. Wer heute einen Vertrag auf 15 oder 30 Jahre abschließt, hat auch 15 oder 30 Jahre Inflation vor sich, die seine Ersparnisse lächerlich gering erscheinen ließen, würden sie nicht Zinsen tragen. Beide Gründe sind plausibel und liefern der Versicherungsindustrie die treuherzigsten Sachzwänge, um sich in reinsten Kapitalgeschäften zu baden, d. h. in Geschäften, bei denen einfach mit Tauschwerten gehandelt wird, deren Gebrauchswertgrundlage völlig verschwunden ist.

Vom Geldverleihen und Kapitalanlegen leben die Versicherungsunternehmen – die öffentlichen übrigens in ähnlicher Weise wie private – heute genauso wie vom eigentlichen Versicherungsgeschäft. Ungefähr ein Viertel ihrer Erträge stammt aus Kapitalanlagen.[28] In der Lebensversicherung ist es gar ein Drittel.[29] Von der gesamten Bilanzsumme von Versicherungsunternehmen entfallen 80-90% auf Kapitalanlagen. Bei der Allianz z. B. waren es 1977 8 von 8,6 Milliarden Mark.[30]
Die Kapitalanlagen der gesamten deutschen Versicherungsindustrie hatten 1978 einen Buchwert von 227 Milliarden Mark. Ihr tatsächlicher Wert wird auf 400 Milliarden geschätzt.[31] Davon entfielen auf

- Grundstücke 12%
- Hypotheken 16%
- Darlehen 39%
- Wertpapiere 27%

Die restlichen 6% entfielen auf Beteiligungen, Schuldbuchforderungen und Spareinlagen.
Die Versicherungen legen dieses Geld teilweise direkt und teilweise indirekt über Banken und Investmentgesellschaften an. Je nach Land – in den USA und Großbritannien mehr, in Deutschland weniger – besitzen Versicherungen, Rentenfonds und Investmentgesellschaften 10-25% aller an den Börsen notierten Aktien.[32] In Großbritannien stammen allein von den betrieblichen Rentenfonds Jahr für Jahr 20-25% aller Investitionen.[33] In einem englischen Bericht heißt es dazu, wenn die Versicherungen und Pensionsfonds im gegenwärtigen Tempo weiterwachsen, werde ihnen bald die ganze Erde gehören.[34] In der Tat gehört ihnen schon viel davon, und vieles, was drin und drauf ist – Minen und Farmland, Wohnhäuser, Fabrikanlagen, Supermärkte und Kunstsammlungen.
Wer es der Mühe wert findet, kann in Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch zusammenzählen, wie viele Grundstücke die 500 privaten Versicherungsunternehmen in Deutschland besitzen. Es sind, Durchschnittswerte hochgerechnet, etwa 20 000 überwiegend bebaute Grundstücke mit einer Ausdehnung von etwa 400 km². Das entspricht ungefähr der ganzen Fläche von Westberlin. Der Wert dieser Grundstücke wurde 1978 mit 25 Milliarden Mark angegeben.[35] Allein die Allianz und die Münchner Rück zusammen besitzen davon tausend Grundstücke im Wert von etwa 1,5 Milliarden.[36] Der Wert von Aktien, Pfandbriefen oder was immer kann sich auflösen wie Schall und Rauch. Wer jedoch über Grund und Boden verfügt, sitzt allemal am längeren Hebel.

Neben den öffentlichen und privaten Versicherungen, als den beiden Hauptgebieten des Sicherheitsgeschäfts, bleiben noch die nationale und innere Sicherheit sowie die technische Sicherheit als kleinere Gebiete. »Kleiner« ist dabei gewiß ein relativer Begriff. In absoluten Zahlen stellt die nationale Sicherheit in Form von Rüstung und Militärausgaben mit ihren 40 Milliarden für sich alleine fraglos einen Riesenbrocken dar, ebenso wie die 20 Milliarden der öffentlichen Sicherheit für Polizei, Staatsschutz und Rechtsschutz.[37]

Letzteres geht nahezu fugenlos in ein weiteres – und stark expandierendes – Gebiet des Sicherheitsgeschäfts über: die technische Sicherheit. Diese beginnt zunächst beim sog. Objektschutz, d. h. der Sicherung von Eigentum durch Zäune, Schlösse, Gitter, Stacheldraht, Glassplitter und Ketten, durch Werkschutz, Leibwächter und bissige Hunde, durch Überwachungskameras, Alarm- und Selbstschußanlagen. Beim Eigentum hört der Spaß eben auf.

Die Zunahme von Eigentumsdelikten und sonstiger Kriminalität legitimiert die personelle Verstärkung und technische Aufrüstung der Polizei. Das Bundeskriminalamt hat in den letzten zehn Jahren seine Planstellen mehr als verdreifacht, und sein Etat ist um das Neunfache gestiegen.[38] Natürlich ist die Kriminalität trotz der »Sicherheitskräfte« nicht gesunken. Im Gegenteil. Statistisch gesehen geht mehr Polizei mit relativ noch mehr Kriminalität einher.[39] Und wurden vor zehn Jahren 55% aller Straftaten aufgeklärt, sind es heute nur noch 45%.[40]

Dafür haben die Polizeichefs ihren Großen Bruder installiert. Meine Paßnummer wird an westdeutschen Grenzübergängen regelmäßig abgelichtet oder notiert. Einmal habe ich mich überwunden zu sagen: »Das ist ja hier schon wie im Osten.« Wenigstens bekam der Beamte noch rote Ohren und war sichtlich verlegen. Die amerikanische Bundesregierung verfügt durchschnittlich pro Bürger über 17 Akten mit persönlichen Informationen.[41] In der Bundesrepublik hat man sich seit 1977 an Telephonabhörskandale und andere Einbrüche in die Privatsphäre so gewöhnt, daß die öffentliche Meinung sich kaum noch erregt und derartige Verbrechen bestenfalls »Affären« nennt.

Die Angst vor diesen Verbrechen wird inzwischen ebenso erfolgreich vermarktet wie die technischen Mittel, die diese Verbrechen ermöglichen – Wanzen, Mikrokanonen, Kameras und Minisender. So gibt es z. B. Apparate zum Telephonabhören und Apparate, das Abhören abzuwehren, etwa den »Scrambler«, eine Art Minicomputer, der die akustischen Signale beim Sender zerstückelt und sie beim Empfänger wieder zusammensetzt – Lauschangriffsmittel und Lauschabwehrmittel, Überwachung und Gegen-

überwachung, Panzerung und nochmals Panzerung. Besser werden kann dabei nichts, allein das innere und private Rüstungsgeschäft blüht.
Der Objektschutz für das Eigentum und der Personschutz für die Eigentümer gehen meist unterschiedslos ineinander über. Die drei Vorhängeschlösser an der Haustür gelten den Bewohnern wie dem Inventar. In gewisser Weise gehören die Bewohner ja durchaus zum Inventar. In den hohen Positionen gilt dies am meisten. Topmanager und Spitzenpolitiker sind, was ihre Funktion ist. In ihren hohen Ämtern haben sie viel Macht zu verlieren und haben eine entsprechende Bunkermentalität entwickelt. Im Windschatten der Terroristenhysterie schufen sie ein prestigebeladenes System von Sicherheitsprivilegien. Ihre Atombunker haben sie sich längst bauen lassen, ihre neuen Betonhäuser gleichen Bunkern, und allein für den Person- und Objektschutz der Politiker geben Bund und Länder dieses Jahr 300 Millionen Mark aus.[42] Nordrhein-Westfalen z. B. hat 40 000 Polizeibeamte, und 5000 davon sind mit Person- und Objektschutz beschäftigt, falls man dieses monotone Wacheschieben eine Beschäftigung nennen kann.[43]
Die privaten Ausgaben in diesem Bereich liegen noch weit höher. Die amerikanische Industrie z. B. gab 1977 für den Schutz ihrer Anlagen und ihrer Führungskräfte über 7 Milliarden Dollar aus.[44] Nach einer amerikanischen Studie belaufen sich die gesamten derartigen Sicherheitsausgaben von Privatleuten – bis hin zum Sicherheitsschloß für Fahrräder – jährlich auf knapp 1% des BSP, in der Bundesrepublik derzeit also auf etwa 14 Milliarden Mark.[45]
Parallel dazu entwickelt sich jener technische Sicherheitssektor, der die Betriebssicherheit von Geräten und die Unfallverhütung betrifft. Gegenüber der kalten Gewalt des Objekt- und Personschutzes erscheint dieser Sektor auf den ersten Blick eher harmlos. Auf lange Frist sind seine freiheitsgefährdenden Folgen allerdings kaum geringer.
Selbstverständlich sind Betriebssicherheit, Arbeitsschutz und Unfallverhütung zunächst einmal sinnvoll und notwendig. Es ereignen sich jährlich immer noch 2 Millionen Arbeitsunfälle, 1,3 Millionen Verkehrsunfälle und 4 Millionen Unfälle im Haushalt und in der Freizeit. Das durch sie verursachte menschliche Leid ist unermeßlich, und die Behandlung oder Beseitigung dieser Unfallschäden kostet jährlich etwa 45 Milliarden Mark.[46] Die jährlichen Brandschäden liegen bei zusätzlichen 15 Milliarden und betragen in allen europäischen Ländern etwa 1% des BSP.[47] Kein Wunder also, daß Staat und Industrie versuchen, etwas dagegen zu tun. Gewiß tun sie es nicht nur aus Menschenliebe, sondern vor allem aus Gründen der Kostenersparnis: selbst die streikfreudigen Franzosen z. B. streiken ihren privaten und staatlichen Arbeitgebern jährlich nur rund 4 Millionen Arbeitstage weg, aber 173 Millionen Arbeitstage verlieren sie durch Unfälle.[48]
Die Lösung des Problems wird in völlig systemtreuen Maßnahmen gesucht:

gesetzliche Vorschriften, Aufsichtsbehörden und Überwachungsinstitutionen. So gibt es z. B. seit 1973 das Sicherheitsingenieursgesetz. Es verpflichtet alle Arbeitgeber, nach einem bestimmten Schlüssel Betriebsärzte und Sicherheitsingenieure, -techniker und -meister zu beschäftigen oder beratend hinzuzuziehen.[49] Diese Leute bilden eine Art technische Sicherheitspolizei, genau wie z. B. der TÜV. Sie sind das »Auge« von Tausenden von Arbeitsschutzbestimmungen, Gesetzen und Verordnungen. Allein z. B. das Maschinenschutzgesetz beruht auf 594 DIN-Normen, 80 VDE-Richtlinien, 93 Unfallverhütungsvorschriften und 46 Sicherheitsregeln der gesetzlichen Unfallversicherung.[50] Rund hundert Organisationen erlassen technische Regeln, darunter das Deutsche Institut für Normung (DIN), der Verband deutscher Elektrizitätserzeuger (VDE), der Verband deutscher Ingenieure (VDI), der Technische Überwachungsverein (TÜV) und die Bundesanstalt für Materialprüfung (BAM). Und seit dem 13. August 1979 gibt es auch noch das »einheitliche Sicherheitszeichen« (GS = geprüfte Sicherheit), das von den amtlichen Prüfstellen vergeben wird.[51]
Ihr neues professionelles Monopol erlaubt es den technischen Sicherheitskräften, selbst dem freien Unternehmertum Grenzen zu setzen, aber es schafft ihm wiederum auch neue Märkte. Die Kosten (und das sind Einnahmen für andere) der »safety promotion« betragen 10-35% vom Stückpreis eines Produkts.[52] Und natürlich verdienen daran die neuen Experten selbst: die sicherheitstechnische Abnahme eines Krans z. B. kostet zwanzig- bis dreißigtausend Mark.[53]

Intensiv leben: warenintensiv

Unterm Strich haben alle erwähnten Sicherheitsmaßnahmen bisher *nicht* mehr Sicherheit gebracht, denn Unsicherheit und Risiken wachsen schneller. Dafür haben sie umso mehr Bürokratie, mehr staatliche und unternehmerische Maßregelungen, mehr Expertenherrschaft und mehr Entmündigung des einzelnen Bürgers zur Folge gehabt. Diese Feststellung gilt für alle hier erwähnten Gebiete des Sicherheitsgeschäfts. Was geschieht hier eigentlich? Und warum geschieht es?
Sicherheit selbst ist nicht (ver-)käuflich. Sicherheit ist keine Ware, sondern ein Bedürfnis wie etwa Gesundheit, Muße und Sinnerfüllung. Nach der »Bedürfnispyramide« von A. Maslow, die das Menschenbild der vorherrschenden Lehrmeinungen nachhaltig geprägt hat, rangiert Sicherheit gleich nach den körperlichen Bedürfnissen.[54] Nun sind aber unsere Bedürfnisse wie auch die Wege ihrer Befriedigung von »fundamentaler Uneindeutigkeit« (William Leiss).[55] Der eine fühlt sich erst nach fünf Schnäpsen wohl und jemand anderem wird davon übel. Die einen empfinden bei bestimmten

sexuellen Praktiken in einem bestimmten Ambiente größte Lust und anderen vergeht sie dabei. Die Frage ist, *wie* und mit welchen Mitteln Bedürfnisse nach Sicherheit befriedigt werden, und warum so und nicht anders. Und dies hängt selbstverständlich sehr stark mit gesellschaftlichen Bedingungen zusammen.

In einer bäuerlich-handwerklichen Gesellschaft, wo die Leute ihre Häuser selber bauen, brauchen sie keine baupolizeilichen Sicherheitsbestimmungen und keine Sicherheitsingenieure. Solange sie sich selbst versorgen, brauchen sie keine staatliche Lebensmittel- und Materialkontrolle und keine staatlichen Versorgungsgarantien. Und solange sie in der Familie und der lokalen Gemeinde auch füreinander sorgen, brauchen sie kein institutionelles »Netz der sozialen Sicherung«, kein Arbeitslosengeld (denn zu tun gibt es allemal genug), keine Lebensversicherung und keine Sterbekasse. Das Getreide auf dem Feld, das Vieh im Stall, die Axt im Haus, das Kruzifix an der Wand – unter solchen Bedingungen versichern sich die Menschen ihrer Lebensbedingungen selbst.

Mit der Entwicklung der Markt- und Geldwirtschaft aber geben die Leute die Kontrolle über diese ihre Lebensbedingungen aus der Hand. Die »Große Transformation«, wie Karl Polanyi diesen Wandel genannt hat, setzt Fremdversorgung an die Stelle von Selbstversorgung, Abhängigkeit an die Stelle von Selbständigkeit, Unmündigkeit an die Stelle von Verantwortlichkeit. Alle großen Sozialwissenschaftler haben diesen fundamentalen Wandel zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht: John Stuart Mill, Karl Marx, Ferdinand Tönnies, Max Weber, Werner Sombart u. v. a.

Das Wort Sicherheit in seiner modernen Bedeutung kam erst mit der Industrialisierung auf. Vorher suchten die Leute Schutz und Geborgenheit, sie trafen Vorsorge, sie hatten Gottvertrauen oder auch keines, und auf sie war Verlaß oder eben auch nicht. An die Stelle dieser Befindlichkeiten treten in der Industriegesellschaft Kontrolle, Planung, Sicherheit, Ab- und Versicherung, Zuverlässigkeit und Kalkulierbarkeit. Es stehen nicht mehr die Betroffenen selbst im Mittelpunkt des Geschehens, sondern der Markt, das Geld und die staatliche und industrielle Bürokratie. Die zwischenmenschlichen Beziehungen nehmen »Warencharakter« an. Sicherheit wird, wie alle Bedürfnisse, ein *warenintensives* Bedürfnis, und Sicherheitsversprechen werden zum Verkaufsargument – für Hersteller von Damenbinden oder für Fluggesellschaften genauso wie für Parteien.

Der Ausdruck »Warenintensität« (goods- oder commodity-intensity) stammt von dem Schweden Linder.[16] Er kennzeichnet damit gesellschaftliche Bedingungen, unter denen Bedürfnisse durch Konsumhandlungen befriedigt werden und die Mittel dazu vor allem durch Fremdversorgung (nicht Selbstversorgung) erlangt werden, und zwar durch geldvermittelte Güter- und Dienstangebote, gleich ob durch einen »freien Markt« oder durch

»staatlichen Plan«. In gleicher Weise hat Ivan Illich »warenintensive« und »subsistenznahe« Lebensweisen einander gegenübergestellt.[57] In diesem Sinne kann man sagen, daß der moderne Begriff Sicherheit ein *Bedürfnis infolge Subsistenzverlust* ausdrückt.[58]
Versicherungsleistungen sind genau wie gepanzerte Wagen für Manager und Minister, was Klaus Traube »defensive Güter« genannt hat: »Mittel zur Verteidigung der Bedürfnisbefriedigung gegen die Folgen der industriellen Gesellschaft . . . Diese defensiven Güter mögen in der gegebenen Umwelt zur Steigerung des Wohlbefindens dienen; in einer vorindustriellen Umwelt dagegen wären sie sinnlos.«[59] Gewiß haben die Menschen auch früher defensiv gehandelt und hatten Angst um ihr Leben. In gewisser Weise sind Unsicherheit und Angst ja durchaus Ausdruck von Freiheit, jedenfalls insofern sie Nicht-Vorausbestimmtheit bedeuten und Selbstüberwindung und verantwortliche Entscheidung verlangen. Deshalb hat Ivan Illich auch die Angst als den Schatten der Freiheit bezeichnet. »Um aber von der Angst als dem Schatten der Freiheit zu sprechen«, schreibt er, »müssen wir erst lernen, sie von einem Grundgefühl unserer Gesellschaft zu unterscheiden, das auch Angst genannt wird, und das ich Abhängigkeitssucht, Sicherheitsgier, Versicherungswut oder kurz Warenangst nennen könnte . . . Die Warenangst drängt die sorgende und wagende Lebensangst aus dem Bereich der Öffentlichkeit.«[60] Sicherheit ist so Ersatz für etwas Verlorenes und zugleich die ständige Angst, auch den Ersatz zu verlieren: nicht beliefert, nicht versorgt, nicht bezahlt, nicht betreut, nicht beschützt zu werden.

Wo Vorbeugen Heilen verhindert

Darüber hinaus hat der Begriff Sicherheit eine Dimension, die durch die Kapitalisierung und Industrialisierung überhaupt erst neu in die Welt gesetzt wurde. Früher fuhren die Leute kein Auto und brauchten daher weder Reifen mit Sicherheitsprofilen noch Sicherheitsgurte. Sie gingen nicht Ski fahren und brauchten folglich keine Sicherheitsbindungen. Sie konnten nicht »arbeitslos« werden und brauchten deshalb auch keine Arbeitslosenversicherung.
Heute dagegen brauchen wir den Versicherungs-»Schutz« selbstverständlich. Ohne diesen »Schutz« wären wir übel dran, ähnlich wie Prostituierte ohne ihre »Beschützer« oder wie heimgesuchte Kneipiers und Ladenbesitzer, die sich weigern, »Schutzgebühren« an ihre Mafia zu zahlen. Es ist das Prinzip »Hände hoch! Geld oder Leben!«, und wer würde da zögern, nach der Brieftasche zu greifen. Treffend ist auch der Bayernwitz: »Heut mach i meim Hund a Freud. Erst schlag i ihn, dann laß i ihn laufn. Was meinst wie der froh is, wenn i ihn net schlag.«

Erst wird durch Kapitalisierung und Industrialisierung ein Problem erzeugt, dann werden zu seiner Lösung neue Gebiete kapitalisiert und industrialisiert. In Wahrheit werden dabei die selbstgeschaffenen Probleme meist nicht wirklich »gelöst«, sondern eher sorgfältig »behandelt« – damit sie nicht verlorengehen, denn sonst würde den professionellen Problembehandlern ihr Geschäft verlorengehen. Die professionellen Problembehandlungsapparate z. B. im Verkehrs-, Sozial-, Schul-, Gesundheits- und Sicherheitswesen sind fester Bestandteil des industriellen Wachstumssystems. Das System wächst nicht trotz, sondern wegen seiner Probleme, denn diese Probleme sind Anlaß, neue Güter und Dienste zu produzieren[61]: gegen die Umweltverschmutzung die Umweltschutzindustrie, gegen Rohstofferschöpfung die Recyclingindustrie, gegen den Sozialverfall die Sozialbürokratie, Polizei und Justiz, und gegen wachsende Unsicherheit und Risikoexplosion die Sicherheitsindustrie.

Das Argument, für Sicherheit sorgen zu müssen, wird systematisch dazu mißbraucht, Herrschaft auszudehnen – von den Parteipolitikern, den Militärs, der Polizei, den Medizinern über die Sozialbürokratien und die technischen Sicherheitsbehörden, die Baupolizei, die Feuerwehr und die Gewerbeaufsicht bis hin zu den Versicherungsunternehmen. Auf dem Gebiet der »Sicherheit« – wie auch bei anderen Diensten, etwa Gesundheitswesen und Sozialarbeit – ist heute ein epochaler Wendepunkt erreicht: Die Lebensunsicherheit und die technischen Risiken sind so groß geworden, daß die Sicherheitskräfte es nicht mehr »verantworten« können, nachträglich auf einen tatsächlichen Sachverhalt zu reagieren; sie beanspruchen vielmehr, vorsorglich und initiativ handeln zu müssen.

Tatsächlich ist ja z. B. der Versicherungs-»Schutz« im Falle einer atomaren Katastrophe offenbar bloß noch ein Witz. Daraus schließen die Sicherheitskräfte selbstverständlich nicht, daß es vielleicht besser sei, keine Atomkraftwerke zu produzieren. Aus ihrem Blickwinkel sind vielmehr alle erdenklichen Maßnahmen zur Erhöhung der Betriebssicherheit durchzuführen – und so greift der technische und soziale Überwachungsstaat Platz. Die epochale Wende besteht im Übergang vom Reagieren auf einzelne tatsächliche Ereignisse zur allgemeinen und totalen »vorsorglichen«, »vorbeugenden« und »vorausschauenden« Erfassung des Geschehens. Dies muß letztlich jede Freiheit ersticken. Daß Vorbeugen besser als Heilen ist, gilt jenseits dieser kritischen superindustriellen Schwellenwerte nicht mehr. Die Krankheiten und ihre Ursachen werden durch diese Art von »vorsorglicher« Symptombekämpfung nurmehr verschleiert oder gar verstärkt.

Ein Grundprinzip einer ökologisch angepaßten Wirtschaft ist es, Risiken möglichst klein zu halten. Dies läßt sich anhand von vorindustriellen und nicht-ausbeuterischen Kulturen vielfach belegen.[62] Die kapitalistische Marktwirtschaft dagegen bringt mit der Maximierung der Profite auch eine

Maximierung der Risiken. Je schwieriger dabei die Verwertungsbedingungen des Kapitals werden, desto größer ist die Bereitschaft, Risiken auf sich zu nehmen. Sicherheit wird so zur »Mangelware«. Sie wird immer »knapper« – und immer kostspieliger.

Deshalb vertreten heute auch viele durchaus systemtreue Versicherungswissenschaftler die Auffassung, daß die Risiken inzwischen schneller wachsen als der Nutzen.[63] Dies ist nur eine andere Umschreibung dafür, daß die industrielle Entwicklung kontraproduktiv geworden ist, daß sie mehr Schaden als Nutzen und mehr Unbehagen als Wohlbefinden erzeugt. Als Anzeichen dafür mag auch gelten, daß die Versicherungsbranche weltweit mit jährlich 14% doppelt so schnell wächst wie die Wirtschaft im Durchschnitt.[64]

Am Beispiel der schon erwähnten großtechnologischen Risiken wird die Kontraproduktivität der Entwicklung besonders deutlich. Als Antwort darauf hat die Versicherungswirtschaft in den letzten 30 Jahren eine neue Wissenschaft und Praxis geschaffen: das Risikomanagement, den technischen Zwillingsbruder des politischen Krisenmanagement.[65] Ein spiritus rector dieser neuen Disziplin ist übrigens der französische Ministerpräsident Raymond Barre. Die Versicherer berufen sich dabei auf Pioniertaten ihrer Geschichte. Die Feuerwehr z. B. ist in den meisten Ländern eine Erfindung der privaten Brandversicherung, in Deutschland der schleswig-holsteinischen Brandgilden vor 400 Jahren.[66] Auch die Schülerlotsen sind auf Anregung der Unfallverhütungsberatungsstellen der privaten Versicherungen eingeführt worden.[67]

Inzwischen gibt es weltweit Hunderte von Instituten zur Schadens- und Katastrophenverhütung, Unfallforschung u. ä. An Dutzenden von Universitäten wurden Lehrstühle für Versicherungswirtschaft und »risk economics« eingerichtet.[68] Heerscharen von Wissenschaftlern und Technikern untersuchen nun Fabrikationsanlagen, den Verkehr, die Familie und das Freizeitleben als »Risikoeinheiten« und entwickeln Maßnahmen, um die Risiken in den Griff zu bekommen. Genau wie z. B. Banken nur Baukredite geben, wenn die Häuser gewisse Kriterien der Wiederverkaufbarkeit erfüllen, versichern die Versicherungsunternehmen nur, wenn gewisse Sicherheitsbestimmungen erfüllt sind – und über diese Bestimmungen bestimmt niemand als sie selbst. Seit z. B. die amerikanischen Unfallversicherer wissen, daß bei Unfällen zu Hause Holzleitern eine große Rolle spielen, werden per Versicherungsvertrag Aluminiumleitern vorgeschrieben.[69] Sie beginnen so buchstäblich, einem vorzuschreiben, wie man sich einzurichten, auszustatten und einzusperren hat.

Die Maßnahmen zielen nicht wirklich darauf, die Risiken abzuschaffen, denn das hieße, die bestehende Industriegesellschaft in Frage zu stellen, sondern darauf, sie zu »kontrollieren«, was immer das heißen mag. Daß AKWs,

Öltürme und Großtanker gebaut oder daß Schönheitsoperationen durchgeführt werden, steht von vornherein nicht zur Diskussion. Es geht lediglich darum, unbefragt hingenommene Schadensrisiken zu mindern und mögliche Schadensfolgen zu mildern. Dafür werden Frühwarnsysteme, Alarm- und Überwachungssysteme technischer wie sozialer Art entwickelt. Die Risiko-Ursachen bleiben unangetastet und der Überwachungsstaat marschiert mit Siebenmeilenstiefeln.

Das Sicherheitsgeschäft demonstriert deutlich wie kaum ein anderes, daß sich in den westlichen Industriegesellschaften gegenwärtig ein neuer Wachstumstypus herausschält. Die Machteliten in Staat, Wirtschaft und Verbänden anerkennen in ihrer Mehrheit *nicht* die gegenwärtigen ökologischen Wachstumsgrenzen. Sie setzen voll auf einen superindustriellen Durchbruch mit Kernkraft, großtechnologisch genutzter Sonnen- und Windenergie, mit Elektronik, Telematik, Biotechnologie, Rüstung und Raumfahrt. Das führt zur Entwicklung eines entsprechenden Dienstleistungssektors. Dieser hat zunächst vor allem technische Sicherheits-, Kontroll- und Überwachungsdienste zu leisten, die ihrer Natur nach allerdings auch schon soziale Überwachungsdienste darstellen. Die neuen Technologien sind des weiteren sehr kapital- und energieintensiv und entsprechend wenig arbeitsintensiv. Sie machen immer mehr menschliche Arbeit im System überflüssig. Das neue Wachstum garantiert nicht die Beschäftigung, bestenfalls noch die Versorgung der Bevölkerung. Diese Versorgung wird mehr und mehr durch sozialstaatliche Dienste geleistet. Da aber bei einem insgesamt schrumpfenden Arbeitsmarkt auch dem Sozialstaat Grenzen gesteckt sind, tritt eine doppelwirtschaftliche Spaltung der Gesellschaft ein: in die »erste Gesellschaft«, deren Angehörige ihr Auskommen im System gefunden haben, und in die »zweite Gesellschaft« der Randgruppen und Subkulturen. Sie sind die an den Rand oder über diesen hinausgedrängten neuen Lumpenproleten. Ihre latente Rebellion muß durch staatliche Repression unter Kontrolle gehalten werden. Die soziale Sicherung verschmilzt hier mit der inneren und der Staatssicherheit, und Sozialarbeiter, Amtsärzte und Polizisten werden gute Kollegen. Sozialstaat und Polizeistaat gehen ineinander über.

Diesen neuen Wachstumstypus nenne ich DDD-Wachstum oder Drei-D-Wachstum. Das erste D steht für die superindustriellen *D*urchbruchsversuche, das zweite D für das Wachstum der *D*ienstwirtschaft durch soziotechnische Sicherheits- und Kontrolldienste, und das dritte D für die Verschärfung der *d*oppelwirtschaftlichen neuen Klassenspaltung. Die beiden letzten D folgen aus dem ersten.[70]

Die »nach-industrielle« Dienstleistungsgesellschaft wird damit nicht den Traum von der neuen Freiheit und vom fröhlich strahlenden Freizeitleben bringen. Sie läuft vielmehr Gefahr, zum Alptraum eines Systems zu werden, das so totale und permanente Unsicherheiten erzeugt, daß es sich ständig und

total absichern muß, und das sich deshalb bemüßigt fühlt, »sicherheitshalber« überall seine Nase hineinzustecken und alle in Sicherungsgewahrsam zu halten. Wo Freiheit als »Sicherheitsrisiko« erscheint, wird »Sicherheit« zur Freiheitsberaubung.

Anmerkungen

1 Davon entfallen 450 Mrd. auf das Sozialbudget. Dieses umfaßt alle sozialen Sicherungsleistungen von staatlichen Stellen, öffentlich-rechtlichen Körperschaften und Arbeitgebern. 80 Mrd. sind Prämienzahlungen an private Versicherungen. 40 Mrd. gehen für die nationale Sicherheit in die Rüstung. Und weitere je 20 Mrd. entfallen auf öffentliche Sicherheit und Rechtsschutz sowie auf technische Betriebssicherheit, Person- und Objektschutz.
Quellen: Sigma. Services économiques de la Compagnie Suisse de Réassurances, No. 5, Mai 1979, S. 10. Geschäftsbericht 1978/79 des Gesamtverbandes der deutschen Versicherungswirtschaft, Köln 1979. Sozialbericht '78 des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, S. 72 u. 170 f. Jahresbericht der Bundesregierung 1978, hrsg. vom Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung, S. 170 u. 345. Gesellschaftliche Daten 1979, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, S. 315. Leistung in Zahlen '78 des Bundesministeriums für Wirtschaft, Bonn 1979, S. 42 f.
2 Sigma. Services économiques . . ., Nr. 5/1979, S. 3.
3 Die Zeit, Nr. 18/25. 4. 1980, S. 19 (Wettlauf des Mammuts).
4 Anatole Kaletsky, Hazards Ahead. A survey of world insurance, in: The Economist, Survey No. 3, 16. Sept. 1978, S. 28.
5 Informationsbroschüre (Wurfsendung) der BfA zu den Sozialwahlen 1980.
6 Anatole Kaletsky, Hazards . . ., a. a. O., S. 3-7; Der Spiegel, Nr. 22/1980, S. 115.
7 Das Wachstum der Versicherungsindustrie war in den letzten Jahren mit durchschnittlich 14% doppelt so hoch wie das allgemeine Wirtschaftswachstum. Vgl. Sigma . . ., a. a. O., S. 3.
8 Quellen vgl. Anm. 1.
9 Sozialbericht '78, a. a. O., S. 65-138.
10 Europe's Economies. The structure and management of Europe's ten largest economies, hrsg. von The Economist, London 1978, S. 26 (The cost of social policy).
11 Der Spiegel, Nr. 14/1980, S. 95/97 (Sozialversicherung: frisch gelogen). Auch Gesellschaftliche Daten 1979, a. a. O., S. 256 f.
12 Sozialbericht '78, a. a. o., S. 137-141.
13 Vgl. Walter Ackermann, State, security and insurance. An analysis of social security policy in some Western Industrial Societies, in: Geneva Papers on Risk and Insurance, No. 10, Nov. 1978, S. 18.
14 Martin Jänicke, Wie das Industriesystem von seinen Mißständen profitiert, Opladen 1979, S. 44. Gesellschaftliche Daten '79, a. a. O., S. 311.
15 The Economist, 4. 11. 78, S. 11 f. (A Private Corporate State).
16 Vgl. dazu Ivan Illich u. a., Entmündigung durch Experten, Reinbek 1979.
17 John Plender, The New Leviathans. Property and the financial institutions, a survey, in: The Economist, 10.-16. 6. 1978.
18 Sigma. Services économiques, a. a. O., S. 10.
19 Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch 1979, S. 52-58. In Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch sowie im jährlichen »Versicherungsreport. Jahrbuch der Versicherungswirtschaft«,

verlegt im Versicherungswirtschaftlichen Verlag Karlsruhe, finden sich relativ ausführliche Geschäftsberichte aller in Deutschland tätigen Versicherungsunternehmen.

20 31. Geschäftsbericht des Gesamtverbandes der deutschen Versicherungswirtschaft, Köln 1979; ebenso Sigma, a. a. O., S. 10.

21 Die deutsche Lebensversicherung. Jahrbuch 1978 des Verbandes der Lebensversicherungsunternehmen, S. 4.

22 Anatole Kaletsky, Hazards . . ., a. a. O., S. 4.

23 Ebenda, S. 11; Orio Giarini, Prospects of growth in economics and risk. Estimating sector growth in world insurance markets, in: Lettre d'information de l'association internationale pour l'étude de l'économie de l'assurance, Nr. 33, Nov. 1976, S. 8.

24 Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch 1979, S. 484 u. 486.

25 Ebenda, S. 481-482.

26 Anatole Kaletsky, Hazards . . ., a. a. O., S. 18.

27 Vgl. Der Spiegel, Nr. 32/1974, S. 24-30.

28 Anatole Kaletsky, Hazards . . ., a. a. O., S. 12.

29 Bernhard Zloch, Die Kapitalanlagen von Versicherungsunternehmen in betriebswirtschaftlicher Sicht, Karlsruhe 1975, S. 3.

30 Ebenda, S. 2 sowie Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch 1979, S. 57.

31 31. Geschäftsbericht des Gesamtverbandes der deutschen Versicherungswirtschaft, Köln 1979, S. 43. Die deutsche Lebensversicherung, a. a. O., S. 41 ff. Der Spiegel, Nr. 23/1980, S. 57.

32 Werner Zimmermann, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der versicherungswirtschaftlichen Kapitalbildung. Dissertation der Wirtschaftswissenschaften, Mannheim 1968, S. 288 ff.

33 John Plender, The new leviathans, a. a. O., S. 7.

34 Ebenda.

35 31. Geschäftsbericht des Gesamtverbandes der deutschen Versicherungswirtschaft, a. a. O., S. 44.

36 Hoppenstedt's Versicherungsjahrbuch 1979, S. 55 u. 483.

37 Gesellschaftliche Daten '79, a. a. O., S. 315. Unfallverhütungsbericht der Bundesregierung 1980, Bundesdrucksache 8/3650, S. 170 u. 345.

38 Martin Jänicke, Wie das Industriesystem von seinen Mißständen profitiert, a. a. O., S. 91.

39 The Economist, Jan. 5/1980, S. 14 (more police, more crime).

40 Martin Jänicke, Wie das Industriesystem . . ., a. a. O., S. 92.

41 The Economist, May 19/1979, S. 49.

42 Stern, Nr. 15/1980, S. 218 (Leibwächter); Monitor, Westdeutsches Fernsehen, Sendung 26. 2. 1980, Bericht von Manfred Bainczyk.

43 Ebenda.

44 Martin Jänicke, Wie das Industriesystem . . ., a. a. O., S. 90.

45 Ebenda.

46 Stefan Jokl, Die Belastung der Volkswirtschaft durch Unfälle, Berlin 1976, S. 311; Unfallverhütungsbericht . . ., a. a. O., S. 5; Gesellschaftliche Daten '79, a. a. O., S. 124; Daten des Gesundheitswesens 1977, hrsg. vom Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, S. 299 ff; Unfall – was tun?, Broschüre der ÖVA-Versicherungen, Mannheim 1972.

47 Tom Wilmot, European Fire Costs. The wasteful statistical gap, in: Geneva Papers on risk and insurance, No. 13, Oct. 1979, S. 85.

48 Pierette Sartin, Le coût des accidents du travail, in: Production et Gestion, No. 287, 1976, S. 7.

49 Gesetz über Betriebsärzte, Sicherheitsingenieure und andere Fachkräfte für Arbeitssicherheit vom 12. Dezember 1973.
50 Otto H. Schiele, Bemerkungen zum gesetzlich bedingten Aufwand in Forschung, Entwicklung und Produktion, in: DIN-Mitteilungen, Nr. 58, 1979, S. 406; vgl. auch die Listen im Unfallverhütungsbericht der Bundesregierung.
51 Unfallverhütungsbericht der Bundesregierung, a. a. O., S. 40 f.
52 Otto H. Schiele, Bemerkungen . . ., a. a. O., S. 407.
53 Ebenda.
54 Die »Bedürfnispyramide« lautet: 1. physiologische Bedürfnisse, 2. Sicherheit, 3. soziale Zugehörigkeit, 4. Selbstwert, 5. Selbstverwirklichung. Es wird unterstellt, daß die jeweils höhere Bedürfnisart akut wird, wenn die jeweils niedrigeren Arten befriedigt sind. Vgl. A. Maslow, Motivation and Personality, New York 1954.
55 William Leiss, The Limits to Satisfaction. On needs and commodities, London 1978, S. 63 ff.
56 Ebenda, S. 30 u. 147.
57 Ivan Illich, Homo Habilis, in: Prisma, Zeitschrift der Gesamthochschule Kassel, Nr. 22/1980, S. 78-83 oder in: Neues Forum, Nr. 309/10 (1979), S. 62-72.
58 Vgl. auch Marshall Sahlins, Ökonomie der Fülle. Die Subsistenzwirtschaft der Jäger und Sammler, in: Technologie und Politik, Bd. 12, 1979, insb. S. 183.
59 Klaus Traube, Wachstum oder Askese? Kritik der Industrialisierung von Bedürfnissen, Reinbek 1979, S. 43/44.
60 Ivan Illich, Vom Recht auf die Angst, Vortrag gehalten am 16. 11. 1977 vor amnesty international in Graz, hektographiertes Manuskript S. 2 u. 6.
61 Vgl. Martin Jänicke, Wie das Industriesystem . . ., a. a. O., S. 10-30.
62 Vgl. James C. Scott, The Subsistence Ethic. A peasant view of security, in: The New Ecologist, No. 3, May-June 1978, S. 75 f.
63 Vgl. Orio Giarini, Prospects of Growth . . ., a. a. O., oder Studies in risk management, Geneva Papers No. 13, Oct. 1979.
64 Sigma, Services économiques . . ., a. a. O., S. 3.
65 Vgl. z. B. Risk Management, Strategien zur Risikobeherrschung, 5. Kölner Tagung 1978, GEBERA Schriften, Bd. 5, Köln 1978.
66 Schadenverhütung zum Nutzen aller, in: 30. Geschäftsbericht des Gesamtverbandes der deutschen Versicherungswirtschaft 1977/78, S. 52; Tom Wilmot, Fire Costs, a. a. O., S. 85.
67 Schadenverhütung . . ., S. 56.
68 The teaching of risk and insurance economics in Europe, The Geneva Papers on Risk and Insurance, No. 4, Janvier 1977.
69 Anatole Kaletsky, Hazards . . ., a. a. O., S. 8.
70 Näheres dazu in meiner Arbeit »Wer soll das alles ändern. Die Alternativen der Alternativbewegung«, Rotbuch 1980.

Sebastian Cobler
Die Sonnenstaatsverdrossenheit des Dr. Herold
Epitaph auf ein Interview mit dem BKA-Präsidenten

Das Unternehmen hatte vielversprechend begonnen: Herold nahm die Einladung, sich von mir für das *Kursbuch* interviewen zu lassen, spontan und mit Interesse an. »Ich verfolge Sie seit Jahren«, verriet er mir am Telephon und empfahl, gleich zwei Termine freizuhalten, weil es ja sicherlich viel zu besprechen gebe. Aus den zwei Treffen wurden schließlich drei: Ich wollte es mir nicht entgehen lassen, von Herold selbst durchs BKA geführt zu werden.

Der Präsident residiert hoch auf dem Neroberg in einem Trakt, der von dem übrigen Komplex des Amtes hermetisch abgeschottet ist. Obwohl hier nur hereingelangen kann, wer auch hereingelangen soll, ist doch die Angst vor ungebetenen Gästen überall zu spüren. Bodyguards belagern die Etage, und noch in Herolds Vorzimmer klebt jener Standard-Steckbrief – »Vorsicht Schußwaffen!« – mit den 13 oder 14 »meistgesuchten Terroristen«, den man aus jedem Postamt kennt.

Herolds Büro unterscheidet sich nicht sonderlich von den Arbeitszimmern anderer Beamter in vergleichbarer Position. Der einzige Reiz, den dieser Raum zu bieten hat: ein herrlicher Blick in den Taunus, wird durch stets dicht geschlossene dicke Gardinen genommen – »aus Sicherheitsgründen«, wie Herold erklärt. Ansonsten nur Berge von Akten, eine ganze Batterie an Telephonen, das obligatorische Portrait des jeweiligen Staatsoberhauptes und – versteckt zwischen all dem dienstlichen Krimskrams auf seinem Schreibtisch – ein in Holz gefaßtes Bronzetäfelchen mit der beziehungsvollen Inschrift: »Captain's word is law«.

Für Herold scheint diese Devise lediglich ein Traum zu sein, nicht aber Wirklichkeit; die stellt sich ihm ganz anders dar: Umzingelt von bornierten Politikern, ungelenken Polizisten und haßerfüllten Publizisten sieht er sich und sein Amt und damit letztlich den Rest der Gesellschaft einem Wildwuchs an »sozialschädlichen Verhaltensweisen« ausgeliefert, der zurechtgestutzt werden müßte und auch könnte, wenn nur »die Datenneurose« ihn daran nicht hindern würde. Jenes »düstere Gemälde«, das beispielsweise Enzensberger im *Kursbuch* als den »Sonnenstaat des Dr. Herold« entworfen habe.

Derartig »finstere Visionen« seien nichts als Denunziation, von deren

permanenter Wiederholung die Politik jedoch nicht unbeeindruckt bleibe. Es setze sich die Ansicht fest, die Polizei müsse noch stärker gezügelt werden. Für ihn sei dies eine »schmerzliche Erfahrung«, zumal er gar nicht auf ein Mehr an Repression aus sei, sondern eine »Prävention neuen Stils« anstrebe. Seine Hoffnung gelte einer Polizei als »gesellschaftlichem Diagnoseinstrument«, einer Polizei, die »Möglichkeiten einer Therapie« dadurch eröffne, daß sie – ähnlich einem Arzt – »ständig den Puls der Gesellschaft fühle« und angeben könne, »wie die Situation ist« oder »was sich entwickelt«.

Letztlich, so räumt er ein, sei das »natürlich ein Sonnenstaat«, aber ein machbarer; ein »Staat der Bürger«, ein »transparenter Staat«, und den könne man »nur technisch« transparant machen.

Die Polizei, das ist sein Ziel, sei als ein kybernetisches System zu konstruieren, das »von sich aus« wirke, wie das Grundmodell der Kybernetik – der Fliehkraftregler: Sobald die Geschwindigkeit den Sollwert übersteige, reguliere sich das System von selbst. »Auf eine höchst elegante Art und Weise« könnte so »eine Vielzahl denkbarer Abweichungsvarianten unter Kontrolle« gehalten werden.

Das »kybernetische Element« sei jedoch abgeschnitten. Durch eine Politik zum Beispiel, die konzeptionslos, nur orientiert an den »Entlastungen des Augenblickdrucks«, wie ein Luftkissenfahrzeug ohne Bodenberührung über den eigentlichen Problemen dahinschwebe, eine Politik, die sich als liberal verstehe und dadurch so vieles mißverstehe. Er wolle niemandem zu nahe treten, dem diese Art der Politik »am Herzen liege«. Wenn Liberalität jedoch bedeuten sollte, der Polizei die »Forschung in der Datenmenge« zu erschweren, dann laufe das auf ein »anti-aufklärerisches« Verhalten hinaus, auf eine »Wissensunterdrückung«, die »im tiefsten Grunde illiberal« sei.

Aber warum von Gespenstern reden? Herold ist keineswegs resigniert; er ist Realist. Er ist ein kühler Rechner, der seine »Bataillone« längst gezählt hat und mit den jeweiligen politischen Konjunkturen bestens auszukommen weiß. Auch die Ministerwechsel können ihn nicht irritieren. Denn während sich sein derzeitiger Dienstherr darum bemüht, mit liberalen Zügen zu versehen, was er persönlich noch vor kurzem mitgeholfen hat zu installieren, setzt Herold unbeirrt und guten Mutes auf jene »Kontinuität der Aufgaben« des Amtes, die vorgegeben sei und der sich auch Minister nicht entziehen könnten.

Wir haben über dieses Verhältnis von Politik und Polizei und über andere Bereiche stundenlang gesprochen. Über Herolds isoliertes Dasein in diesem Bunker BKA; über die Entführungen von Lorenz und Schleyer; über Mogadishu und die GSG 9; über das Kontaktsperregesetz und den Krisenstab; über Hochsicherheitstrakte, politische Prozesse und Amnestie.

Und schließlich über die persönlichen und politischen Auswirkungen seines jahrelangen professionellen Clinchs mit der RAF. Daß sich da längst ein Verhältnis ganz eigener Art herausgebildet hat, mag auch Herold nicht bestreiten. Der Clinch, so sagt er, den er mit dem Terrorismus habe, verbinde ihn und die Terroristen intensiver miteinander, als die und ihn mit den übrigen Teilen der Gesellschaft.

Die Offenheit und Freimütigkeit, mit der Herold Stellung genommen hat, ist streckenweise verblüffend und entwaffnend. Sie hatte sich im Laufe des Gesprächs vermutlich eingestellt, weil – trotz aller Kontroversen – darauf verzichtet wurde, nur Vorurteile oder Stiche auszutauschen. Entwickelt hat sich so ein Photo, das mit dem Selbstauslöser »geschossen« worden ist.

Herold hat sich auf diese Kommunikation ganz zum Verdruß seiner Berater eingelassen. Sie müssen ihn nach Abschluß des Gesprächs dann so massiv bedrängt haben, daß er in letzter Minute Angst vor der eigenen Courage bekam und den geordneten Rückzug antrat: Er hat den für das *Kursbuch* bestimmten Text so gründlich redigiert, daß so gut wie nichts von dem mehr übrig blieb, was tatsächlich ins Mikrophon gesprochen worden war. Entstanden ist ein Text aus der Retorte, der mit den ursprünglichen Argumentationen nur noch die marginalen Ähnlichkeiten von Vorher-Nachher-Konterfeis gemeinsam hat: Das Charakteristische ist retuschiert und eingeebnet.

Da war es nur noch konsequent, daß er auch einige meiner Fragen dem neuen Text freihändig angeglichen hat, wobei die Synchronisation nicht immer klappte. So gesehen wäre es wirklich einfacher gewesen, ich hätte meine Fragen vorher bei Herold eingereicht, oder das *Kursbuch* hätte ihn um eine Geschichte gebeten statt um ein Gespräch.

Vereinbart worden war freilich etwas anderes: Die zur Veröffentlichung vorgesehene 30- bis 40seitige Kurzfassung des fast 300 Seiten starken Protokolls sollte den Sinngehalt des Interviews auf keinen Fall verändern – auch nicht durch die sprachlichen Glättungen, die sich Herold vorbehalten hatte, weil jede Kurzfassung Verkürzungen nun einmal mit sich bringt. Dies ist dann jedenfalls nicht weiter problematisch, wenn die Substanz der Argumentation unangetastet bleibt, das heißt, nicht tendenziös zurechtgebogen oder gar verfälscht wird. Daß ich mich solcher Manipulationen in meiner Druckvorlage nicht bedient habe, wurde von Herold ausdrücklich bestätigt. Ihm schien der Text gleichwohl nicht »mißdeutungs- und zweifelsfrei« genug.

Solch eine fugendichte Fassung ist Herold mit der Überarbeitung gelungen, wofür er allerdings sich viele seiner Worte im Mund herumdrehen mußte. Dadurch hat sich nun gerade eingestellt, was Herold im Gespräch selbst vermeiden konnte: das Bild eines verbohrten und verbissenen Funktionärs der Polizei.

Der neue, bereinigte Text gibt kein Gespräch mehr wieder, sondern liest sich wie eine Mischung aus amtlicher Verlautbarung, Fahndungsblatt und schlechtem Feuilleton. Daß hierfür das *Kursbuch* das falsche Medium ist, hätten Herold und seine Mitarbeiter eigentlich wissen müssen. Für einen Abdruck beider Texte war wiederum der Präsident des BKA nicht zu erwärmen, weshalb dieser knappe und unzureichende Nachruf genügen muß.

Uwe Wesel
Die SPD in uns

Es hatte seit zwei Stunden nicht mehr geregnet. Ich ging über die Koenigsallee. Grüne Bäume, Baumaschinen, weißrote Plastikbänder. Warum die immer Straßen erneuern, die noch völlig in Ordnung sind? Ein großer gelber Omnibus fuhr vorbei. Die gemütlichen großen gelben Berliner Doppeldeckeromnibusse. Hier im Grunewald sind sie ziemlich leer. Hier lebt die upper middle class. Schöne alte Villen, kleine Seen. Und Zementmix mit Eigentumswohnungen. Am Hagenplatz kaufen wir ein. Dort ist eine Bank, eine Reinigung, eine Parfümerie, ein Friseur, ein Café, ein Blumenladen, ein Lebensmittelgeschäft. Eine Grapefruit kostet eine Mark zwanzig, statt achtzig Pfennige, wie in der Stadt. Was habe ich hier? Und was habe ich hier zu suchen. In der Mitte des Hagenplatzes steht ein altes Stationshäuschen. Hier endete früher eine Pferdebahn. Dort kaufen wir jetzt unsere Zeitungen. Eine Pizzeria ist noch drin und ein öffentliches Klo. Die Anlage drumherum ist sehr gepflegt. Weil wir so viele Steuern zahlen, pflanzt die Stadtverwaltung im Frühjahr viele Osterglocken. Alte Bäume stehen dort. Und im Café treffe ich Tomayer.

Er kommt eine halbe Stunde zu spät und hat im Blumenladen eine rote Nelke gekauft. An einem Stiel drei rote Nelken. Für mich. »Wie ist die SPD eigentlich auf die Nelke gekommen?« frage ich. Er antwortet: »Das ist der Nierentisch unter den Blumen, typisch für diese Partei.«

Ich habe zwei Einwendungen. In spätestens dreißig Jahren werden Nierentische ein großer Erfolg auf dem Antiquitätenmarkt sein. Und außerdem habe ich die Nelke auf dem Bild des Kaufmanns Gisze von Holbein in Dahlem immer schön gefunden. Ist es eine Nelke? Ist es in Dahlem? Ja, ich glaube. Holbein der Jüngere. Hans. An der Wand stecken Briefe mit seiner Adresse. Auf dem Tisch ein dicker orientalischer Teppich. Sogenannter Holbein-Teppich. Links an der Wand der Name G. Gisze und darüber der Wahlspruch: Nulla sine merore voluptas. Keine Lust ohne Leid. Auf dem Tisch eine bauchige Glasvase, mit Henkeln und drei Nelken. Wie steht die SPD eigentlich zur Lust? Genauso wie zum Leid?

Ich bestelle eine Tasse Kaffee. »Hier draußen gibt es nur Kännchen«, sagt sie. »Siehst du«, sagt Tomayer, »das ist genau das Problem der SPD: Tasse oder Kännchen«. Und er bestellt sich ein Kännchen Kaffee, einen Piccolo-Sekt

und Rührei mit Schinken. Frühstück um halb zwei. Ich beneide ihn. Das muß eine tolle Nacht gewesen sein.
»Horvath«, sagt er. »Du mußt Horvath lesen. Die Italienische Nacht. Ich lese sie schon zum zehntenmal. Ich bringe sie dir vorbei. Soll ich sie dir vorbeibringen? Dann kannst du über die SPD schreiben.«
Ich hatte ihn angerufen und um Rat gefragt. Was sollte ich machen? Vor drei Monaten hatte ich Carlos zugesagt, ich würde diesen Artikel schreiben. Die Idee fand ich richtig: Die SPD ist in uns drin. Ich bin zwar nicht mehr in der SPD. Aber die SPD ist noch in mir. Rausgeschmissen haben sie mich wegen meiner Ansprache an den KSV. Ich hatte ihnen einen Vortrag gehalten über die Rolle des individuellen Terrors in der Arbeiterbewegung. Und ihnen gesagt, daß wir sie nicht mehr gegen ein Verbot schützen würden, wenn sie nicht sofort mit dieser blödsinnigen Kampagne gegen einzelne Hochschullehrer aufhörten. »Baring raus aus der FU.« Die Kampagne war tatsächlich am nächsten Tag beendet. Ich wurde aus der SPD ausgeschlossen. Zusammenarbeit mit Kommunisten, hieß es. Heute versucht der Glotz dasselbe und nennt es Gespräch mit der jungen Generation. Carlos hatte mich gefragt, und ich hatte zugesagt, weil ich ihn lustig finde, diesen Zwiespalt. Wir weigern uns, SPD zu wählen. Aber am Abend des Wahlsonntags hoffen wir, daß sie gewinnt. Außerdem meinte ich, die Linke solle auch endlich mal sagen, daß die Schmidtsche Außenpolitik jetzt die beste sei, die man in den letzten dreihundert Jahren in Deutschland betrieben habe. Friedenspolitik mit Honecker gegen Russen und Amerikaner. Das muß man doch einmal sagen.
»Was?« sagt Tomayer. »Du bist wohl verrückt! Dafür sollen wir uns auch noch bedanken? Das ist doch selbstverständlich. Es gibt ein Grundrecht auf Frieden. Wenn der damit jetzt seine Geschäfte macht, nur weil er im Amt ist – du kannst dich ja bedanken. Das ist überhaupt eine Idee. Du bedankst dich einfach ganz überschwenglich für diese tolle Friedenspolitik. Ja, du hast recht. Herr Schmidt, wir sind Ihnen für diese staatsmännische Besonnenheit, mit der sie die nächste Wahl gewinnen werden, ungeheuer dankbar. – Ich will dir mal was erzählen. Warst du schon mal im Gewerkschaftshaus? Am Wittenbergplatz?« Nein, war ich nicht. »Nierentische«, sagt er. Tomayer hat etwas gegen Nierentische. »Da ist so eine Pressekonferenz und da steht der Sabet auf, ehrlische Preise, und sagt: Isch bin jetzt noch ein junger Verleger, geben sie mir doch bitte eine Chance. Siehstu, das ist die SPD.«
Sabet ist ein Mann, der hier in Berlin mit Teppichen sehr viel Geld verdient hat. Seine Fernsehwerbung endet immer mit dem Satz: »und ehrliche Preise«. Er hat vor kurzem den Berliner *Abend* gekauft. Ich frage mich, wieso dazu eine Pressekonferenz im Haus des DGB stattfand. Aber vielleicht habe ich das auch nicht richtig verstanden. Der Verkehr am Hagenplatz ist laut. Tomayer spricht heute mittag ziemlich leise. Ja, der Sabet. Nun ist er die

öffentliche Meinung. Horst hat recht. So läuft das bei uns. Ist es schlimm, daß ich mich darüber nicht aufregen kann? Der Zeitungskiosk drüben am alten Stationshaus ist übrigens geschlossen. Der Mann macht drei Wochen Urlaub.

Das Erstaunlichste am Hagenplatz sind diese Spatzen hier im Café. Sie wissen, daß die upper middle class in kleinen Dingen großzügig ist und kleine dreckige Spatzen niedlich findet. Sie kommen bis auf den Tisch, nehmen einen Brocken und kommen bald wieder. Einer geht Tomayer an die Gabel vorm Mund. Horst schimpft laut. Er ist überhaupt sehr lebendig, macht immer ein trauriges und mißmutiges Gesicht und reagiert sehr schnell. Ich mag ihn gern, weil er so angestrengt lebt. Heute trägt er wieder kurze Hosen. Abgeschnittene Jeans. Am Blumenladen vorbei kommt eine junge Frau. Sie ist nicht die erste, die uns heute mittag ablenkt. Viel Aufregendes tut sich hier. Am Nachbartisch, auf der Straße, die Bedienung. Horst ist ein Chauvi. Ich bin auch einer. Aber er ist schlimmer, finde ich. Wir sehen also auf die junge Frau, die vom Blumenladen kommt. Es ist Marcella. Sie trägt Jeans und eine sehr dünne Bluse. Auf der sehr dünnen Bluse sind einige ganz kleine Sternchen aus glänzendem Buntpapier. Sie setzt sich zu uns und trinkt eine Cola. Dann geht sie wieder. Sie wohnt jetzt hier in der Nähe, sagt sie.

Ist die SPD lustfeindlich? Ich sehe Horst an. Er errät meine Gedanken und sagt: »Loki.« Ich sage: »Willy Brandt.« »Ja, aber den haben sie auch abgesägt.«

Wir kommen auf Herbert Wehner und Greta Burmeister. Ein ehrbares Kapitel deutscher Geschichte. Ein alter Mann, der immer im Parlament sitzt, wenn man im Parlament sitzen muß. Der alles weiß. Und klug ist. Und gut und böse. Wir sind uns einig. Horst hat ihn auch schon mal gesehen. Ich leider nicht. Sola bona, quae honesta. Wahlspruch Kaiser Ludwigs des Vierten, des Bayern. Nur was ehrbar ist, ist gut.

Horst versteht mich übrigens nicht. Er denkt, ich will über die SPD schreiben. Dabei meine ich den Widerspruch. »Die Natur liebt es, im Verborgenen zu bleiben«, sagte schon Heraklit. Und Amadeus Müllner: »Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur! Bald möcht' ich in Blut sein Leben schwinden sehn, bald – ihm vergeben.« Tomayer hat keine SPD mehr in sich.

Warum ist das noch in mir drin? Ist es der Wunsch, nicht immer außerhalb des großen Konsens zu stehen? Ich gucke durch Tomayers kleine Augen auf den Hagenplatz, durch sein lebendiges blasses Gesicht. Dahinten geht schon wieder so eine dünne Bluse. Der große Konsens. Glotz, Stobbe, Apel, Vogel, Schmidt. »Den Roth schicken sie jetzt nach Afrika«, sagt Horst, »weil die Marie Schlei soviel Blödsinn gemacht hat«. Ja. Wolfgang Roth. Er ist nun ein Staatsmann geworden. Hat er uns verraten? Er hatte immer einen sehr sicheren politischen Instinkt. Aber mit dem Instinkt ist es wie mit dem

Rechtsstaat. Es kommt drauf an, wofür. Für wen. Für wen setzt er diesen Instinkt ein? Wie war das mit Heinrich Lübke in Afrika? Seine Ansprache am Flughafen: »Meine Damen und Herren, liebe Neger . . .«.
Nora meinte übrigens, das sei auch nur ein Problem derjenigen, die noch die APO miterlebt hätten. Die Jüngeren heute, die alternative Szene, die seien total ablehnend. Da sei überhaupt nichts mehr, nicht die geringste Identifikation mit der SPD, nur totale Ablehnung, allenfalls Gleichgültigkeit. Sie hat wohl recht. Worauf zu antworten ist, daß die SPD bei den Jungwählern die absolute Mehrheit hat. Die Szene ist eine kleine radikale Minderheit, die noch nicht einmal die Resonanz hat wie damals die APO. Und die SPD hat eine Million Mitglieder.
Ich weiß, warum ich nicht mehr in ihr bin. Fritz Lamm soll einmal gesagt haben, mit der SPD sei es wie mit der KPD. Man tritt nicht aus. Man läßt sich rausschmeißen. Er meinte die alte KPD. Also, das weiß ich. Aber warum ist sie noch in mir? Ist es das Gefühl, nicht immer nur Nein sagen zu können? Im großen Konsens zu bleiben? Um noch ab und zu Einfluß nehmen zu können? Ich war schließlich vier Jahre lang Vizepräsident der Freien Universität, Kreibichs Stellvertreter. »Sie haben es ihm auch nicht gedankt«, sagt Tomayer, als ich anfange, von Kreibich zu sprechen. »Das hat sich nicht gelohnt.« Das stimmt. Rolf Kreibich hat für die SPD sehr viel getan. Er hat sogar seine politische Glaubwürdigkeit innerhalb der FU-Linken geopfert, um seiner Partei treu zu bleiben, um ihr Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu ersparen, die sie gehabt hätte, wenn zum Beispiel ich der Präsident gewesen wäre und er der Vize. Sie haben ihn schlecht behandelt, jetzt noch nicht mal in den Bundestag gewählt. Und Wolfgang Roth, der nichts geopfert hat und keine Verdienste, der fährt nach Afrika. Nun ja.
Vier Jahre lang habe ich Einfluß nehmen können, war ich ein Teil des Staatsapparates. Was haben wir erreicht? Nicht viel. Aber immerhin. Vier Jahre lang wurde denjenigen ein Rückhalt gegeben, die versuchten, die Wissenschaft zu verändern. Es gibt manche Bereiche, in denen sie noch heute arbeiten, zum Teil resigniert, zum Teil nicht. Ich habe das Gefühl, es hätte sich gelohnt. Reformpolitik, oft sogar gegen die SPD, die damals schon stärker in mir drin war als ich in ihr.
Politik ist eine Frage der Geschwindigkeit, nicht des Mutes oder der Verzweiflung. Und Geschwindigkeit heißt meistens: langsam. Durch unwegsames Gelände kann man nicht mit Höchstgeschwindigkeit fahren. Das ist das Problem der SPD in uns. Allerdings gibt es verschiedene Gründe für das Langsamfahren. Der eine versucht eben nur, einen fahrbaren Weg zu finden. Der andere will sich die Gegend ansehen. Ein Dritter will den Wagen nicht kaputtmachen. Das sind die innerparteilichen Schwierigkeiten. Ich selbst, muß ich gestehen, will mir ab und zu mal die Füße vertreten. Und ich habe auch nichts dagegen, daß es schneller geht, wenn man mal ein Stück

besseren Weges gefunden hat. Deswegen haben sie mich rausgeschmissen. »Tasse oder Kännchen«, sagt Tomayer. Ich denke: Hochsicherheitstasse oder Hochsicherheitskännchen?
And, you all know, security is mortals chiefest enemy. Shakespeare, Macbeth. Übersetzt von Schiller: Den Sterblichen, das wißt ihr lange, führt Sicherheit zum Untergange. Die SPD in uns, das ist auch sehr gefährlich. Wie war das mit dem Hochsicherheitstrakt? Berufsverbote, Atomkraftwerke, »Nachrüstung«? Schmidtchen Schleicher hat nicht nur éh-lastische Friedensbeine. Er hat auch ein völlig verfestigtes staatliches Rückgrat. L'état c'est moi.
Origins of the State and Civilisation. Wann hat das angefangen? Wann wird es aufhören? Schmidt und Friedrich und die Generale. Ein kleiner schmaler Mann, fünfundvierzig Jahre alt, mit einem schönen rundlichen Gesicht, der sich einen Namen machen will, steht vor seinen Generalen. Parchwitz, in Schlesien, am 3. Dezember 1757. Ein kleines Städtchen, gottverlassen, abends, es ist kalt und dunkel. Am Abend vor der Schlacht von Leuthen, die er leider gewinnen wird. Im kleinen Schloß dieser kleinen Stadt. Die Versammlung in Parchwitz ist verbürgt. Die Worte wurden niedergeschrieben. Er beschreibt die Schwierigkeiten, hat seine Hauptstadt verloren und fast das ganze Schlesien. »Meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran.« Und nun kommt ein berühmter Satz: »Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich – so werde ich handeln.« Der Rest steht beim armen Mann im Toggenburg. Seitdem arbeiten wir für Friedrich Schmidt und seine Schnupftabakdosen.
Hans Hermann Katte im Hochsicherheitstrakt? Es ist vieles noch unmenschlicher geworden, seit damals. In meinem Staate kann jeder nach meiner Staatsraison selig werden, oder: das heitere Berufsverboteraten mit Friedrich Schmidt. Jeder macht eine typische Handbewegung. Die Hände an die Hosennaht. Wer, wie ich, immer noch diesen alten kleinen König verehrt, der hat den Staat in sich und die SPD, den Hochsicherheitstrakt, die Berufsverbote, die AKW's und die »Nachrüstung«. Irgendwo, in irgendeiner

Ecke, ist ja auch was Vernünftiges dran. Man kann doch nicht Feinde des Staates zu seinen Dienern machen. Nun erklär mal, wieso das keine Staatsfeinde sind. Oder mit dem Hochsicherheitstrakt. Wenn die sich so unmöglich benehmen, kann man sie doch nicht wie normale Knackis behandeln. Oder? Oder.

Tomayer hat sein Rührei aufgegessen. Er bestellt sich einen zweiten Piccolo, mit einem zweiten Glas für mich. »Champagner«, sagt er, was sie zunächst nicht versteht. Hinter ihm machen mich seit zehn Minuten zwei Polizisten nervös. Ein weißgrüner VW-Bus, zwei Polizisten, die andauernd ein- und aussteigen. Wir kommen auf die Grünen.

»Das war ein Fehler«, sage ich. »Ich kann mich doch nicht mit Konservativen zusammentun, mit Gruhl, Haussleiter oder Herrn von Springmann, nur weil ich eine gesunde Umwelt haben will. Und Otto macht nur mit, weil er schon seit Jahren hinter einer linken Partei herjibbert. Da ist mir endgültig klar geworden, daß das ein Fehler ist.« Ja, das ist ein Fehler. Ich weiß es jetzt. Die Grundidee ist richtig. Politik gegen die Zerstörung der Welt durch den Staat. Das steht dahinter. Das ist die Alternative. Und was machen sie? Eine staatliche Partei. »Warte mal ab«, meint Tomayer, »die Sache ist noch nicht entschieden. Wieviel Zeit hast du noch?« »Ich muß nach Hause. Es kommt jemand zu mir.« »Soll ich dir die Italienische Nacht vorbeibringen?« »Soll ich dir von meinem Traum erzählen?« frage ich ihn: »Ich träume von einer sozialistischen Partei. Wenn die SPD am 5. Oktober die absolute Mehrheit gewinnt und die Linken in der Partei endlich merken, wie sie verschaukelt werden, von der Schnupftabaksdose, dann müßte es eine größere Abspaltung geben. Dann können wir endlich anfangen, mit ganz normalen Leuten, nicht nur Akademiker. Dann kriegen wir auch ein paar Angestellte.« Er sieht mich zweifelnd an, zuckt nervös im Gesicht und an den Schultern, zwinkert mit seinen kleinen Augen und sagt: »Ich bring dir die Italienische Nacht vorbei.«

Matthis Dienstag
Deutschland – eine Angstkultur?
Fragment eines ethnologischen Reiseberichts

27.
Damit komme ich zu dem hier schon mehrfach gestreiften Sicherheitskult des westdeutschen Volkes, der meines Wissens noch nie eingehend dargestellt worden ist. Auch ich habe keine umfassende Erklärung, nur Beobachtungen und Hypothesen anzubieten.
Wieweit dieser Kult heute von dem benachbarten ostdeutschen Volk geteilt wird, vermag ich leider nicht zu sagen, da ich bei meiner diesjährigen Reise die deutsch-deutsche Grenze nicht überschritten habe. Sie ist übrigens, obwohl die Staatsoberhäupter freundlich miteinander verkehren, noch immer scharf bewacht und bewehrt – »aus Sicherheitsgründen«, wie es dort drüben offiziell heißt, »aus Angst, daß ihnen die eigenen Leute davonlaufen«, wie man im Westen sagt, wo aber die öffentliche Empörung über diese Ab- und Einschließung merklich nachläßt. Privat und mit einer Hand vor dem Mund (was bei einem Deutschen gewöhnlich auf Ehrlichkeit schließen läßt, während das Fuchteln mit der Faust und der ausgestreckte Zeigefinger davor zu warnen scheinen, die Rede allzu wörtlich zu nehmen), hinter vorgehaltener Hand also läuft hier schon die Meinung um: »Wenn die die Grenze öffnen würden – gar nicht auszudenken, wer da alles rüberkäme! Zusätzlich zu all den Kameltreibern, die jetzt schon Asyl bei uns suchen. Die sollen mal brav in ihrem Arbeiter- und Bauern-Paradies bleiben, anstatt uns unseren Wohlstand wegzufressen!« Bestätigt wird diese makabre Meinung etwa durch die Einstellung zu den vielen Schreibern, die in letzter Zeit von drüben über die Grenze geschickt wurden – als Belohnung für aufmüpfiges Verhalten, wie es scheint (oder wiederum aus Sicherheitsgründen?): Sie werden von ihren westlichen Kollegen mit großem Palaver empfangen und gefeiert und herumgereicht, aber geliebt werden sie eigentlich nicht, eher beargwöhnt, wie eine latente Bedrohung, besonders dann, wenn sie zu Umarmungen ansetzen. Überhaupt schätzt man die »Brüder und Schwestern«, wie man auf Westdeutsch gerne sagt, nur so lange, wie sie »drüben« sind; also dank der Mauer, die die beiden Teile trennt.
Diese Rede von den Brüdern und Schwestern, die bekanntlich kein konsanguinisches Verhältnis ausdrückt, sondern metaphorisch auf eine Beziehung von Zusammengehörigkeit *und* Distanz, ja Mißtrauen verweist, hat natürlich ihre Geschichte, die ich hier nicht nachzeichnen kann. Erwähnt

sei nur (weil es mich zu meinem Thema führt), daß der Verdacht, der sich jeweils auf die andere Hälfte des seit gut 30 Jahren geteilten Volkes richtet, im Grunde über sie hinaus und auf den dahinterstehenden bösen Feind zielt; ihm gelten alle Todeswünsche und Kriegsphantasien (die man hier Sicherheitspolitik nennt). Da dieser Feind aber nur über die jeweilige andere Hälfte zu erreichen ist, entsteht ein eigenartiges Spannungsverhältnis zu ihr, gleichsam eine gereizte Beißhemmung, für welche die deutsche Bevölkerung offensichtlich psychisch disponiert ist, nämlich – und hier hat die Metapher von den Brüdern und Schwestern ihre raison d'être – durch die Familie.

Die deutsche Familie ist nicht nur, wie andernorts, ein Hort der Sicherheit, sondern auch eine Schule der Mißgunst, der Angst, des emotionalen Terrors, kurz eine wahre Beziehungsfalle, deren Mechanismus freilich durch ihre traditionell autoritäre Struktur gebremst wurde. Seit nun aber diese Zügel schlaffer werden, scheint die Falle zuzuschnappen. Der früher nur in Intervallen und wie ein Ritual abrollende Vater/Sohn-Konflikt ist endemisch geworden und wird neuerdings ergänzt durch einen Mutter/Tochter-Konflikt, für den es keinen Präzedenzfall gibt. Die Söhne (Töchter) beschimpfen ihre Väter (Mütter) als Unholde, wenn sie stark, und als Feiglinge, wenn sie schwach sind, oft auch beides zugleich. Umgekehrt beschimpfen die Eltern ihre Kinder zugleich als rüde und verweichlicht und verdächtigen sie, den »Generationenvertrag« brechen zu wollen. Es geht bei diesem Streit, von der familiären auf die gesellschaftliche Ebene gehoben, nicht zuletzt um solche Dinge wie Alters- und Gnadenbrot (»Rente« und »Stütze«), und wenn die Älteren die Jugendlichen insgesamt als »Generation ohne Zukunft« bezeichnen, so sind es doch in Wahrheit sie selbst, die um ihre Zukunft, d. h. ihr Auskommen als Greise bangen. Noch vertrackter wird diese – vom biologischen Alter übrigens weitgehend unabhängige, weil fast alle Eltern/Kinder-Verhältnisse berührende – Grundstörung dadurch, daß auch das traditionell in der deutschen Familie erzeugte Konkurrenzverhältnis zwischen den Geschwistern durch die Erschlaffung der autoritären Familienbande, d. h. die Öffnung der Familienzelle, gleichsam vergesellschaftet wurde. Diese Vergesellschaftung der Blutsbrüderschaft, wenn man so sagen darf, hat tiefgreifende Folgen: einmal eine gewisse Lockerung in den Umgangsformen (z. B. die Ersetzung des formellen und distanzierenden »Sie« in der Anrede durch das familiäre bzw. intime »Du«, das gern jeder an einen anderen gerichteten Botschaft oder Frage vorangestellt wird, als müsse man sich dieser neuen Duheit erst versichern), zum anderen aber die Übertragung der geschwisterlichen Rivalitäts-, d. h. Neid- und Geringschätzungsbeziehung auf die derart nähergerückten Nichtgeschwister (bis hin zu den östlichen Nachbarn), denen gegenüber man sentimentale Zuneigung verspürt bzw. herzeigt, solange sie einem fern und arm sind,

hingegen Mißtrauen oder gar Haß, wenn sie einem nahekommen und gefährlich werden können.
Hier äußert sich viel Angst und die Neigung, den Schwächeren zu ducken und den Stärkeren anzugreifen oder in Rudeln anzufallen, in immer neuen Konstellationen. Aber wie schon für das Verhältnis zwischen den beiden deutschen Hälften festgestellt, sind Angst und Aggression nicht eigentlich auf bestimmte Personen oder Gruppen orientiert, sondern schießen über sie hinaus auf eine böse (meist abstrakte) Macht, die dahintersteht. Der Andere ist im Grunde nie als solcher und aus eigenem Recht böse, er ist vielmehr »manipuliert« oder »verführt«, ein »Handlanger«, »Werkzeug«, »Agent« oder »Sympathisant«, bestenfalls ein »nützlicher Idiot« für diesen oder jenen »Drahtzieher«. Der wird in einem Block, einer Partei, einer Sekte, einem Geheimdienst oder einer Corporation ausgemacht, aber die wahren Mächte der Finsternis sind nicht mehr greifbar, sie heißen Kommunismus oder Kapitalismus oder Sozialismus oder Imperialismus oder Faschismus oder Terrorismus.
Schwer zu sagen, ob die Deutschen wirklich an die Existenz dieser Geister glauben. Auffällig ist jedenfalls, daß sich der Einzelne hierbei zumeist auf den Glauben oder das Zeugnis anderer beruft, ja daß er sich oft beeilt, einem Dritten zu beteuern, daß er die finstere Macht X keineswegs verharmlose, sondern ihr durchaus mit Angst und Abwehr begegne, während dieser andere der nötigen Wachsamkeit gegenüber der Macht Y ermangele, die doch weit gefährlicher sei, usw. Kurz, es entsteht eine Konkurrenz um den gefährlichsten Wahnfeind, die den alten Wettstreit um die mächtigste Gottheit auf den Kopf stellt. Doch anders als bei diesem Wettstreit ist in der Regel kaum zu ergründen, warum ein Individuum oder eine Gruppe sich gerade diesen und nicht einen anderen Wahnfeind wählte. Hier zählt kaum Abstammung, Herkunft, Auskommen oder Rang, ja es kann nicht einmal immer mit einer Angst-, d. h. Feindtreue des Einzelnen gerechnet werden. Daß man z. B., wie die Rede geht, in der Jugend eher den Kapitalismus, im reifen Alter eher den Sozialismus fürchtet, ist zwar sinnfällig, aber keineswegs erwiesen; und auch die gelegentlich behauptete Korrelation zwischen Wohnart und Feindwahl – Kleinfamilien in abgeschlossenen Wohneinheiten fürchten tendenziell den Sozialismus, lockere Altersgruppen in großen, übereinandergestapelten Wohneinheiten fürchten tendenziell den Kapitalismus – ist nicht signifikant. Nicht einmal der oft unterstellte Nexus zwischen Lohn und Angst hält einer Prüfung stand; allenfalls läßt sich sagen, daß in den mittleren Einkommensschichten eine geringere Sozialismusangst besteht als in den niederen und hohen. Wir müssen die Frage also offenlassen und nur noch hinzufügen, daß sie im Lande selbst heftig diskutiert wird, von Parteien, Interessengruppen, Schulen, Predigern, die in immer neuer Weise einzelne Ängste und die ihnen angemessenen Gegenmittel einander zuord-

nen, bündeln und ausrichten auf einen letzten Angstmacher, der sie in sich aufhebe – was auf eine große Unsicherheit im Umgang mit der Sicherheit schließen läßt.

28.

Halten wir hier inne und fragen uns, was das alles bedeuten mag. Wenn unsere bisherigen Thesen stimmen, nämlich daß familienerzeugte Ängste gleichsam vergesellschaftet werden, hinter den angstbesetzten Personen oder Gruppen aber abstrakte Mächte als wahre Angstmacher aufscheinen, die jedoch keineswegs in stabiler und konsistenter Beziehung zum individuellen Angsthaushalt stehen, eher wie beliebige Nachschaltängste anmuten –, dann müssen wir wohl annehmen, daß es im Volk der Deutschen ein beträchtliches, wenn auch diffuses Quantum an Angstbereitschaft und Sicherheitsbedürfnis gibt, das ständig darauf wartet, auf vorgegebene Objekte gelenkt zu werden. Läßt sich diese Annahme durch einschlägige Beobachtungen erhärten? Ich will einige anführen, ganz unsystematisch und ohne sie schon endgültig zu bewerten.

1. Was jedem, der in das westliche Deutschland fährt, als erstes imponiert, ist das rüde, aggressive Verkehrsverhalten der Einwohner. Sie scheinen auf den Straßen die Gefahr förmlich zu suchen – für sich und andere Verkehrsteilnehmer. Verlieren sie in ihren Automobilen ihre Angst, oder sind sie dort so von ihr gepackt, daß sie blind werden? Für letzteres, die Blindheit, spricht die verwirrende Fülle von Verkehrszeichen, Verbotsschildern, Ampelanlagen, Leitplanken, Verkehrsinseln usw., die alle für Sicherheit sorgen sollen, aber von den Eingeborenen immer wieder als unnütz, wenn nicht als gefährlich bezeichnet werden, so wie auch die neuerdings vorgeschriebenen »Sicherheitsgurte«, von denen manche Experten behaupten, daß sie das, was sie verhüten sollen, gerade befördern. Sollte das vielleicht der heimliche Zweck sein? Auffällig bleibt jedenfalls, daß nach einem Verkehrsunfall viele Fahrer ihre Wagen wie freiwillig in die Schrottmasse mit einbringen. Oder daß bei kollektiven Aufbrüchen ins verlängerte Wochenende, in die Ferien alle Erfahrungen und Warnungen nichts nützen: man stürzt sich mit seinem Gefährt wild entschlossen in die Staus und Karambolagen, was selbst nach dem Urteil einheimischer Beobachter von Masochismus zeugt:

»Das Auto ist in seiner Entwicklung vom Lieblingsspielzeug über die Mordwaffe zum Selbstmordinstrument der Nation ein gutes Stück weitergekommen . . . Wie sehr diese Lust am Leiden schon um sich gegriffen hat, zeigen nicht bloß die schaurig auftrumpfenden Meldungen, die oft genug einem hohlen Frontberichterstatterpathos huldigen, sondern auch die Reaktionen der Gequälten und Gebratenen. Statt mit einem mannhaften ›Nie wieder!‹ die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen, veredeln sie die bedrückenden Stunden [in den Staus] zu heroischen Zeiten und prahlen, daß der 1978er Kiefersfeldener Stau gegen die heurige Salzburger Wartezeit doch glatt ein Dreck gewesen sei.« (SZ, 5. 8. 80)

2. In öffentlichen Lokalen, etwa einem Caféhaus oder einem Weinkeller,

kann man oft erleben, daß ein Raum dicht besetzt ist, ein anderer dagegen völlig leer steht. Neu Eintretende scheinen den leeren Raum zu meiden und die Nähe anderer zu suchen, aber nicht die Kommunikation mit ihnen, denn sie achten in der Regel auf Distanz. Haben sie nun Angst voreinander oder nicht? Offensichtlich wollen sie – ein pervertierter Herdeninstinkt – einander im Auge behalten, sich nicht zu weit voneinander entfernen, sich aber auch nicht zu nahe kommen.

3. Für diejenigen, vor denen diese Deutschen offenbar wirklich Angst haben, schufen sie eine besondere Vollzugs-Architektur, die durch mancherlei Publikationen weltweit bekannt geworden ist. Kaum bekannt dagegen ist, daß diese Festungen mit ihren »Hochsicherheitstrakten« (für besonders gefährliche U- und Strafhäftlinge) überraschende Ähnlichkeit haben mit anderen Bauten, die in den letzten zwanzig Jahren von der angeblich so »bürgernahen« öffentlichen Hand hingestellt wurden: Krankenhäuser, Schulen, Universitäten. Das führt zu der Frage, ob die hier sequestrierten Kranken, Schüler und Studenten für ebenso gefährlich gelten wie die Kriminellen, oder ob sie selbst in jenen Zwingburgen Schutz suchen – vor der übrigen Bevölkerung.

Noch rätselhafter sind die Schranken, Barrieren, Gitter und Trennscheiben (aus Panzerglas mit Sprechlöchern und engen Schlitzen zum Austausch von Papieren), die man überall antrifft, wo die Bürger mit ihren Behörden oder irgendwelchen Funktionsträgern verkehren, also z. B. in Polizeirevieren, Postämtern, Banken usw. Wer schützt sich hier vor wem? Auf meine diesbezüglichen Fragen wurde mir immer wieder versichert: die Behörden vor den Bürgern, aber es fällt mir schwer, das zu glauben, denn das Verhalten der letzteren vor diesen Absperrungen gleicht auffällig ihrem Verhalten vor Gitterkäfigen, in denen wilde Tiere eingesperrt sind: man kratzt sich verlegen am Ohr oder reibt sich die feuchten Hände, weniger aus Schadenfreude als um einen Rest von Zittern zu verbergen.

4. Andererseits fällt auf, welche Mühe diese Bürger auf ihre Selbsteinsperrung legen. An den Türen der Wohnungen befinden sich oft mehrere Sperrvorrichtungen nebeneinander: Bartschlösser, Einsteckschlösser, Vorhängeschlösser, Ketten, Riegel usw., die allerdings nicht immer alle benutzt werden. Es scheint unterschiedliche Sicherheitsbedürfnisse zu geben, je nach Umstand und Stimmung. Genaueres konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Aber als gesichert darf wohl gelten, daß gemeinhin jeder neue Bewohner oder jede neue Generation ihre eigenen Sperrvorrichtungen anbringt und benutzt, als könnten die Verzogenen bzw. Verschiedenen sonst wiederkehren. Als Widerspruch zu dieser Schließlust mag es anmuten, daß kaum etwas in diesem Land so oft vergessen, verlegt, verloren wird wie eben die Schlüssel. Waltet hier ein Zwang, oder ist das symbolisch zu verstehen, wie offenbar vieles in diesem Bereich?

5. In jüngster Zeit allerdings wird hier, wie auf manchen anderen Gebieten auch, die Symbolik durch die Technik bekämpft und verdrängt. Eine scharfe Kampagne für Sicherheitstechnik ist zur Zeit im Gang, und zwar mit dem bekannten Slogan »Keine Angst vor Technik!«, der in diesem Zusammenhang eine delikate Bedeutung erhält: als solle die eine Angst die andere vertreiben. Es geht um »Schließtechnologie« und »Alarmtechnologie«, also um elektronische Objektschutzanlagen mit Ultraschall-, Radar- und Quarzsystemen, und die Hersteller dieser Anlagen beschwören ihre potentiellen Kunden mit Sprüchen wie: »Allein 1975 irrten sich mehr als 1 Million Mitbürger. Denn soviel Überfälle und Einbrüche gab es in diesem Jahr«, oder: »Alle 17,5 Sekunden geschieht in der Bundesrepublik ein Einbruch, davon alle 4 Minuten einer in einem Privathaus oder einer Wohnung. Seit 1961 stieg die Zahl der Einbrüche um über 500% . . . Dagegen kann und sollte man etwas tun . . .«; aber: »Beruhigen Sie Ihr Gewissen nicht mit dem Einbau eines Billig-Kleingeräts« – es muß ein teures und den höchsten Anforderungen genügendes sein, und dabei spielt offenbar ein geheimnisvolles Zeichen – VDE 0800 – eine entscheidende Rolle, wie ein magischer Zauber gegen Überfall, Einbruch, Feuer etc. Was man sich etwa so vorstellen muß:

»Die gräßliche Tonlage der lautstarken elektronischen Wörl-Sirenen geht so auf die Nerven, daß nächtliche Eigentumsveränderer meist schon ihr Heil in der Flucht suchen, bevor sie Beute gemacht haben. Hartgesottene, die sich trotzdem nicht stören lassen, tappen in unsichtbare Radarfallen und bestellen sich über das automatische Telefonwählgerät ahnungslos ein dunkelgrünes Sondertaxi mit Blaulicht für die Heimfahrt.«

Zum Objektschutz ist jetzt noch der Personenschutz getreten: Schußwaffen haben Hochkonjunktur, und viele vermögende Leute halten sich einen Leibwächter oder eine ganze Leibgarde – nach dem Vorbild deutscher Könige und Kanzler –, was ein neues Statussymbol zu sein scheint. Wiederum stellt sich die Frage, ob hier die Angst oder die Abwehr demonstriert wird (oder ist beides eins?) und wodurch es gelingt, die Bereitschaft für solchen ostentativen Konsum zu erzeugen. Der oben zitierte Appell an das Gewissen, also die Warnung davor, die Gefahr nicht ernst zu nehmen, nicht genug für seine Sicherheit zu tun und damit dem Feind, wer immer es sei, Vorschub zu leisten – das mag uns immerhin als ein Hinweis dienen.

6. Gewissensappelle werden auch auf anderen Gebieten eingesetzt, um den Bürgern Angst und die angebotene Abhilfe schmackhaft zu machen. Ich spreche von der herrschenden Kultur des Landes, wie sie in Form von farbenprächtigen Prospekten, Katalogen, Magazinen, Plakaten und TV-Sendungen unters Volk gebracht wird. Das Überraschende dabei ist, daß die Angstmacher, die den Leuten hier wie Dämonen vor Augen geführt werden, so oft wechseln: z. B. Schuppen, Mundgeruch, Körpergeruch, Karies,

Bazillen und Schmutz jeglicher Art, Aromamangel und Haarausfall; also Ängste, die den eigenen Körper und sein unmittelbares Ambiente, d. h. das Selbstbild, die Wirkung auf andere betreffen. Man sollte deshalb eine gewisse Beständigkeit erwarten, aber von Mal zu Mal erscheint einer oder der andere dieser Dämonen plötzlich als allgegenwärtig und allbedrohend, dann verschwindet er wieder, als habe der empfohlene Gegenzauber ihn gebannt, doch irgendwann kehrt er zurück und man erfährt, daß erst jetzt der wahre, allein wirksame Gegenzauber gefunden wurde, der sich von allen konkurrierenden Mitteln strahlend abhebe – bis zum nächsten Mal. Auch hier gilt wieder, daß die Bereitschaft, sich ängstigen zu lassen, groß ist, aber die Angst scheint nie lange vorzuhalten, jedenfalls muß sie immer neue Gesichter annehmen, um noch zu schrecken und zur Abwehr zu bewegen. Was allerdings mit einer Eigentümlichkeit der traditionellen Kultur dieses Landes übereinstimmt, nämlich dem Innovationszwang: jedes neue kulturelle Produkt muß sich von allen bisherigen unterscheiden, es muß eigenständig und neuartig sein, freilich im Rahmen kollektiver Normen und Erwartungen.

7. Als letztes Beispiel für Angst und Sicherheitsbedürfnis nenne ich die medizinische Vorsorge. Kein Haushalt in diesem Land ohne Hausapotheke! – obwohl es an öffentlichen Apotheken (auch mit Nachtdienst) keineswegs mangelt. Diese Privatapotheken scheinen von ihren Besitzern stark besetzt zu sein, wie intime Identifikationsschreine, und wecken deshalb die Neugier von Freunden wie von Fremden. Mir wurde berichtet, und zwar wie von etwas Verbotenem oder Indezentem, daß es im westlichen Deutschland eine neue Form des Voyeurismus gebe, den Apotheken-Voyeurismus: wenn jemand in die Wohnung eines anderen komme, versuche er heimlich, einen Blick in dessen Medizinschränkchen zu werfen – wohl um zu sehen, woran jener leidet, wovor er sich ängstigt und wie er sich zu schützen sucht. – Diese Medizinschränkchen hängen in der Regel im Badezimmer, wo sich der Deutsche gern in eine ängstliche Betrachtung des eigenen bresthaften Körpers vertieft, sofern nicht die Gefahr besteht, daß ihn jemand dabei überrascht. Ob auch das beliebte laute Singen in der Badewanne der Angstbewältigung dient, vermag ich nicht zu entscheiden. Symptomatisch aber erscheint mir die auffällige Form der deutschen Toiletten, die für gewöhnlich dicht neben der Wanne stehen und liebevoll mit Deckchen versehen sind: das Becken ist so konstruiert, daß der Stuhl wie auf einem Präsentierteller liegenbleibt, bis er mit Wasser heruntergespült wird. Man kann ihn also ängstlich (oder befriedigt) betrachten und notfalls gleich nach dem angezeigten Mittel in der Apotheke greifen. – Dem Glauben an die Wunderkraft all dieser Mittel und Mittelchen widerspricht übrigens nicht die Neigung, von ihnen Unheil zu erwarten. Immer mal wieder wird öffentlich nicht nur vor neuentdeckten Krankheitserregern, sondern auch vor altbe-

kannten Krankheitsbekämpfern gewarnt, und zwar ebenso hysterisch wie kurzatmig. Die Einsicht, daß viele Pillen, Tropfen, Spritzen, Strahlen eher schaden als nützen, mindert freilich nicht den Geschmack auf immer neue; die Erzeuger dieser gefährlichen Genußmittel kommen gar nicht nach im Erfinden von Novitäten, für die sich die willigen Abnehmer gern als Versuchstiere zur Verfügung stellen. Daß es sich hier um eine kollektive Lust am Risiko handelt, vergleichbar der im Straßenverkehr, bestätigt die Einstellung zur »Pille«, dem verbreitetsten Antikonzeptivum. Es hat der jahrhundertealten Angst vor Schwangerschaft drastisch abgeholfen – aber nur kurzfristig. Schon wenige Jahre nach Einführung dieses Wundermittels verbreitet sich wellenartig die Furcht vor schlimmen Nebenwirkungen, bald dieser, bald jener, so als sei hier eine Angstlücke entstanden, die es auszufüllen gilt in einem öffentlichen Wettstreit. Ein Leben ohne Angst, so könnte man meinen, erschiene dem Deutschen viel zu gefährlich.

. . .

31.

Nach allem, was wir bisher festgestellt haben, läßt sich die Frage, ob Deutschland eine Angstkultur sei, nicht schlüssig beantworten. Manches spricht dafür, anderes dagegen. Vor allem läßt sich die Ernsthaftigkeit der herrschenden Ängste und Ängstlichkeiten nur schwer einschätzen. Oft hat man den Eindruck, daß den Einzelnen gar nicht so sehr eine konkrete Angst umtreibt (und zu Sicherheitsmaßnahmen motiviert), als vielmehr die recht vage Angst davor, den anderen als jemand zu erscheinen, der nicht genügend Angst hat, also fahrlässig ist und dadurch der Gefahr auch für andere die Tür öffnet; damit geriete er in den Verdacht, mit der Gefahr – dem Feind – zu sympathisieren.

Erhärten läßt sich diese Vermutung durch den in diesem Sommer geführten Wahlkampf. Zwei große Parteien warfen sich gegenseitig Sorglosigkeit angesichts bestimmter Gefahren vor, wobei die eine mehr die Angst, die andere mehr das Sicherheitsbedürfnis der Wähler ansprach. Die beiden Kontrahenten spielten also einander in die Hände: der eine sorgte für ein schlechtes, der andere für ein gutes Gewissen, womit der Ausgang der Wahl praktisch entschieden war. Wer die Angstmacherei überzieht, riskiert in diesem Land offenbar, wie bei der therapeutischen Methode der Symptomverschreibung, seine Klienten zu verlieren: sie wehren sich gegen den zu strengen Arzt – sie sind »geheilt«. Das zeigte sich drastisch an einer Splittersammelpartei, den »Grünen«, die allerlei globale ökologische Gefahren beschworen und vor allem die sogenannte AKW-Angst schürten, aber nach anfänglich starkem Zulauf bald auseinanderfielen, was darauf hindeutet, daß nicht schon die Angst zu binden vermag, sondern erst das Vertrauen auf ihre Überwindung, der Glaube an eine zu gewinnende Sicherheit – der

allerdings auf einer Angstbasis gründen muß. Insofern würde jede Angstproduktion dem Bedürfnis nach Sicherheit dienen.
Das mag sehr spekulativ erscheinen, aber ich hoffe, daß meine Hypothesen durch weitere Forschungen verifiziert oder modifiziert werden können. Ich möchte jedoch gleich auf eine Schwierigkeit hinweisen, der sich solche Forschungen zu stellen hätten. Ich meine die individuelle oder kollektive Angstproduktion, die *nicht* sicherheitsbezogen ist, vielmehr sicherheitsbedürfnislos erscheint. Man könnte sie Angstlust nennen. Auf *kollektiver* Ebene wären hier etwa die Schauer- und Schreckensfilme zu erwähnen, an denen sich die Massen ergötzen, oder die regelmäßigen Katastrophenberichte aus aller Welt, von denen die öffentlichen Medien leben, während sie näherliegende Gefährdungen oft eher vertuschen –: sollen derartige Sensationen wirklich nur vom eigenen Elend und der häuslichen Misere ablenken, wie hierorts gelegentlich behauptet wird (von Anhängern einer »kritischen« Drahtziehertheorie, die darauf aus sind, »falsche« Angstlust durch »richtige« Angst zu ersetzen, bei anderen nämlich, während sie die Lust an der eigenen Theorie-Angst nicht in Frage stellen)? Oder läßt diese Angstlust vielleicht doch auf ein Angstbedürfnis schließen, das nach Befriedigung verlangt, und sei sie auch fiktiv oder voyeuristisch? Wenn man die Tradition befragt, findet man manche Belege dafür. Einer der größten Mythologen der Deutschen, Immanuel Kant, sagte vom »erhabenen« Anblick der Natur – »kühne überhangende gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ozean, in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. d. gl.« –, dieser Anblick sei »um desto anziehender, je furchtbarer er ist, *wenn wir uns nur in Sicherheit befinden*«. Der distanzierte (gefahrlose) Blick auf das Furchtbare bereitet demnach Lust. Aber die persönliche Sicherheit ist seine Voraussetzung.
Ganz anders die auf *individueller* Ebene erzeugte Angstlust. Hier läßt sich das Individuum, unter Aufhebung aller Distanz, in sein eigenes inneres Chaos hineinstürzen. Das ist ein ganz neues Phänomen, eine Seuche fast, die seit wenigen Jahren im westlichen Deutschland um sich greift (angeblich aus Nordamerika eingeschleppt). So vollziehen z. B. kleine Gruppen von Freiwilligen enthemmende Rituale, die bei den Teilnehmern Aggressionen freisetzen, verbale und physische, um die offenbar erwünschte »Regression«, die Rückkehr zur Urangst anzubahnen. Laute Entsetzensschreie und hemmungsloses Wimmern, gelegentlich auch Körperverletzungen, sind das – übrigens teuer bezahlte – Ergebnis solcher Séancen. Wir können nicht umhin, hier von Luxusangst zu sprechen, für die, da keinerlei Nötigung vorliegt, doch wieder die Kantische Formel gilt: »um desto anziehender, je furchtbarer, *wenn wir uns nur in Sicherheit befinden*« – Sicherheit nicht als

Ziel, sondern als Basis der Angsterzeugung, die eine willentliche ist, wie bei dem kollektiven Angst-Voyeurismus, aber unmittelbarer, leiblicher und – individualisiert.

In der Individualisierung sehe ich das Entscheidende, auf sie bezieht sich meine letzte These: In der westlichen deutschen Kultur gibt es heute einen Trend zur Individualisierung der Angst, d. h. zur freien Angstwahl und Angstgestaltung, was nicht im Gegensatz zur kollektiven Angstbereitschaft steht, sondern aus dieser erwächst, sie gleichsam kultiviert. Oben hatte ich die diffuse Angstbereitschaft der Deutschen auf die Angst davor, nicht genügend Angst zu *zeigen*, zurückgeführt; das würde, ethnologisch gesprochen, auf einen Übergang von der traditionellen deutschen Schuldkultur zu einer neuen Schamkultur hindeuten. Dann wäre die Individualisierungstendenz entweder als restaurativer Zug zu verstehen (Rückfall in die Bedingungen der Schuldkultur), oder aber – wie ich es sehe – als ein an alte Formen anknüpfendes, sie jedoch modifizierendes progressives Verhalten, dem vielleicht die Zukunft gehört. Wenn hierorts, wie gesagt, immer wieder an das Angstgewissen appelliert wird, jedoch im Namen der unterschiedlichsten und oftmals miteinander konkurrierenden Gefährdungen und Vermeidungen, woraus letztlich nur Unsicherheit anstatt der erstrebten und versprochenen Sicherheit resultiert, so ist dieser Widerspruch tatsächlich nur aufzuheben durch eine entschiedene Praxis der freien Angstwahl und -gestaltung, etwa in produktiver Weiterentwicklung dessen, was in der intimen Hausapothekenkultur (und der auf sie gerichteten Neugier) sich heute schon anbahnt. In dieser Richtung sehe ich viele neue Ausdrucksmöglichkeiten für die derzeit noch recht formlose Kultur des aufstrebenden Volkes. Gerade darauf deutet ein tiefsinniger Spruch, den die für »Zivilschutz« (d. h. für den Katastrophenfall) zuständige Behörde verbreitet: »Der Mensch braucht die Sicherheit. Aber die Sicherheit braucht auch den Menschen.« Welcher Wandel in der Angstgesinnung seit dem nur wenige Jahre älteren Spruch einer anderen Behörde: »Die Gefahr für die Sicherheit geht vom Menschen aus.« Wieder einmal bestätigt sich hier die überlieferte deutsche Weisheit: Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.

Marina Moeller-Gambaroff
Im Strudel der Regression

Ich liege im dunklen Zimmer. Ein Dröhnen in meinem Körper hat mich wach gemacht. Das ungewohnte Rauschen geht über mich hin, ohne daß ich weiß, woher es kommt. Ich liege da und versuche, genauer zu spüren, was mit mir geschieht. Ich entdecke, daß ich aus zwei Kreisläufen bestehe. Der eine Kreis pulsiert durch die rechte Brust und den rechten Arm, der andere durch die linke Brust und den linken Arm. Der Rest meines Körpers ist irgendwo verloren. Wie eine mächtige Dröhnung zirkuliert es durch Brüste und Arme. Ich vergewissere mich, daß ich nicht träume. Ich weiß, daß ich keine Drogen genommen habe, und doch ist das Körpergefühl noch am ehesten einem Drogenerlebnis vergleichbar. Ich liege da und lasse unbekannte Kräfte über mich hinwegbranden. Ich bin nicht übermäßig beunruhigt, eher neugierig auf das, was mein Körper mit mir vor hat. Doch dann setzt eine Verwandlung ein: plötzlich ist Nina mein Mund und ich habe Ninas Gesicht. Nina ist einen Tag und zwei Nächte alt, ich habe sie vor dreißig Stunden im Kreißsaal der Klinik geboren. Hier ist kein Traum am Werk, keine Phantasie, kein Gefühl des Als-ob. Sie *ist* mein Mund, ich *bin* ihr Gesicht. Mein Körper dröhnt in rhythmischer Bestätigung dieses Tatbestandes: ich habe das Gesicht meines Säuglings, mein Säugling ist mein Mund. Und dann kommt ganz vehement die Angst: wie werde ich am nächsten Morgen sprechen können mit diesem Mund? Ich habe die Fähigkeit verloren, mit meiner Umwelt, den Krankenschwestern, der Zimmernachbarin Kontakt aufzunehmen. Ich denke, das ist also der Beginn einer Wochenbettpsychose. Und dann denke ich noch, ich muß Michael so früh wie möglich anrufen, damit er gleich kommt und für mich die Kommunikation mit der Außenwelt übernimmt. Obwohl ich die Sprache verloren habe, ist die Vorstellung, mit ihm zu telefonieren – paradoxerweise – völlig ungetrübt.

Dieser Vorsatz beruhigt mich ein wenig. Ich liege noch einige Zeit in diesem verwandelten Zustand da, dem ich mich geradezu fatalistisch überlassen habe. Und dann ist alles verändert: das Dröhnen wird leise, kaum wahrnehmbar, wird zur Spannung in den Brüsten, und ich begreife, daß mir die Milch eingeschossen ist. Ich habe wieder mein eigenes Gesicht, meinen eigenen Mund. Ich kann wieder sprechen. Ich schlafe beruhigt ein.

Vielleicht ist das eben Geschilderte tatsächlich der mögliche Beginn einer Wochenbettpsychose. Die charakteristischen Elemente der Ich-Auflösung, der Verschmelzung, der tiefen Regression waren gegeben. Aber für mich hatte dieses Erlebnis auch eine starke Evidenz. Schließlich mußte ich mich doch auf eine neue Phase in der Beziehung zu meinem Kind – sicher ist wichtig, daß es mein erstes war – einstellen. Bisher war es in meinem Bauch gewesen, allgegenwärtig. Für seine Bedürfnisse hatte mein Körper auf eine ruhige und eigenständige Weise tief innerlich gesorgt. Jetzt war es draußen. Nina war da. Ich mußte auf andere Weise für sie sorgen, mußte sie verstehen lernen mit anderen, äußeren Sinnesorganen, mit einer jenseits der Physiologie stärker mit meinem Ich verbundenen Einfühlung.

Ich begreife das, was ich in dieser Nacht erlebt habe, als einen sehr elementaren Schritt, mich auf die extrauterine Beziehung zu meinem Kind einzustellen, in der Identifikation oder sogar Verschmelzung mit ihm mich auf die kommende Zeit des Stillens, des primären Austausches einzustimmen, auf eine Beziehung also, die mit meiner eigenen ältesten Vergangenheit zusammenhing.

Ich habe oft überlegt, was wohl gewesen wäre, wenn ich damals eine Krankenschwester gerufen hätte. Vermutlich wäre die Schwester zu Tode erschrocken. Sie hätte auf mich eingeredet, daß alles nur Einbildung sei. Sie hätte versucht, mich mit einem Medikament ruhigzustellen. Aber was wäre unter dem Einfluß eines sedierenden Präparates mit mir geschehen? Ich wäre wohl dann erst wirklich dekompensiert, hätte dann erst eine psychotische Reaktion entwickelt. Denn das Beruhigungsmittel hätte ja vor allem auch jene Ich-Funktionen gedämpft, die noch nicht regrediert waren und die es mir noch ermöglichten, zu beobachten, Gefühle abzutasten, Vorsätze zu fassen. Ich wäre in Panik geraten und so von Angst überflutet worden, daß wahrscheinlich sehr viel archaischere Abwehrmaßnahmen eingesetzt hätten. Mir wäre vielleicht nichts anderes übrig geblieben, als mit einer psychotischen Reaktion die drohende Ich-Auflösung abzuwehren.

Man könnte einwenden, dies sei reine Spekulation. Ich bin jedoch tief davon überzeugt, daß viele Schwangerschafts- und Wochenbettpsychosen gerade deswegen erst zum Ausbruch kommen, weil jede Form von Regression institutionell so früh wie möglich gekappt und unterbunden wird. Andernfalls wäre der reibungslose Ablauf einer effizienten und funktionalen Institution nicht mehr gewährleistet, einer Institution, in der Geburt ein technischer Vorgang zu sein hat. Steuerbare Apparaturen haben da ihren Platz, Bewegungen der Seele richten nur Kurzschlüsse an.

D. W. Winnicott spricht in seinem Konzept von der »Primären Mütterlichkeit« (1956) – einer Phase von einigen Wochen gegen Ende der Schwangerschaft bis wenige Wochen nach der Geburt –, von einem Zustandsbild, das man eine »Krankheit« nennen müßte, wenn es nicht eine normale, sogar

wünschenswerte Episode wäre. Er spricht von einem »Entrücktsein« oder »Dissoziiertsein«, einer »Bewußtseinstrübung« oder sogar einer Störung auf tieferer Stufe, wie etwa einer »schizoiden Episode«. Aber haben Frauen, auch wenn sie dazu bereit und in der Lage wären, im allgemeinen überhaupt eine Chance, in diesen Zustand der primären Mütterlichkeit einzutauchen? Dies ist ja nur ein Beispiel für viele, das deutlich zeigt, wie sehr nicht nur intraindividuelle Schranken, sondern vor allem gesellschaftliche Barrieren, die sich ja wiederum auf die individuelle Psyche auswirken, eine angstfreiere Annäherung an unbewußte Prozesse verhindern. Das Motto, nach dem das Leben eingerichtet werden soll, lautet noch immer: Kontrolle gibt Sicherheit, Unbewußtes schafft Unsicherheit.

Ein rigides Normalitätsideal verbietet also in der Regel den freien Zugang zum Unbewußten. Mir geht es hier darum, vor allem den eng mit unbewußten Vorgängen verbundenen Begriff der Regression in bestimmter Weise zu differenzieren; regressive Phänomene hinsichtlich ihres pathologischen, aber auch hinsichtlich ihres – wie ich es nennen möchte – integrierenden Charakters zu untersuchen und diese Unterscheidung auch auf die Progression, also die Entwicklungsfortschritte, anzuwenden. Es wird sich zeigen, daß hier ganz entscheidend gesellschaftliche Aspekte zum Tragen kommen, daß es ein gesellschaftliches Interesse an der Förderung spezifischer Formen von Regression und Progression geben muß.

Regression ist ein in der Psychoanalyse sehr häufig verwendeter Begriff. Man versteht darunter eine Rückkehr zu früheren Entwicklungsstufen, zu archaischeren Formen der Beziehung zu sich selbst und anderen, zu früheren Wunschvorstellungen, früheren Formen der Wahrnehmung, des Denkens, der Strukturierung von Verhalten. Das allgemeinste und jedem vertraute Beispiel für Regression ist der Übergang vom Wach- in den Schlafzustand, wobei die große Verbreitung von Einschlafstörungen zeigt, wie wenig selbstverständlich viele Menschen sich einem regressiven Vorgang überlassen können.

Es läßt sich nun unschwer eine Reihe von Gegensatzpaaren aufstellen, die zum konstanten Begriffsinventar der Psychoanalyse gehören und alle untereinander verknüpft sind:

Regression	Progression
Primärprozeß	Sekundärprozeß
Lustprinzip	Realitätsprinzip
Infantilität	Reife

Diese Polaritäten scheinen zunächst auch eine ganz klare Bewertung zu implizieren: Progression, Sekundärprozeß, Realitätsprinzip – Bausteine menschlicher Reife; Regression, Primärprozeß, Lustprinzip – Charakteristika menschlicher Unreife.

Unter bestimmten Bedingungen wird Regression von manchen Autoren

allerdings auch als angemessen angesehen: z. B. kann eine organische Erkrankung regressive Vorgänge mobilisieren, die eine Erhöhung des Narzißmus zur Folge haben, wodurch der Heilungsprozeß gefördert wird; Regressionen nach Objektverlust ermöglichen eine intensivere Trauerarbeit und eine innere Neueinstellung auf zukünftige Beziehungen; für die Pubertät sind Regressionen typisch und wahrscheinlich notwendig, um die für diese Phase erforderliche psychische Reorganisation überhaupt zu ermöglichen (vgl. Eidelberg, 1968). Ganz wichtig ist im Zusammenhang mit psychischer Reorganisation die in ihrer Bedeutung immer wieder hervorgehobene therapeutische Regression, die den Patienten überhaupt erst befähigt, frühe Konflikte neu zu erleben und in der Bearbeitung zu neuen Lösungen zu kommen. Auch für künstlerische Arbeit wird die Unabdingbarkeit von Regression eingeräumt: Intuition und Imagination sind ja nur durch größere Nähe zum Primärprozeß, zum Unbewußten möglich. Es handelt sich dabei um eine »Regression im Dienste des Ich« (Kris, 1952), um eine kontrollierte, die Gesamtheit der reifen Ich-Funktionen nicht angreifende Regression, die reversibel ist und damit eine angemessene, sozusagen sekundäre Bearbeitung und Gestaltung des unbewußten Materials gestattet.

Aber wie steht es eigentlich mit den normalen Sterblichen, die in der Regel keine Kranken, Trauernden, Pubertierenden, keine Analysanden und keine Künstler sind? Dürfen die auch regredieren? Oder ist der reife Alltagsmensch einer, der von Regression nichts weiß, nichts wissen darf?

Ich kann mich jedenfalls nicht des Eindrucks erwehren, daß – zumindest beim pauschalen Gebrauch des Regressionsbegriffs – stets unüberhörbar ein negativierender Ton mitschwingt.

Regressive Phänomene, wenn sie nicht gerade im Reservat des Außerordentlichen auftreten, fallen also für gewöhnlich einer starken Ablehnung und Abwehr zum Opfer. Das hat m. E. zur Folge, daß der Vorgang der Regression mit dem dazugehörigen neuerlichen Wieder-Auftauchen, also der Reversibilität von Regression, nicht ausreichend trainiert wird und darum auch so bedrohlich werden kann.

Die psychotherapeutische Praxis zeigt, daß die Situation junger Mütter, die wegen der Ankunft ihres Kindes ihre Berufstätigkeit aufgegeben haben und sich ausschließlich ihrer Familie und dem Heim widmen, eine spezifische Krisensituation ist. Zu den charakteristischen psychischen Dekompensationsformen gehören Depressionen, Angstzustände und – wie es mir einige Male begegnete – Zwangsimpulse, das Kind zu töten. Neben der fraglos individualpsychologischen, aus der Lebensgeschichte der Frau abzuleitenden psychischen Reaktion auf diese spezifische Lebenssituation ist es ganz wichtig, auch den sozialen Einfluß zu betonen. Die soziale Isolation, in die eine Frau gerät, die mit Kleinkind und ohne Berufstätigkeit auf den rein häuslichen Bereich der Kleinfamilie beschränkt bleibt, umfaßt ganz spezifi-

sche pathogene Faktoren. Deren Auswirkung muß zwar nicht immer in psychopathologischen Symptomen manifest werden, bedeutet aber wohl in jedem Fall eine ganz erhebliche Belastung.

Ein Beispiel mag das belegen: Kläre gab, tief überzeugt von der Richtigkeit dieses Schrittes, ihren Lehrerberuf auf, als ihr Sohn geboren wurde. In ihrer vorausplanenden Art hatte sie sich vorgenommen, nach drei Jahren, wenn das Kind in den Kindergarten käme, wieder berufstätig zu werden. Mit ihrem Mann, einem Angestellten im mittleren Management einer großen Versicherungsgesellschaft, war das alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgesprochen. Als der Sohn ein Jahr alt war, kam Kläre in die Praxis. Sie sei oft ungeduldig mit ihrem kleinen Sohn und mache sich Vorwürfe, ihn nicht gestillt zu haben. Sie fühle sich allen Frauen absolut unterlegen. Sie sei zerfahren und unkonzentriert, nichts gehe ihr von der Hand. Ihr Kopf sei eine einzige Dunstwolke, ihre Umwelt – Mann und Kind – könne sie oft nur noch wie durch eine Milchglasscheibe wahrnehmen. Gar nicht greifbar sei sie dann für andere, aber, was noch schlimmer sei, auch nicht für sich selbst. Es sei dann so eine Leere in ihr. Außerdem werde sie von unkontrollierbaren Freßanfällen heimgesucht. Es folgt eine ausführliche Beschreibung ihrer Freßdurchbrüche, ungemütliche, wahllose Orgien vor dem Eisschrank oder an Würstchenbuden. Für den Moment des Kostens, des Abtastens der Speise mit der Zunge, des Kauens beschere ihr das Fressen ein Gefühl von Gegenwärtigkeit, von intensivstem Dasein. Habe sie sich alles einverleibt, verfalle sie in tiefe Niedergeschlagenheit. Einerseits schäme sie sich wegen des Freßanfalls, andererseits fühle sie sich danach besonders alleingelassen.
Kläre kommt nicht mehr richtig mit ihrer Situation zurande. Daß ihr so jede Kontrolle über sich selbst verlorengegangen ist, schockt sie vielleicht am meisten. Die ordentliche, planende, ihr Leben bis dahin so bewußt steuernde Kläre ist in einen Sog geraten, gegen den sie sich nicht mehr wehren kann. Kläre ist in pathologischer Weise regrediert. Sie hat in der starken Annäherung an ihr Baby sich selbst verloren. Die Fähigkeit, sich mit Hilfe identifikatorischer Mittel in ihr Kind einzufühlen, ist umgeschlagen in eine übermäßige Identifikation. Dadurch ist sie selbst unter die Herrschaft ganz frühkindlicher Wünsche geraten. Statt ihr Kind zu stillen, stillt sie sich während ihrer Freßdurchbrüche quasi selber. Der regressive Druck ist sostark, daß sich ein Großteil ihrer erwachsenen Ich-Funktionen, ihres erwachsenen Selbstes, in einem Dämmerzustand befindet. Sie ist zum Zeitpunkt der Beratung nicht mehr in der Lage, aus eigener Kraft die Regression rückgängig zu machen.
Während der Zeit der Annäherung und Einstimmung von Mutter und Säugling wird ja auch ganz intensiv die eigene Mutter-Kind-Beziehung der jungen Mutter reaktiviert. Statt die notwendige Regression kreativ und

integrierend zu nutzen, um dadurch in einem progressiven Schritt die Mutterrolle selbst zu übernehmen, ist Kläre wieder in den symbiotischen Strudel ihrer eigenen, nicht aufgelösten Mutterbeziehung geraten. Bei Kläre haben sich die Fronten verfestigt, für sie gibt es keinen flexiblen Austausch mehr zwischen ihren eigenen kindlichen und erwachsenen Anteilen. Für sie besteht die Welt auf der einen Seite aus überdimensionalen Riesenmüttern und auf der anderen aus kleinen hilflosen Wesen, zu denen sie selbst und ihr Sohn gehören.
Kläres Mann hat in dieser Situation nur wenig helfen können. Er war sprachlos über Kläres Veränderung. Was war mit seiner Kläre, die in ihrer planenden Vorausschau der Dinge des Lebens immer so obenauf gewesen war, deren Kontrolliertheit ihn zutiefst beruhigt hatte, nur geschehen? Solange noch alles klar und überschaubar gewesen war, hatte er alle Sicherheit bei ihr gefunden. Nun versuchte er immer wieder, sie zu überzeugen, daß sie erst in Ordnung komme, wenn sie sich erneut so zusammennehme wie früher. Ermunterungen dieser Art und ein geradezu fanatisches Engagement in beruflicher Fortbildung waren seine Antwort auf ihren Zustand. Im Grunde war er ebenso verängstigt wie Kläre. Dadurch erhöhte sich Kläres Angstpegel noch zusätzlich, was zu einer weiteren Schwächung ihrer reiferen Anteile führte und sie in jener pathologischen Regression fixiert ließ.

Ich könnte noch weitere, ähnliche Beispiele anführen, bei denen folgende Faktoren konstant bleiben: große soziale Isolation, eine dadurch bedingte sehr starke Konzentration auf das Kind, verwirrte Väter.
Meine Frage lautet also: Wie weit kann eine Frau in der menschlichen Isolation der Kleinfamilie es sich überhaupt gestatten, in der Phase der frühen Mutter-Kind-Beziehung in die Regression einzutauchen, ohne sich selbst zu verlieren? Wer unterstützt sie in diesem sozialen Setting so weit, daß sie eine solche Regression unbeschadet wagen kann? Die Sehnsucht einer Mutter, mit ihrem Kind zu verschmelzen, kann in der gesellschaftlichen Isolation so groß werden, daß sie allzu bedrohlich für die Mutter wird und deshalb zu Abwehrmaßnahmen führen muß. Und hier entsteht der Teufelskreis, die Schraube in die pathologische Regression hinein: Wenn die Angst vor dem eigenen Unbewußten zu groß ist, werden die Abwehrmaßnahmen gegen regressive Tendenzen starr und unflexibel. Mit einer rigiden Abwehr wird ein freier Zugang zu unbewußten Gefühlen und Phantasien und eine integrierende Verarbeitung der unbewußten Inhalte verhindert. Eine allzu rigide Abwehr enthält ihrerseits bereits regressive Elemente und fördert letztlich pathologischere Regressionsformen, als sie bei einer größeren Durchlässigkeit zum primärprozeßhaften Geschehen je eingetreten wären.

An dieser Stelle wird auch die Frage nach der Aufgabe des Vaters besonders deutlich. Sie stellt sich m. E. nicht nur danach, ob er dem Kind die Ablösung von der Mutter, die sogenannte frühe Triangulierung ermöglichen kann, sondern auch und vielleicht ganz besonders danach, ob er der Mutter während dieser kritischen Phase jenen emotionalen Schutzraum für die im Sinne einer integrierenden Funktion unerläßliche Regression bieten kann.
Die Frage läßt sich im Grunde nur negativ beantworten. Der durchschnittliche Bürger dieser Gesellschaft ist ja außerhalb der Familie selbst auch einem starken pathologischen Regressionsdruck ausgesetzt. Wie kann er im Angesicht längst seiner Kontrolle entglittener Arbeitszusammenhänge, im Angesicht unüberschaubarer Interessenverflechtungen, die vom Unbewußten nur wie ein archaisches Riesenobjekt mit diffusen Zügen erlebt werden können, sich anders fühlen denn als ein hilfloses Kind (vgl. Mendel, 1972)? Eine Partnerin, die durch ihre Situation noch zusätzlich eine regressive Verführung darstellt, kann nur als Bedrohung erlebt werden. Wird die Gefahr psychischer Labilisierung für den Mann zu groß, wird der Zirkel pathologischer Abwehr auch von seiner Seite noch mit verstärkt. Er wird eine pseudo-progressive Position beziehen, um den ängstigenden unbewußten Inhalten den Zugang zum Bewußtsein zu verwehren, und damit eine Integration verhindern. Im Hinblick auf den Kampf um pseudo-progressive und regressive Positionen in Partnerschaften hat J. Willi (1975; 1978) von der Paardynamik her deutlich machen können, wie sich diese beiden Positionen gegenseitig bedingen. Ein Zustand pathologischer Regression kann also mit dem, was ich dissoziierende Progression genannt habe, ohne weiteres abgewehrt werden.

Ich möchte nun noch einige allgemeinere, nicht nur auf den Rahmen der Kleinfamilie bezogenen Überlegungen anstellen, um den Einfluß gesellschaftlicher Faktoren auf Regression und Progression in ihren pathologischen Aspekten etwas genauer ins Blickfeld zu bekommen.
Der Soziopsychoanalytiker Gérard Mendel hat, wie mir scheint, überzeugend ausgeführt, wie sehr im unbewußten Erleben des Menschen die heutige Leistungsgesellschaft mit dem Bild der archaischen Mutter gleichgesetzt wird. Das auf der unbewußten Ebene allen Menschen bekannte Bild dieser frühen Mutter hat zwei Gesichter. Zum einen ist sie die gratifizierende Mutter mit ihren nährenden, sensorischen Gaben, ihrer Wärme und ihrer Liebe; zum anderen ist sie die archaisch böse Mutter, die zerstückelnde und vernichtende Mutter, was nach psychoanalytischem Verständnis eine Folge der Projektion der ersten, verinnerlichten Aggressionen des Kindes ist (vgl. u. a. M. Klein, 1957). Die Beziehung zur archaischen Mutter aktualisiert stets auch die magische und megalomane Welt des primären Narzißmus, die, je

nach Überwiegen des guten oder des bösen Aspektes, Sehnsucht oder Auflösungsängste mobilisieren kann.
Mendel demonstriert, wie die moderne Technologie mit ihrer rasanten Entwicklung, die dem Menschen nurmehr einen Stellenwert als Mittel, nicht als Zweck, einräumt, einer »neuen Natur« gleichzusetzen ist. Die technologische Natur versetzt den Menschen in einen ähnlichen Zustand der Hiflosigkeit, wie er ihn im Verlauf seiner Geschichte angesichts der natürlichen Natur schon einmal erfahren hat. In einem unvermeidlichen regressiven Schritt werden dieser technologischen Natur, dem Primitiven im Dschungel vergleichbar, vom Menschen magisch-animistische Qualitäten beigemessen. Die »Magie der Technik« bleibt dabei keine leere Formel. Der konkrete Animismus geht so weit, daß ein Vertreter der elektronischen Kirche in USA, Oral Robert, ein Fernsehprediger, durch Handauflegen über den Bildschirm – der Zuschauer stellt seinerseits durch Berührung der Mattscheibe den magischen Kontakt her – Wunderheilungen bewirken kann.
Für mich besteht das Wesentliche der Mendelschen These darin, daß der Mensch in der hochentwickelten Industriegesellschaft zu einer pathologischen Regression gezwungen wird. Nicht nur das mächtige technologische Ideal läßt ihn verschwindend klein werden. Er wird noch zusätzlich durch die Konsumgesellschaft in eine orale Regression getrieben. Dabei dürfte auf der Ebene des unbewußten Erlebens der emotionale Aspekt der guten, spendenden Mutter schon längst umgeschlagen sein in ihren bedrohlichen Anteil. Hier unterdrückt eine destruktiv verwöhnende Mutter jegliche Selbständigkeit, fördert im Gegenteil zum Zwecke einer absoluten Hörigkeit des Kindes suchtartige Abhängigkeit. Konsumterror und Konsumfaschismus wären die entsprechenden sozialwissenschaftlichen Begriffskorrelate.
Die gesellschaftliche und in diesem Zusammenhang gleichzeitig emotionale Falle besteht nun darin, daß sich Konsum- und Industriegesellschaft gegenseitig bedingen und erhalten. Einerseits soll das Individuum süchtig konsumieren, andererseits funktional perfekt Leistung erbringen. Diesem Widerspruch ist nur durch dissoziative Mechanismen zu begegnen. In einer Gesellschaft, die den Menschen zu einer kompetitiven Maschine gemacht hat, bleibt nur die Flucht in eine pathologische Progression, in ein höchst fragwürdiges Spezialistentum. Diese pathologische, präziser: dissoziierende Progression erlaubt es, auf einem eng umschriebenen Gebiet Spitzenleistungen zu erbringen, während alle anderen Lebensbereiche, davon abgespalten, verkümmern.
Somit wird auch klarer, warum Regressionen allgemein eine negative Bewertung erfahren. Eine Gesellschaft, die an einer – wenn auch latenten – pathologisch regressiven Verfassung ihrer Bürger zum Zwecke einer größe-

ren funktionalen Verfügbarkeit und eines permanenten, auf Konsum ausgerichteten Gierverhaltens interessiert ist, ist nun einmal ein schlechter Boden auch für die integrierende Regression. Die Gefahr, allzu schnell in einen pathologischen Strudel zu geraten, ist vor einem solchen Hintergrund sehr real. Die starre Ablehnung von Regression ist die gängige Schutzmaßnahme dagegen, eine Maßnahme, die wirkungslos bleiben muß. Hier gilt der Satz von der Wiederkehr des Verdrängten: aufgrund ihrer Rigidität enthält diese Form der Abwehr bereits ihrerseits, wie schon erwähnt, regressive Elemente, denn sie arbeitet nicht nach dem Muster der Integration, sondern dem der Dissoziation.

Von einem integrativen Standpunkt aus ist die dissoziierende Progression mit einer pathologischen Regression identisch, der Unterschied hebt sich auf, die Gegenpole fallen zusammen, werden austauschbar. Pathologische Regression und dissoziierende Progression lassen sich nunmehr auf einen Nenner bringen: in beiden spiegelt sich die Entfremdung des Menschen von sich selbst. In der dissoziativen Progression entfernt er sich zunehmend vom Primärprozeß, versagt sich also seine innere Welt, in der pathologischen Regression hat er den Sekundärprozeß, verstanden als kreative Verarbeitung und Bewußtmachung des unbewußten Geschehens, als autonome Steuerung, aufgegeben.

Das Unbehagen an solchen Lebensbedingungen läßt sich denn auch allenthalben feststellen. Die Sehnsucht, Desintegration und Entfremdung aufzuheben, ist groß; die Versuche, auszusteigen, sind vielfältig. Die gesamte Alternativszene stellt ja den Versuch dar, ein integratives, in möglichst vielen Lebensbereichen unentfremdetes Dasein zu führen.

Die Wege zu einer Integration des Primärprozesses, der kreativen regressiven Anteile, führen jedoch häufig zu neuerlicher Desintegration. Die Drogenkultur ist dafür vielleicht das dramatischste und negativste Beispiel. Der passagere Zustand primärnarzißtischer Wonnen wird hier erkauft um den Preis einer absoluten Autodestruktion.

Aber auch andere Formen der Abkehr vom westlichen Lebensstil, Methoden der inneren Versenkung und Meditation, spiegeln oft, wenn auch in neuem Gewande, alte Strukturen. Mendel würde das, was etwa die Anhänger von Baghwan im indischen Poona als Erleuchtung erleben, als eine Regression auf die faschistische Position bezeichnen. Aller Einfluß, alle Macht, alles Wissen ist Baghwan überschrieben, einem Mann, der persönlich möglicherweise an Macht nicht interessiert ist (was ich bezweifle), der aber von der Struktur des Ashram her eine totalitäre Autoritätsfigur ist.

Ähnliches gilt sicher auch für die meisten anderen Sekten, wobei die Sehnsucht nach religiösen Inhalten oder vielleicht besser: die Sehnsucht nach Erlebnismöglichkeiten religiöser Art Ausdruck des Bedürfnisses nach intensiverer Selbsterfahrung ist (vgl. Moeller, 1979).

Auch alle kathartischen Methoden der Psychoszene gehören hierher, Methoden, denen offenbar die Synthese aus primärprozeßhaftem Erleben und späterer reflektierter Bearbeitung des Erlebten nicht gelingt. Primärprozeßhaftes allein in Gang zu setzen ist noch keine Kunst, ebensowenig wie es die Forcierung einer intellektualisierenden Rationalität wäre. Die Kunst besteht für mich in einer erhöhten Durchlässigkeit für unbewußte Inhalte und gleichzeitig einer verstärkten Kapazität zur bewußten Verarbeitung dieser Inhalte.

Der Beitrag der Psychoanalyse sollte dabei, wie ich finde, nicht unterschätzt werden. Psychoanalyse muß nicht als Anpassung an die bestehende Gesellschaft verstanden werden, nicht als ein Mittel zur Sicherung zementierter Strukturen. Ihre eigentliche Funktion besteht darin, den Bereich des Unbewußten, des Primärprozeßhaften zugänglich zu machen und ihn einer integrierenden Bearbeitung zuzuführen. Es gilt vielleicht nicht nur der Freudsche Satz: »Wo Es war, soll Ich werden«, sondern auch seine Umkehrung.

Literatur

Ludwig Eidelberg, *Encyclopedia of Psychoanalysis*, New York 1968.

Melanie Klein, *Envy and Gratitude. A Study of Unconscious Sources*, New York 1957.

Ernst Kris, *Psychoanalytic Explorations in Art*, New York 1952.

Gérard Mendel, *Generationskrise*, Frankfurt am Main 1972.

Michael L. Moeller, »Zur primären Wirklichkeit in künstlerischen Comics«, in: *Vom Geist der Superhelden*. Comic Strips. Kolloquium zur Theorie der Bildergeschichte. Schriftenreihe der Akademie der Künste West-Berlin, Band 8, 1970.

ders., »Zwei Personen – eine Sekte«, in: *Kursbuch 55*, Berlin 1979.

Jürg Willi, *Die Zweierbeziehung*, Reinbek 1975.

ders., *Therapie der Zweierbeziehung*, Reinbek 1978.

D. W. Winnicott, »Primäre Mütterlichkeit« (1956), in: *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*, München 1976

TRANS ATLANTIK

Oktober 10/1980 Eine neue Zeitschrift Acht Mark

MEHR FORM. MEHR INHALT:

Journal des Luxus und der Moden:
Über eine neue Form von Wilderei / Das Rätsel des rachitischen Kindes / Nachruf auf ein Porzellan / Das Comeback des Elektroschocks / Hitparade / Die andere Hälfte des Himmels / Leckereien / Mangelware / Die Stimme Amerikas: Das Gratisessen / Nacherzählung

Das Notstandslibretto. Auskunft über die Verbunkerung der Bundesrepublik. Von Ulrich Enzensberger

Petrokultur. Eine Visite in Katar. Von Jonathan Raban

Brief aus New York. Von Marion Knox

Das OTRAG-Dossier. Abenteuer und Wechselfälle eines deutschen Raketenbauers. Von Gaston Salvatore

Fahrende Dichter. Eine Netzkarte für die gesamtdeutsche Literatur. Von Alain Wilcock

Fresko von Dieter Klama

Eurozentrismus wider Willen. Ein politisches Vexierbild. Von Hans Magnus Enzensberger

Die neuen Geheimnisse von Paris. Das kriminelle Potential in der französischen Politik, aufgezeigt im Mordfall de Broglie. Von Lothar Baier

Bericht zur Lage der amerikanischen Nation.
Von Gore Vidal

Ein deutsches Schicksal: Erste Lieferung. Waldemar Müller und die Großen dieser Welt

Feuerländische Fragmente. Von Bruce Chatwin

Alphabet: Hannover. Von Fritz J. Raddatz

Ab 29. September 1980 an Ihrem Kiosk, in Ihrer Buchhandlung

New Mag-Verlag, 8 München 80, Sternwartstraße 4, Tel. 089/98 49 11

Lutz Rathenow, geboren 1952, gehört zu jener Generation in der DDR, die unbestechlicher denn je Literatur macht. »Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet« ist sein erstes Buch. Es konnte dort, wo seine Geschichten ihren sozialen und politischen Hintergrund haben, nicht erscheinen.

Auf neue Weise beschreibt Rathenow, manchmal in Form einer Parabel, manchmal ausgehend von einer alltäglichen Situation, die in Angst, Grauen und Beklemmung mündet, Wirklichkeit.

Der Satire in vielem nahe, zeigen seine Texte die Nähe von Terror und Normalität, die betroffen macht und auch uns betrifft.

Lutz Rathenow **Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet** *Prosa* DM **25.–**

Ullstein
Ullstein
Ullstein

Herbstprogramm '80

«Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, für seine Selbsterhaltung sich einzusetzen, ganz gut: Dann soll es verschwinden!»

Adolf Hitler, 27. 1. 1942

1. - 10. Tausend, 496 Seiten, DM 39.80

«Hitler führte Monologe. Er redete alle unter den Tisch. Vieles, was man über Hitler im Laufe der Jahre gelesen hat, trug nur dazu bei, ihn unerklärbarer zu machen. Diese «Monologe» fallen aus der Reihe. Man bekommt eine Ahnung von diesem Mann. Und das ist viel.»

Nürnberger Nachrichten

Albrecht Knaus Verlag Hamburg

Knaus

Heiner Schultz

Angst – Gewühl – Versicherung

Ein Versuch über Folgen der Industrialisierung für das Bewusstsein im 19. Jahrhundert

Der Fremde mag in der Nacht in London angekommen sein. Als er morgens aus der Tür seines Logis trat, um sich in der ihm unbekannten Stadt umzusehen, wartete er geduldig, »bis sich der Auflauf verloren habe werde«. Man erzählte sich später, er habe den ganzen Tag gewartet. Aber auch wenn er dies nur eine geraume Weile tat, bis er nämlich merkte, daß die Masse der an ihm Vorüberziehenden keinen Auflauf oder Umzug aus besonderem Anlaß darstellte, sondern das Normale des Londoner Straßenalltags war, so signalisiert diese Anekdote aus der Mitte des 19. Jahrhunderts[1] doch etwas Bedeutsames. Sie verweist schlagartig darauf, wie die Differenz zwischen dem, was aus Deutschland bekannt war, und dem, was nun in England erfahren wurde, erst im Bewußtsein assimiliert wurde, nämlich als Auflauf, und dann umstrukturiert werden mußte, um der Wirklichkeit gerecht zu werden.

Dieser Vorgang der Umstrukturierung mag bezeichnend dafür sein, wie Erfahrungsgefälle überhaupt verarbeitet werden. Diese Frage wird hier jedoch nicht untersucht. Es geht vielmehr um die bestimmten Formen, in denen dies in einer zunehmend durch die Industrie geprägten Gesellschaft geschieht. Es wird behauptet, daß es Indikatoren für die Bewußtseinsveränderungen im Prozeß der Industrialisierung gibt, daß es Quellen gibt, in denen solche Indikatoren besonders deutlich zutage treten, und daß deshalb die Rekonstruktion der ›Industrialisierung des Bewußtseins‹ – und damit ist gemeint die wechselseitige Beeinflussung, Zurichtung und Umformung sowohl des Bewußtseins wie dann auch der materiellen Bedingungen für die weitere Entwicklung des Industriekapitalismus – ein lohnendes, wenngleich vorerst noch recht unklar abgegrenztes und auch zu Spekulationen führendes Gebiet sein könnte.

Die vorauslaufende *Annahme* lautet: Der Industrialisierungsprozeß Westeuropas, die Durchsetzung des industriellen Kapitalismus, verwandelte nicht nur die Produktions- und Austauschbeziehungen, sondern erzeugte auch Folgelasten für das Bewußtsein der in dieser Gesellschaft lebenden Menschen, die in der Tendenz einer langfristigen Zurichtung und Anpassung des Bewußtseins an die materiellen Veränderungen einerseits und als Änderung

des Bedingungsgefüges der materiellen Produktion und Reproduktion andererseits abgearbeitet werden mußten. Einige solcher Zumutungen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Produktionsprozeß stehen, wie Disziplin und Pünktlichkeit, sind teilweise recht gut bekannt. Andere erschließen sich besonders deutlich dort, wo neue Erfahrungen eigens thematisiert werden, also z. B. in Reiseberichten oder in solchen Schilderungen, die Neuerungen zu ihrem Gegenstand haben – und dort wiederum zugespitzt, wenn diese neuen Erfahrungen nicht leicht eingeordnet und angeeignet werden können, sondern sich als *Ängste* erst einmal querstellen. Einige solcher Ängste sollen untersucht werden, und unter der halb metaphorischen Chiffre der ›Versicherung‹ sollen bestimmte Erscheinungen als Versuche, auf die Herausforderungen der Industrialisierung an das Bewußtsein zu antworten, plausibel gemacht werden.

I.

Beim Lesen von deutschen Reiseschilderungen über England, insbesondere über London, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts fällt auf, daß fast alle Autoren dem *Straßengewühl* besondere Aufmerksamkeit schenken. Das ist auf den ersten Blick akkurat und eigentlich selbstverständlich, denn schließlich war London damals nicht nur die größte Stadt der Welt, sondern auch die »kommerzielle Hauptstadt der Welt«[2], der »Centralgeschäftsmarkt der Erde«[3], der »Platz, wo alle Welttheile sich begegnen«[4] und damit auch der »Knotenpunkt der öffentlichen Meinung des Erdballs«[5].
Den deutschen Beobachtern blieben dabei die Verschiebungen in der relativen Bedeutung zwischen London und der Provinz verborgen. Für sie war London die Spitze und das Zentrum einer industriellen Gesellschaft, und sie nahmen es nicht, wie dies innerhalb Englands viel häufiger geschah, als Ausnahme wahr.
»Ich habe die ganze Welt um mich«, schreibt Julius Rodenberg, »wenn ich in London bin. Ich habe das Bewußtsein, daß es in der ganzen Welt keinen Genuß, keine Arbeit und keine Bewegung giebt, an der ich nicht Theil nehme, wenn ich in London bin. Ein Omnibus und Dreipence führen mich aus dem Glanze und der adligen Stille des Westends mitten in das Gewühl der Kaufleute hinein; und für nicht viel mehr kann ich die Schiffe sehen, (. . .) die Bassins (. . .) und die Gebäude, die voll sind von den Schätzen, die sie aus fernen Zonen mitgebracht.«[6]
Die Teilhabe am Zentrum des Weltgeschehens gewinnt leicht eine höhere Weihe; für den mit Rodenberg gut bekannten Fontane ist London »das Modell oder die Quintessenz einer ganzen Welt«.[7] Und es kann bloß *Modell* sein, weil es in der Gegenwart der Besucher das zu repräsentieren scheint,

was die Zukunft der Gesellschaft, aus der sie kommen, zu werden verspricht. Die Erfahrungen aus der Gegenwart des strukturell gleich, aber manifest weiter entwickelten England wurden so zu Reisen in die Zukunft der eigenen Gesellschaft. »England ist das Land der Gegenwart«, beginnt Hermann Schulze seine *Nationalökonomischen Bilder aus Englands Volksleben*. »Der Reisende sucht dort keine todten Monumente, Zeugen einer großen Vergangenheit; er sucht und findet dort frisches Leben, nie rastende Thätigkeit, unermüdliches Hin- und Herwogen von gewerbefleißigen Millionen, schiffreiche Häfen, mit den Schätzen aller Welttheile gefüllte Magazine, riesige Industriestädte mit Tausenden von Schlöten und arbeitenden Maschinen, Welthandel und Seeherrschaft.«[8]

Es ist also erst einmal nicht weiter erstaunlich, wenn diese Millionenstadt und der unmittelbare sinnliche Ausdruck davon, das Gewühl, die Besucher beeindruckte. Vor allem dann, wenn zu besonderen Ereignissen, wie den Weltausstellungen 1851 und 1862, zu den Millionen Einwohnern noch weitere Millionen Besucher hinzukamen. Dann potenzierte sich das Gewühl sozusagen. Aber andererseits ist die starke Beachtung des Londoner Gewühls doch auch nicht trivial, denn *wirklich sehen und erleben* konnten die Beobachter vermutlich nicht viel mehr als bei einem großen Fest, einem Umzug, einer Parade, einer Hinrichtung, einer Messe oder einem Markt u. dgl. auf dem Kontinent auch. Wenn gleichwohl das Gewühl eine so prominente Rolle unter den neuen Erfahrungen einnimmt, dann aus mehreren Gründen: weil es aus *keinem besonderen Anlaß* stattfand (wenn man ›Arbeit‹ oder die Voraussetzungen dafür entsprechend begreift), weil es das *Normale* war, sich täglich wiederholte und also trotz der Schwankungen im Wechsel von Tag und Nacht keinen Beginn und kein Ende hatte und deshalb als repräsentativ für die ganze englische Gesellschaft und der Tendenz nach für die Zukunft der ganzen westeuropäischen Gesellschaft angesehen werden konnte oder mußte, je nachdem, und weil die Beobachter wußten, daß es überall, jedenfalls an unabsehbar vielen Orten *außerhalb ihres Gesichtskreises* war.

Das Gewühl, das Gedränge und der Lärm Londons beeindruckten Beobachter mit ganz verschiedenen Vorerfahrungen und Interessen; der Bogen von Äußerungen dazu reicht von sozialkritischen Schriftstellern wie Engels oder Weerth über recht unbedarfte Journalisten wie Schlesinger, Rodenberg, Sartorius, Scherer, Ghillany, Bucher und Christern zu Sozialkonservativen wie Huber oder Fontane.

Engels beginnt seine Schilderung der Lage der arbeitenden Klasse in England mit einer Darstellung des industriellen Proletariats und der großen Städte. »So eine Stadt wie London, wo man stundenlang wandern kann, ohne auch nur an den Anfang des Endes zu kommen (. . .) ist doch ein eigen Ding.« Die Kosten und Opfer der »Wunder der Zivilisation« entdeckt er im Medium des

Gewühls. »Wenn man sich ein paar Tage lang auf dem Pflaster der Hauptstraßen herumgetrieben, sich mit Mühe und Not durch das Menschengewühl, die endlosen Reihen von Wagen und Karren durchgeschlagen, wenn man die ›schlechten Viertel‹ der Weltstadt besucht hat, dann merkt man erst, daß diese Londoner das beste Teil ihrer Menschheit aufopfern mußten, um alle die Wunder der Zivilisation zu vollbringen (. . .). Schon das Straßengewühl hat etwas Widerliches, etwas wogegen sich die menschliche Natur empört.« Wenn er dem Gewühl isolierter Individuen das Allgemein-Menschliche und Verbindende entgegenstellt, so ist seine Empörung ein Festhalten am vorindustriellen Stand des Bewußtseins in der (zukünftigen) Perspektive einer Überwindung der kapitalistischen Gegenwart. »Und doch rennen sie aneinander vorüber, als ob sie gar nichts gemein, gar nichts miteinander zu tun hätten, und doch ist die einzige Übereinkunft zwischen ihnen die stillschweigende, daß jeder sich auf der Seite des Trottoirs hält, die ihm rechts liegt, damit die beiden aneinander vorbeischießenden Strömungen des Gedränges sich nicht gegenseitig aufhalten; und doch fällt es keinem ein, die andern auch nur eines Blickes zu würdigen. Die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolierung jedes einzelnen auf seine Privatinteressen tritt um so widerwärtiger und verletzender hervor, je mehr diese Einzelnen auf den kleinen Raum zusammengedrängt sind; und wenn wir auch wissen, daß diese Isolierung des Einzelnen, diese bornierte Selbstsucht überall das Grundprinzip unserer heutigen Gesellschaft ist, so tritt sie doch nirgends so schamlos unverhüllt, so selbstbewußt auf als gerade hier in dem Gewühl der großen Stadt.«[9]

Diese philosophisch überhöhte Erfahrung wird für ihn der Ausgangspunkt, um aus der Isolierung und Konkurrenz der Menschen die Auflösung der Menschheit in ›sozialem Krieg‹ und ›sozialem Mord‹ herzuleiten, und aus der durch die kapitalistische Industrie geprägten Form des Klassenkampfes die Aussicht auf eine soziale Revolution, die diese Auflösung der Gesellschaft überwinden wird.

Diesem Aspekt der Gleichgültigkeit und Isolierung widerspricht es nur scheinbar, wenn Engels' Freund Georg Weerth das Gewühl des »Städteungeheuers« London als Kampf erlebt: »Alles stürzt und rennt und lacht und weint und brummt und flucht und betet und boxt sich in ein und derselben Minute an dir vorüber und reißt dich fort und stößt dich vorwärts, daß du endlich ganz mit im Zuge bist und mitläufst, als hättest du auch die wichtigsten Sachen zu besorgen, als hinge das Heil der Welt von deinem Laufen ab, und nicht früher merkst du, daß du halb verrückt geworden bist, als wenn dir die Beine den Dienst versagen, als wenn du erschöpft an die Wand eines Hauses sinkst, um dir den Angstschweiß von der Stirne zu trocknen.« Die Reflexion dieses Erlebnisses läßt ihn mit Engels übereinstimmen: »Aber wie einsam fühlte sich meine Seele in diesem Gewirr! (. . .) Ich weiß nicht, ob

es andern auch so ging – genug, ich war verdrießlich, ich war traurig, ich war total niedergeschlagen, als ich meinen ersten Ausflug vollendet hatte, und gern warf ich mich in den ersten Omnibus, der mich nach einer halbstündigen Fahrt zurück in mein Hotel brachte.«[10]

Aber auch ohne die sozialkritische Pointe von Engels oder Weerth wurde das Gewühl, das Gehetze und der Lärm des »tollen Londoner Straßenkarnevals« als psychische Herausforderung und Belastung empfunden. So klagt z. B. Johanna Kinkel, die Frau des damals recht bekannten (und von Marx und Engels arg gerupften) Emigranten Gottfried Kinkel, in dem biographischen Roman *Hans Ibeles in London:* »Ach, und die fieberische Hast, mit der man alle Geschäfte thun muß, da einem keine ungestörte Viertelstunde gehört! (. . .) Und nun ist alle Erholung in Ceremoniell aufgegangen, und das Vergnügen ist eine härtere Plage als die Arbeit selber!«[11]

Diese Belastung füllt also tendenziell alle Zeit aus und beansprucht die ganze Person, – die damit nicht mehr bleibt, was sie war. Das »rastlose jagen und treiben, in dem ich selber mit ein ungeduldiges von Eile gesporntes Atom war«[12], löst das vorindustrielle Bewußtsein der eigenen ganzen Person und Individualität auf. Der Trost angesichts der »beständigen Hetze, die einen gar niemals zu Athem kommen ließ«, klingt eigentümlich matt: »Gewiß ist das Leben nicht überall eine solche gemüthlose Geschäftshetze, wie in London, nicht überall ein herzloses Rennen und Jagen nach Erwerb und Gewinn, unter einem Himmel voll Kohlendampf und zwischen unendlichen kahlen Häusermauern. In *Dörfern* und *Landstädten* werden der Ackerbau und die offene, frische Natur dem Leben wohl auch eine *ruhige, gemüthliche* und *herzliche* Seite lassen.«[13] Dieses Gegenbild des Dorfes ist schon ein Eingeständnis der Niederlage gegenüber dem Gewühl der Stadt; die Zuflucht ist auch Flucht.

Wie nicht selten, hat aber auch das Bedrohliche, zumal aus der Ferne, seinen Reiz. Julius Rodenberg, der in seiner bereits angeführten Schilderung Londons fast durchweg mit dem Gewühl beschäftigt ist, läßt seinen Roman *Die Straßensängerin von London* in einer Anzeige so charakterisieren: er sei »interessant durch die Gegensätze von deutschem Stilleben und dem betäubenden Gewirr der englischen Hauptstadt«.[14] Aber dieser ambivalente Reiz färbt ab auf die heimatlichen Zustände und tendiert dazu, den Gegensatz abzumildern. Zumindest die Reise wird in der (natürlich immer nachträglichen) Schilderung schon in den Kategorien des erwarteten und befürchteten Gewühls wahrgenommen: »Das Treiben auf dem Berliner Bahnhof«, schreibt Fontane, »vor Abgang der Züge, war ein würdiges Vorspiel zu einer Londoner Reise. Man schlug sich um Billette; drei Züge hintereinander sausten die Bahn entlang; wahrlich, es war ein Gedränge, ein Menschenwogen, wie ich's wenige Tage später in der Londoner City gang und gäbe finden sollte!«[15]

Ähnlich leitet Johann Wilhelm Christern seine *Pudelnärrische Reise nach London* ein: »Auf dem Dampfschiff, in den beiden Cajüten wie auf dem Deck, war ein merkwürdig buntes Gewimmel, so kunterbunt, wie es ohne Zweifel noch niemals da gewesen ist. (. . .) Schon daraus konnte ein gescheuter Kopf, der nicht ganz auf den Kopf gefallen war, abnehmen, daß es zur Industrie-Ausstellung aller Nationen ging (. . .).«[16]

Natürlich hat deshalb noch nicht jedes Gewühl etwas mit den Verunsicherungen in einer industriekapitalistischen Gesellschaft zu tun, sondern seine Beachtung ist ein Indikator für eine allgemeine Erfahrungsdifferenz, und es mag durchaus sein, daß sich, was hier vor allem an England und London dargestellt wird, auch für andere Länder und Orte nachweisen läßt. So fällt z. B. auch dem 16-jährigen Georg Weerth in Barmen auf: »Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht wogt die geschäftigste Menschenmasse der Welt in ihr [der Straße] auf und ab. – Links sieht man von Elberfeld den stärksten Strom heranwallen, elegante Wagen, Reiter, Karren kommen im bunten Gemisch dahergezogen. Rechts fährt der märkische Bauer seine Kohlen heran, vor uns hängt der Färber seine in allen Farben schimmernde Wolle zum Trocknen auf, und hinter uns hört man unaufhörlich den kräftigen Hammer manches weithergekommenen Arbeiters, der unermüdlich das größte Werk, die Eisenbahn, zu entstehen helfen sucht.«[17] Aber als er dann gut fünf Jahre später nach London kommt, da ist das Gewühl dort doch noch einmal etwas anderes: »Einem guten Deutschen, der an seine schöne Gemütlichkeit und, wenn er nicht gerade in den größeren Städten des Landes gebürtig, meistens an eine ziemlich ruhige Straße vor seinem Hause gewöhnt ist, der wunders meint, was es ist, wenn jede Stunde ein Dampfschiff über den Rhein fährt, dem wird es wahrhaftig etwas sonderbar zumute, sieht er plötzlich das Städteungeheuer, London, vor sich liegen (. . .), sieht er am Strand [einer Londoner Hauptverkehrsstraße] das Gewühl von Menschen und fährt nun endlich gar auf einer Eisenbahn weit über die Dächer der Häuser hinweg, mitten in das Gebrause dieses unheimlich großen Chaos, in dem beinahe zwei Millionen glückliche und unglückliche Seelen ihr Wesen treiben. Ich war betäubt genug, um meine Reisegesellschaft bald aus den Augen zu verlieren.«[18]

Wenn es also natürlich auch anderswo Gewühl und Gewimmel gibt, so ist das Londoner Gewühl doch der Indikator für eine qualitativ größere Intensität des gesellschaftlichen Verkehrs. Das eine ist der sinnlich erfahrbare Ausdruck des anderen, und so läßt sich auch sagen, das Gewühl ist für die kontinentalen Besucher das, was den fortgeschritteneren Entwicklungsstand Englands unmittelbar erfahrbar macht und für dessen eigentliches Kennzeichen erachtet wird.

Das Gewühl Londons ist das »Weltgewühl«.[19] »Wer London wahrhaft erfassen will, der stürze sich, wenn er dreist und ein tüchtiger Fußgänger ist,

in das Gewühl der Menschen, oder besser noch, er besteige die Outside eines Omnibus und fahre straßenauf, straßenab (. . .). Passiert er Cheapside in der City, so entfaltet sich vor seinen Blicken die summende, rastlose Geschäftigkeit der ersten Handelsstadt der Welt.«[20] Die »Geschäftsraserei« der City zieht zwar die Besucher an, weil sie dort das für sie eigentlich Neue erfahren, aber sie halten es dort nicht lange aus: »Die Schiffahrt ist die Poesie des Handels. Wenn du in dem Staub und in dem Gedränge der City unterzugehen glaubst, in der City, diesem lebendigen Herzen des Welthandels, dann eile nach den Docks (. . .).«[21]

Die unmittelbaren *subjektiven Reaktionen* reichen in den bislang herangezogenen Belegen von der eingangs erwähnten Verwechslung der Situation (und dem Zwang zur Umstrukturierung der Wahrnehmung) über Empörung, Ekel, Angst, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Erschöpfung, Betäubung zum Verrücktwerden und zur Flucht aus einer solchen Situation. Es sind also, ganz allgemein gesagt, Reaktionen von Leuten, die mit einer Situation nicht zurecht kommen. Dem bei Max Schlesinger eingangs zitierten Fremden geht es nicht allein so; die Reisegesellschaft, die J. W. Christern satirisch schildert, steht vor demselben Problem:

»*Nante:* Was des hier für Jedrängel is. Ick jloobe jar, die janze Stadt is schon jepfropft voll von Nationen.

Madame Mömmele: Sollen wir nich en bisken warten, bis sich dies Jewühle verlofen hat?

Nante: Na, heeren Se, Madam Mömmele, da werden wir janze acht Dage stehen bleiben können un doch noch keene Passage haben. Es bleibt uns nischt nich übrig, wir müssen ooch mit fortdrängeln (. . .).«[22]

Wer dies dann wagt, der braucht bisweilen ganz neue Fähigkeiten: »Mansionhouse ist in der Mittagsstunde so voll von Omnibussen (. . .), daß es um diese Zeit ein lebensgefährliches Kunststück ist, von einer Seite zur andern zu gelangen. Von gehen ist keine Rede, man muß laufen, springen, voltigieren (. . .).«[23] Und trotzdem gerät er nur von einer Angst in die nächste, nämlich sich zu verirren, wie der biedere Nürnberger Ghillany. »So fuhr ich denn endlich in den Straßen dieses großen *London,* von dem ich so viel gehört und gelesen, das mich so oft in den Träumen geängstigt.«[24]

Diese Angst vor dem Verirren ist die Angst, mit den bisherigen Orientierungsfähigkeiten nicht mehr auszukommen, der neuen Ordnung, wenn es denn überhaupt eine gibt, nicht gewachsen zu sein. Der Eindruck von Christerns Reisegesellschaft auf der Weltausstellung 1851 kann auch allgemein für London gelten: »Des is eenzig. Alles bunt durcheinander, deß man janz confus wird un doch mit der jrößten Ordnung.«[25]

Das Anzeichen für die Niederlage angesichts der hier abverlangten Leistung ist die *Betäubung.* In den Aufzeichnungen des Emigranten Sigismund Borkheim heißt es: »Das Menschen- und Wagengewimmel war grandios, ich

war beinahe betäubt, meinte fortwährend der Kutscher richte ein Unglück an und berührte einige Male seine Schulter, ihm zu bedeuten, er möchte recht vorsichtig sein, welchen Zuspruch er mit unwilligem Brummen redressirte. Endlich war ich am Ziel.«[26] Besonders Georg Weerth hat diesen Eindruck beredt wiedergegeben: »Der erste Anblick dieses Londoner Straßenverkehrs hat etwas Erschreckendes, Betäubendes; man machte sich die größten Vorstellungen, aber man findet sie übertroffen, man steht wie versteinert, man reißt den Mund auf, man meint, man wäre närrisch geworden, man glaubt nicht anders, als daß jeden Augenblick alle Häuser und Kirchen und Paläste und Säulen und Parks, daß alles und jedes seinen bisherigen Platz verlassen müsse, um sich, von der allgemeinen Flucht fortgerissen, mit hinein in diesen Strudel zu stürzen, mit zu rennen, zu stoßen, zu treten, zu schreien, zu stöhnen, zu zerschmettern, zu zermalmen.« Für Weerth ist es in der der unmittelbaren Schilderung folgenden Reflexion auch nicht erstaunlich, daß er »hier, wo dich die grellsten Kontraste unserer gesellschaftlichen Zustände angrinsen«, erst einmal die Orientierung verliert. »Und ist es nicht natürlich, daß man an einem solchen Orte, daß man in einem solchen Zentrum alles zivilisierten Lebens und auch in einem Zentrum aller Scheußlichkeiten unserer Zivilisation – den Kopf verliert, wenn man herüber aus dem stillen, melancholischen Deutschland kommt, wenn man plötzlich in der Mitte dieses Treibens steht und eben in dem Lärm der belebtesten Gasse, in jenem Rennen, Flüchten, Beten, Betteln, Fluchen und Verdammen das treuste Bild von dem Kampf und dem Ringen aller Liebe, alles Hasses, alles Eigennutzes, aller Habsucht, aller Größe und aller Verworfenheit, ja, alles dessen hat, was von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durch die Herzen der Nationen zittert?«[27]

Weerths rhetorische Frage deutet die Richtung an, in die die subjektive Reaktion auf das Gewühl geht: wer sich dem Eindruck nicht entzieht, wird durch ihn sprachlos und verstummt: »Man sieht zuletzt kein Straßenpflaster mehr. Man sieht nur Pferdeköpfe, Menschenköpfe, Hüte, Regenschirme – eine schwarze Masse in Bewegung, so weit das Auge reicht. (. . .) Und welch' eine Bewegung ist das, wenn zur Mittagszeit der ganze Mechanismus des Cityverkehrs in voller Arbeit ist! Wie wenig zu schildern für Leute vom Continent, welche den Tumult und die Hast des Londoner Lebens nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben.«[28]

Mit dem Verstummen und der Sprachlosigkeit als letzter Möglichkeit, einen unbewältigbaren Eindruck doch noch zu bewältigen *und dieses Dilemma zu signalisieren,* wird nun auch dieser neue Erlebnisbereich der industriellen Gesellschaft noch in die Innerlichkeit der Subjektivität hereingezogen.

Bevor wir weitere, psychologisch schlichtere Möglichkeiten darstellen, das Erlebte dem Bewußtsein kommensurabel zu machen, muß noch die oben aufgestellte Behauptung erhärtet werden, daß es – überspitzt formuliert –

weniger das aktuell erlebte Gewühl war, was die Besucher so durcheinander brachte, sondern dessen unsichtbare Konnotationen von Allgemeinheit, Alltäglichkeit, Uniformität und Unabsehbarkeit.
Die syntaktischen Reihungen Weerths geben ja bereits einen Hinweis darauf, was alles aufgezählt werden mußte, um das Überwältigende des Eindrucks einigermaßen wiederzugeben; und Rodenbergs Beobachtung, daß er das Straßenpflaster nicht mehr sehen kann, sondern nur noch Köpfe, deutet schon an, wie in der Unabsehbarkeit des Gewühls die normale Orientierung verlorengeht. Er selbst gibt aber noch weitere Hinweise: »Unten (. . .) braust und brandet die Woge des Citylärms (. . .). Wir sehen tausend und abertausend Gesichter in jeder Minute kommen und schwinden (. . .). Nun aber hier zu sitzen, und diesen Ocean des Lebens zu sehen und rauschen zu hören (. . .) wahrlich, das Rauschen und das Berauschen ist von einer inneren Verwandtschaft – und berauschend in der That ist es, hier bei Pym's am Fenster zu sitzen und hinunter auf die endlos brausende Masse zu sehen.« Der *Lärm* wird so zum Indikator für die Einförmigkeit des Eindrucks: »Der Straßenlärm von London martert die Nerven nicht durch stoßweise Heftigkeit; er betäubt sie mit einemmal durch seine Masse. Der Lärm von Londons Millionen, indem er aus der Ferne herantönt, hat die gewaltige Klangmasse einer Riesensymphonie.«[29]
Für andere Beobachter ist nicht der Lärm, sondern die »endlose Häusermasse« (Fontane), die »tödliche Einförmigkeit« der »Häuserwüstenei« (Schulze), die »unerträglichen Backstein- und Mörtelwüsten« (Steffen) der Indikator für die hinter dem sinnlichen Eindruck liegende Bedeutung des Gewühls. So schreibt Fontane von seiner dritten Englandreise 1857 über Manchester: »Ähnlich wie beim Vorüberfahren an dem nachbarlichen Stockport, hat man eine Häusermasse unter sich, von der man nicht weiß, was niederdrückender wirkt, die Unabsehbarkeit oder die Uniformität.«[30]
Welche Möglichkeiten finden sich nun, mit diesen Eindrücken fertig zu werden, die neuen Erfahrungen dem Bewußtsein kommensurabel zu machen und es so, wenigstens in Ansätzen, den neuen Erfahrungen anzupassen? Ganz allgemein gesagt sind es *Versuche, das Unbekannte auf das Bekannte zu reduzieren,* die aber von ihrem Gegenstand her zu neuen Konstruktionen der Wirklichkeit führen und also Reduktionen nur der Form nach sind. Damit ist noch nicht viel gesagt; die Möglichkeiten reichen von der Idylle bis zur Katastrophe, und die folgende, rein empirisch erhobene Übersicht ist sicher ganz unzureichend und vorläufig.
Eine Möglichkeit ist die Ergänzung des sinnlichen Eindrucks durch die Statistik, durch *Zahlen,* die einen Halt zu gewähren scheinen. So behandelt z. B. Victor Aimée Huber unter den Projekten der Wohnungsreform in Frankreich und England auch Pläne, »der schon jetzt mit einer gänzlichen

Stockung des Verkehrs drohenden Überfüllung der Straßen und Plätze eben jenes Mittelpunktes, also hauptsächlich der City von London«[31], Herr zu werden. Das Gedränge, von ihm abstrakt gefaßt als »Mißverhältnis zwischen dem festen Raum und der bewegten Masse«, ist ein amorpher sinnlicher Eindruck, den er durch Zahlen bearbeitbar zu machen versucht, um die Darstellung von Planungen (von Untergrundbahnen und suburban villages) anschließen zu können. »Steht man z. B. gegen Mittag an dem Gaslaternenpfahl, wo in der Nähe des Generalpostamts drei bis vier Hauptadern des Verkehrs sich kreuzen, so *sieht* man allerdings vor sich ein schwindelndes, betäubendes, unendliches, dichtes Gedränge von Fußgängern, Fuhrwerken und Reitern, aber einigermaßen *begreifen* wird man es nur, wenn man weiß, daß die Tagesbevölkerung der City etwa 480 000 Menschen beträgt, während sie des Nachts nur 120 000 Bewohner hat, so daß 360 000 ihr am Morgen von außen zuströmen, welche großentheils auch den Tag über mit einer entsprechenden Menge von Fuhrwerken aller Art mehr oder weniger in Bewegung sind. Man zählt für London 5000 Cabfahrten, 10 000 Stagescoachesfahrten u. dgl., des Güterfuhrwerks ungerechnet. Die City wird täglich von 100 000 Omnibuspassagieren befahren.«[32]

Ein anderer Versuch, der Unabsehbarkeit, Gleichförmigkeit und Undurchschaubarkeit in der Darstellung der neuen Erfahrungen gerecht zu werden, ist ihre Verkleidung oder Übersetzung in eine *naturale Metaphorik*. Die Stellen, an denen vom »Menschenmeer«, vom »Häusermeer«, vom »Lebensstrom«, von Wogen, Wellen, Strudeln, Strömen die Rede ist, sind zu zahlreich, als daß sie einzeln und ausführlich angeführt werden könnten. Ihnen zur Seite treten Vergleiche mit einem Organismus und mit Organisationen aus der Tierwelt, vor allem dem Bienenstock bzw. Bienenschwarm oder dem Ameisenhaufen; mechanische Metaphorik findet sich dagegen vergleichsweise selten.

Die naturale Metaphorik trägt aber die soziale Erfahrung nicht, oder doch nicht vollständig. Sie wird durch Wiederholung stumpf und lenkt von ihrem Anlaß ab: daß es sich gerade nicht um das bekannte Gewoge von Wellen, sondern um das – in dieser Form und Intensität – unbekannte von Menschen handelt. Das erweist sich spätestens dann, wenn die Metaphorik in Gefahr gerät, mit ihrem Gegenstand zu kollidieren, so etwa, wenn Julius Rodenberg zwei metaphorische Bereiche vermischt, um seine Erfahrung auszudrücken: »Mit ihren dunkeln Steinwänden schauen Bank und Börse und Mansionhouse auf den Tumult herab, welcher den verhältnismäßig engen Platz erfüllt und die überschäumenden Straßenadern, welche von allen Seiten in dieses wahre Herz der City münden, scheinen nicht Weite zu haben für das Volumen des ab- und zufließenden Stromes (. . .). So wenig das Blut in einem lebendigen Körper stockt, so wenig steht die Woge des Lebens still, welche sich unaufhörlich durch die Straßenadern von London ergießt.«[33]

Nur ganz ausnahmsweise werden die Schwierigkeiten reflektiert, die sich aus einer solchen Reduktion sozialer Erfahrungen auf naturale Metaphorik ergeben; Fontane steht da wohl ziemlich allein, wenn er sich fragt: »Womit vergleich' ich jenes Treiben? mit einem geschäftigen Bienenschwarm? nenn' ich diese zerrinnenden und ratlos neugestalteten Menschenwogen ein Meer, darin der einzelne als Tropfen verschwimmt? Am anschaulichsten mach' ich dies Drängen und Treiben vielleicht, wenn ich jede Straße mit einem schmalen Theaterkorridor vergleiche, der nach beendigter Vorstellung die Hindurchströmenden kaum zu fassen vermag.«[34] ›Theaterkorridor‹, ›Bienenschwarm‹, ›Meer‹, – das geht nicht ineinander auf; die Hilflosigkeit dieser Lösungsversuche dokumentiert die Anforderungen und teilweise auch die Überforderungen für die Zeitgenossen.

Wiederum ein anderer Versuch, die Unabsehbarkeit des Gewühls dem Bewußtsein zu assimilieren und dies darzustellen, besteht darin, es wieder aufzulösen in *einzelne Anlässe, Episoden und Geschichten*, die Unabsehbarkeit sekundär zu reduzieren auf das, was situativ überschaubar ist. Dies ist sicher keine im 19. Jahrhundert neu entdeckte Möglichkeit; Schlachtendarstellungen sind um diese Zeit schon mit der nächsten Verarbeitungsstufe des Panoramas beschäftigt, und auch die Darstellung gewaltiger Naturereignisse durch die situativ zugespitzte Rückwirkung auf die von ihr betroffenen Menschen deutet auf ein älteres Verfahren. Aber die inhaltliche Besetzung ist wahrscheinlich neu, und es ist nicht trivial, daß das möglich ist. Daß es sich dabei um einen sekundären Vorgang handelt, kann auch daraus gefolgert werden, daß solche Episoden häufig dramatisch zugespitzt sind. Wenn nun aber gerade die *Alltäglichkeit* des Gewühls das wirklich Beeindruckende war, dann kann man solche dramatischen Zuspitzungen auch als Versuch begreifen, die Spannung und Verunsicherung der neuen sozialen Erfahrung zu bündeln und damit leichter zu bearbeiten, also der oben angeführten Betäubung und Sprachlosigkeit zu entgehen.

Sicherlich ist dies nicht immer leicht zu unterscheiden von dem ganz normalen Bemühen, eine Darstellung für den Leser interessant zu machen bzw. die Besonderheiten Londons nach einer touristischen Checkliste durchzugehen. Für manche Darstellungen paßt aber eine solche Erklärung nicht, z. B. für Georg Weerths ersten Eindruck. »Wenn ich mich auf den ersten Eindruck besinne, den London auf mich machte, da weiß ich nur noch, daß es mir nicht anders zumute war, als geriete ich plötzlich in eine Stadt, welche in allen vier Ecken am Brennen ist, in eine Festung, welche vom Strome her beschossen, von den nächsten Höhen mit Bomben begrüßt wird, durch deren Tore die Artillerie, die Reiterei, das Fußvolk des Feindes einrückt, wo die Einwohner alles drangeben, wo jeder rennt und flüchtet, wo der Haufen, der sich gegen Westen drängt, von dem, der aus Osten heranflutet, fast zurückgeworfen wird, wo das Gewühl des südlichen Teiles

von dem des nördlichen zurückprallt, wo sich alles überrollt und überpurzelt, wo keiner mehr von dem andern Notiz nimmt, wo jeder nur an sein eigenes Heil denkt, wo das Rasseln der Wagen, das Traben der Reiter, das Rufen und Schreien der Fußgänger sich bald zu einem solchen Getöse steigert, daß zuletzt niemand mehr seinen eignen Spektakel von dem aller andern unterscheiden kann, daß zuletzt jeder nur wie besessen weiterrast und erst dann zum Stillstand kommt, wenn an einer Krümmung der Straße das ganze Treiben wie in ein Knäuel zusammengerät und Mann und Weib und Greis und Kind und Pferde und Hunde und Wagen und Karren im Aneinanderprallen sich gegenseitig zu zerschmettern drohen.«[35]

Auch Wilhelm Liebknecht macht aus dem besonderen Anlaß des Gewühls zu Wellingtons Begräbnis am 18. November 1852 ein kleines Drama. »Ganz England war in Bewegung. Ganz London auf den Beinen. Hunderttausende waren aus der Provinz, Tausende und aber Tausende aus dem Auslande herbeigeströmt. – Ich verabscheue solche Schauspiele, und vor Menschengewühl hat mir stets gegraut (. . .).« Aber dann geht er Marx' Kindern zuliebe doch mit ihnen hin. »›Seien Sie nur recht vorsichtig mit den Kindern! Gehen Sie nur nicht ins Gewühle!‹ hatte mir Frau Marx noch zum Abschiede gesagt (. . .).« Als ob guter Rat etwas gegen Gewühl nützt! »Eine Bewegung im Menschenmeer; ein fernes, wachsendes Getöse, wie das Tosen des Ozeans, näher und näher! (. . .) Ich stemme mich mit aller Gewalt, suche die Kinder zu decken, so daß der Strom vorbeistürzt, ohne sie zu berühren. Gegen die Elementarkraft der Massen reicht keine menschliche Kraft aus. Ebensoleicht, einem Eisgang nach hartem Winter in gebrechlichem Nachen Trotz bieten. Ich muß nachgeben, und, die Kinder fest an mich pressend, suche ich aus der Hauptströmung zu kommen. Schon scheint es gelungen, und ich atme schon auf, als plötzlich von der Rechten eine neue, mächtigere Menschenwoge heranbricht: Wir sind in den Strand [i. e. Londoner Straße] gewälzt, und die Tausende und Hunderttausende, die in dieser großen Straßen-Pulsader sich angesammelt hatten, wollen dem Zug nachstürzen, um noch einmal das Schauspiel genießen zu können. Ich beiße die Zähne zusammen, will die Kinder auf meine Schulter heben, doch ich bin zu sehr eingeklemmt; krampfhaft packe ich die Arme der Kinder, der Wirbel reißt uns fort, und auf einmal fühle ich, daß eine Kraft sich einschiebt zwischen mich und die Kinder (. . .). An den Mauern dieses Tors hatte sich ähnlich wie das Wasser an Brückenpfeilern, der Menschenstrom gestaut – ich mußte durch! (. . .) Ich arbeitete wie ein Rasender mit Brust und Ellenbogen. Doch in solchem Gewühl ist der Einzelne ein Strohhalm, der im Strudel schwimmt. Ich kämpfte und kämpfte; dutzendemal glaubte ich im Durchgang zu sein und wurde wieder beiseite geworfen. Endlich ein Ruck, ein fürchterliches Quetschen – und im Nu bin ich jenseits und aus dem wildesten Gedränge.« Dann findet er auch die Kinder unversehrt wieder. »Im Triumph kehrten wir

nach Hause zurück. Frau Marx, ›Mohr‹ und Lenchen empfingen uns jubelnd, denn sie waren in schwerer Sorge gewesen; sie hatten gehört, daß ein ungeheures Gedränge war und daß viele Menschen erdrückt und verletzt worden.«[36] Nicht immer ist die Isolierung von einzelnen Situationen so dramatisch dargestellt; aber die Isolierung selbst, die Konzentration des Gewühls auf Episoden sozusagen potenzierten Gewühls, kann als Versuch angesehen werden, mit dieser Erfahrung fertig zu werden. Hinweise darauf liefern die Darstellungen des Gedränges auf London Bridge, im Generalpostamt abends kurz vor 6 Uhr, in den Omnibussen und Docks ebenso wie die immer wieder als eine Art Genrebild zusammengefaßten Darstellungen der Reklame und des Lärms.

II.

Die der Intensität nach neue Erfahrung des unablässigen, undurchschaubaren Gewühls wurde dort besonders stark herausgestellt, wo sie sich mit anderen neuen und vielleicht noch angstvolleren Erfahrungen überlagerte. Ein schönes Beispiel für eine solche doppelte Verunsicherung bietet die *erste Weltausstellung in London 1851* und insbesondere das Ausstellungsgebäude, der ›Glaspalast‹. Für einen zeitgenössischen Besucher konnte das Londoner Gewühl ein stärkerer Eindruck sein als selbst dies technische Wunderwerk. So schreibt Sartorius: »Dem Fremden, welcher London zum erstenmale besucht und welcher, vielleicht am Abend angelangt, am Morgen durch das unendliche Gewühl der City (. . .) nach dem Hydepark eilt, erscheint das Ausstellungsgebäude vielleicht unter seiner Erwartung. Denn das unglaubliche Gewühl der Menschen, diese ununterbrochenen Doppelreihen von Wagen, Omnibus und Fiakern, von einem wandernden Volke eingenommen, diese unabsehbaren Straßen mit der ausgestellten Fracht und Waren, machen solch einen erdrückenden Eindruck auf die Seele, daß nur ein Dom, der bis zu den Wolken reichte, das Gefühl des Staunens überbieten könnte. Neben diesem gewaltigen Eindruck von Stadt und Volk erscheint das Gewölbe des Glasdaches über den Linden und Ulmen des Parkes wie ein großes Treibhaus (. . .).«[37]
Der Architekt des Glaspalastes, Joseph Paxton, verwendete in bis dahin unbekanntem Maßstab neue Materialien – Glas und Eisen – und neue Fertigungstechniken der seriellen Bauweise. Dies löste Besorgnisse aus, der *Bau könne einstürzen,* – die seine Befürworter nicht müde wurden zu zerstreuen. Trotzdem kam es zu Panikszenen, so z. B., als Besucher den Herzog v. Wellington bemerkten und in Hochrufe ausbrachen; entferntere Besucher, die den Anlaß dieser Rufe nicht kannten, »raised the cry that the building was falling; there was a rush«. Henry Cole beeilt sich hinzuzufügen:

»Nothing worse happened, and this was the only accident during the exhibition.«[38] Diese Angst war jedoch so verbreitet, daß sie sich in Christerns Satire ebenso findet wie im amtlichen Bericht der Ausstellungskommission des deutschen Zollvereins. Bei Christern heißt es:

»*Juste:* Och Jott! Ick jlobe der Jlaskasten hat jeknackt.

Madame Mömmele: (. . .) Juste, mich wird schon janz jläsern vor den Oogen. Herr Nante, wat machen wir? Bitten Se doch de jeöhrtesten Nationen, daß se sick en bisken verlofen. Et wird hier wahrhaftig ooch zu ville jedrängelt uf de Jallerie. Och! Och! Mich wird schwimelich! Sie erdrücken mir. Platz! Luft. (. . .) Lassen Se mir raußer! Es hat jeknackt! Es bricht! (. . .) Ick jlobte, sie hätten sick un dem Jlaspalast alle Ribben entzwei jebrochen, un des Jebäude steht noch.

Moses Hersch: (. . .) Wissen Sie, als ich bin d'rin gewesen in dem Gebäude von lauter Glas, hab' ich gezittert und gebebt, daß könnte brechen das Gebäude.«[39]

Der amtliche Bericht hat natürlich eine andere Tonlage, aber dasselbe Problem: »Die Besorgnisse über die Standfestigkeit des Gebäudes sind durch den Erfolg auf's Glänzendste beseitigt und die Baukunst feiert einen Triumph, sie macht einen Fortschritt von unermeßlichen Folgen.«[40]

Eine Möglichkeit, die neue Erfahrung zu verarbeiten, war die Isolierung des ästhetischen Erlebnisses von Perspektive und Licht und seine Übersetzung in eine *Märchen- und Traum-Metaphorik*. Wenn Sartorius schreibt: »Es ist ein Saal im größten Maßstabe, hoch (108 Fuß), hell, glänzend und feenhaft wie eine Schöpfung von Tausend und eine Nacht«[41]; oder wenn Hermann Scherer schreibt: »(. . .) wie eine Fata Morgana glänzten uns in weiter Perspective rechts und links die Schätze der Welt entgegen«[42] – dann erscheint es lohnend, die bestimmte Form der sprachlichen Überhöhung einer neuen sinnlichen Erfahrung als eine Möglichkeit zu deuten, diese Erfahrung zu verarbeiten. Sicher kann man dabei irgendwann methodisch in eine Sackgasse geraten, nämlich alles und jedes für sozialpsychologisch signifikant zu erachten. Das wird aber erst dann ein möglicher Einwand, wenn wir *viel* mehr über die psychische Ausgangslage und über die psychische ›Normallage‹ früherer Zeiten wissen.

Vielleicht wird diese Deutung noch plausibler, wenn kurz skizziert wird, welche Bedeutung der Ausstellung zugeschrieben wurde und welche anderen Verarbeitungsvarianten sich in den zeitgenössischen Beschreibungen entdecken lassen. Die Weltausstellung von 1851 war ein erster Höhepunkt der Selbstdarstellung des Bürgertums in seiner Industrie und der neuen Fähigkeiten, Naturstoffe zu bearbeiten, künstliche Stoffe zu erzeugen und neue technische Verfahren zu entwickeln. Im Vergleich der Waren aus vielen Ländern war die Vormachtstellung des englischen Industriekapitalismus gleichzeitig wie in einem Brennpunkt zusammengezogen sichtbar *und*

in ihrer realen Bewegung – als Konkurrenz auf einem mittlerweile fast vollendeten Weltmarkt – stillgestellt. Letzteres mag zu einer Poetisierung des Eindrucks und zu den vielfältigen Hoffnungen beigetragen haben, der ›Wettkampf der Nationen‹ möge ein friedlicher sein und den Frieden befördern. Gottfried Semper hat diese beiden Aspekte in seiner schönen Formulierung vom »glasbedeckten Vakuum«[43] zusammengezogen. Der Vergleich lud dazu ein, den »Wundertempel« (Schulze) als »Mikrokosmos« aufzufassen, als »Typus und Ausdruck des industriellen Höhepunktes seines [des Engländers] Landes« (Scherer). Scherer nennt deshalb einen Abschnitt »Ein Treibhaus als Modell« und schreibt: »Was sonst zerstreut lag und einzeln kam, war hier in Zeit und Raum vereinigt.«[44] »Der Krystallpalast enthält die vollständigste praktische Logik der Erde« heißt es in der *Londoner Ausstellungs-Skizze,* die die Ausstellung als »Glied in der großen Kette der Erziehung des Menschengeschlechts«[45] zu beschreiben versucht.
Wenn also diese Ausstellung in besonderer Form den avanciertesten Stand des Industriekapitalismus repräsentierte, dann ist es vielleicht nicht erstaunlich, hier noch einmal zugespitzt verschiedene Formen der sozialpsychologischen Verarbeitung zu finden, die früher an London als dem Zentrum des am weitesten industrialisierten Landes gezeigt werden konnten. Dabei entspricht die Märchen- und Traummetaphorik als Versuch, den *ersten Eindruck* der Ausstellung zu verarbeiten, vielleicht der Naturalmetaphorik, die so oft bemüht worden ist, um den ersten Eindruck des Londoner Gewühls wiederzugeben. Auch für andere Arten der Verarbeitung finden sich Äquivalente.
Die unerwartet große Zahl der Ausstellungsbesucher, das Erlebnis des Gewühls, versuchte man durch eine akribische *Statistik*, an der sich zu jedem Zeitpunkt ablesen ließ, wie groß die Menschenmenge im Glaspalast war, dem Bewußtsein kommensurabel zu machen. Dies kann ebenso wie die Metaphorik als Versuch betrachtet werden, der Unbestimmtheit und Unbegrenztheit der sinnlichen Erfahrung einen Halt zu verschaffen.
Auch wenn dies gelungen sein mag, so blieben doch einige durch die neuen Erfahrungen erzeugte oder geweckte *Ängste* bestehen. Die Furcht, der Bau könne einstürzen, wurde ebenso festgehalten wie die *Angst vor Diebstahl,* die mit dem Londoner Gewühl ohnehin verbunden war und sich während der Weltausstellung noch steigerte. Die Erfahrung, daß das Gebäude solide dastand und praktisch kaum Diebstähle vorkamen, verschlug wenig gegen die zuwiderlaufende Erwartung. Liest man diese Ängste als mögliche Formen, in denen die neuen Erfahrungen verarbeitet wurden, so ist es vielleicht nicht verwunderlich, daß an ihnen auch kontrafaktisch festgehalten wurde, – so lange nämlich, wie die *Totalität* der Erfahrungen, als deren Ausdruck sie genommen wurden, nicht vollständig oder hinlänglich verarbeitet war.

III

Es erscheint sinnvoll, die psychischen Herausforderungen, die am Londoner Gewühl und an der Weltausstellung von 1851 zu zeigen versucht wurden, in den Rahmen weiterer psychischer Herausforderungen durch die Industrialisierung zu stellen. Das bleibt ein arg unvollständiger und unsystematischer Versuch, denn bislang können wir kaum mehr, als einzelne Erscheinungen probeweise auf die allgemeine Frage hin auszulegen. – So wäre es wohl lohnend, an anderen technischen Innovationen des 19. Jahrhunderts, wie z. B. dem Bau des Tunnels unter der Themse, dem Bau der ersten Londoner Untergrundbahn, dem Bau besonders großer Schiffe oder auch der Verbreitung der Photographie, genauer zu untersuchen, ob auch diese Ereignisse psychische Anforderungen darstellten (oder vielleicht schufen), die als psychische Risiken erlebt wurden und die als repräsentativ für die Anforderungen einer zunehmend von der Industrie geprägten Gesellschaft an das Bewußtsein gelten können. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei die Diskussionen über die Planung solcher technischen Projekte. Es ist anzunehmen, daß die Differenz zwischen dem, was als naturwissenschaftlich gesichert angesehen werden konnte, und dem, was als Einwand gegen die neuen technischen Projekte formuliert wurde, viel weniger die Unwissenheit über Natur und Technik derer beschreibt, die solche Einwände erhoben, als vielmehr die sozialpsychologischen Hindernisse, die trotz vorhandener naturwissenschaftlich-technischer Kenntnisse abgearbeitet werden mußten.

Für das Bewußtsein der Moderne gibt es möglicherweise mehr als nur eine Art, in der die Erwartung über die Erfahrung hinausgehen kann. Die Erwartung kann die Erfahrung utopisch überholen und Umstände befördern, die neue Erfahrungen vorstrukturieren oder sogar erst erzeugen, sie kann aber auch in der Art ihres Vorauslaufens hinter den vorhandenen Erfahrungen zurückbleiben und die Möglichkeit neuer Erfahrungen tendenziell blockieren. Beides sind Versuche, das noch Unbekannte antizipierend auszumessen, aber im zweiten Fall besteht der *Inhalt* der Antizipation im Festhalten an vorindustriellen Einstellungen und Verhaltensweisen und ist ablesbar als Angst, als Problemverwechslung oder als ›falsche‹ Verknüpfung des Bekannten mit dem Unbekannten, als ›fehlerhafte‹ Reduktion des Unbekannten auf etwas anderes Bekanntes. Die dysfunktionalen technischen Entwicklungen geben uns möglicherweise den Schlüssel zu den funktionalen psychischen Entwicklungen im Prozeß der Industrialisierung.

Ein recht gut untersuchtes Beispiel für die komplizierte Wechselbeziehung zwischen Erfahrung und Erwartung bietet die Geschichte des Eisenbahnreisens.[46] Der neuartige Prozeß des industrialisierten Transports setzte nicht

nur politische Erwartungen der zunehmenden Völkerverbindung und Demokratisierung frei, sondern er mußte auch psychisch bewältigt werden durch die Verarbeitung erheblicher Ängste – z. B. vor dem Entgleisen, vor dem Ersticken in Tunneln, vor dem Ohnmächtigwerden durch die Geschwindigkeit –, ebenso wie durch eine veränderte Wahrnehmung der Landschaft. Aber auch technische Blindentwicklungen (wie die Verwendung von Zahnradantrieb auf ebenen Strecken), die Art des Eisenbahninterieurs oder die Entwicklung der Bahnhofsarchitektur lassen insoweit, als dabei technisch dysfunktionale Problemlösungen verfolgt wurden, einen Rückschluß auf die sozialpsychologischen Herausforderungen durch technische Innovationen zu.

Sicherlich ist dies nicht der einzige Aspekt, unter dem man diese Entwicklungen betrachten darf. Aber es mag lohnend sein, gerade die zukunftslosen Zweige der technischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts nicht bloß in der Perspektive des ›noch-nicht‹ *adäquater technischer* Lösungen zu untersuchen, sondern die *bestimmte Form* technischer Dysfunktionalität als durchaus angemessene Form der sozialpsychologischen Verarbeitung technischer Innovationen zu untersuchen.

Wiederum bloß ein Beispiel dafür ist die europäische Entwicklung des Eisenbahnabteils: die Form des Transports verbietet eine individualisierte Unterbrechung, wie sie im Zeitalter der Postkutsche durch Zuruf an den Kutscher immer möglich war. Damit waren die untereinander nicht verbundenen Abteile potentiell – und in Notsituationen auch ganz manifest – eine Art Gefängnis. Die Verunsicherung und Spannung dieser Reisesituation ist noch in Fontanes relativ später Skizze »Im Coupé« spürbar. Eine junge Dame und ein Herr sind auf der Fahrt nach England allein in einem Abteil; der Mann versucht der Frau ein Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens zu geben, indem er ihr eine Geschichte erzählt: »Nun denn also, ich kam damals von Brighton, Nachtzug, um auf der wundervollen Küstenbahn, die zum Teil hart am Meere hinläuft, nach Dover zu fahren. Es ging in rasender Schnelligkeit, und nur auf der Station Hastings war eine Minute Verzug. Ich saß allein im Coupé. Mit einem Male wurde die Tür rasch aufgerissen, und ein Herr sprang herein, ohne daß sich ein Schaffner oder Eisenbahnbeamter gezeigt hätte. Fast im selben Augenblick erlosch das in der Mitte des Wagens hängende Lämpchen, und ich sah nur noch die brennende Zigarre meines Mitreisenden und das Glühen seiner Augen. So wenigstens schien es mir.« – Und? – »Daß ich's Ihnen gestehe, ich ängstigte mich nicht wenig. Es war dasselbe Jahr, wo der in London lebende deutsche Schneidergeselle Franz Müller, unter Ausnutzung einer sehr verwandten Coupésituation, einen stattlichen rotblonden Engländer seiner Uhr und Kette, ja sogar seiner goldenen Brille beraubt und nach einem verzweifelten Kampfe und unter Öffnung der Wagentür schließlich auf die Schienen gestürzt hatte. Keine vier

Wochen, daß ich in dem Studium des Prozesses ganz aufgegangen war. Und nun war ich vielleicht selber der rotblonde Engländer mit der Uhr und der Goldbrille. Daß ich umgekehrt der andere nicht war, wußt' ich nur zu gut.«[47] (Aber seine Reisebegleiterin eben nicht; darum erzählt er ja die Geschichte.)

Nachdem die ersten Morde in Eisenbahnabteilen die öffentliche Aufmerksamkeit verstärkt auf dies Problem gelenkt hatten, und obwohl die Konstruktion amerikanischer Eisenbahnwagen bekannt war, bei denen sich diese Probleme nicht stellten, blockierten sich weiterhin zwei Einstellungen: die Angst vor dem Eingesperrtsein mit unbekannten Mitreisenden und die Angst vor dem Verlust der Privatheit. Als man zwischen die weiterhin unverbundenen Abteile Fenster einbaute, versah man diese Fenster auch gleich mit Vorhängen.

Auf einer allgemeineren Ebene kann man versuchen, einige Antworten auf die sozialpsychologischen Herausforderungen durch die Industrialisierung der westeuropäischen Gesellschaft unter den Stichworten *Kommunikation, Verlagerung in die Psyche, sekundäre Konstrukte* (wie Rekurs auf Natur) und *Abstraktion* zu ordnen und als verschiedene Formen der *›Versicherung‹* zusammenzufassen.

Die Entwicklung des Eisenbahn- und Telegraphenwesens ist natürlich selbst die wichtigste Voraussetzung und das wichtigste Mittel der im 19. Jahrhundert unvergleichlich gesteigerten Kommunikationsmöglichkeiten. Sie ist aber mehr als nur die Bedingung der Möglichkeit eines kapitalistischen Weltmarktes. Sie ist auch ein Faktor in der Ausbreitung der umfassenden sozialen – und nicht mehr vorwiegend naturalen! – Verunsicherung, die mit der Entstehung einer industriellen Gesellschaft einherging. Die außerordentlich starke Beachtung und wahrscheinlich auch die Zunahme in der Berichterstattung über Unglücke und insbesondere über Verbrechen, über solche Situationen also, in denen das ideologische Konstrukt einer sicher fortschreitenden Gesellschaftsentwicklung sichtbar zusammenbrach, gibt uns darüber Aufschluß.

Nochmals zurück zum Eisenbahnmord. Der erste Mord in einem Eisenbahnabteil in England am 9. Juli 1864 löste eine ungeheure Erregung in der Öffentlichkeit aus, die nun vielleicht als Reaktion auf eine mit starken Ängsten verbundene technische Innovation gut verständlich ist. Er wurde mit sehr konventionellen detektivischen Mitteln recherchiert. Als Täter geriet, wie bei Fontane erwähnt, der in London lebende deutsche Schneider Franz Müller in Verdacht. Er versuchte, sich an Bord eines Segelschiffes nach Nordamerika abzusetzen, wurde aber von einem Dampfschiff mit dem ihn jagenden Detektiv an Bord überholt. Als das Segelschiff in New York eintraf, fuhren ihm bereits Boote entgegen, von denen aus dem Täter zugerufen wurde: »Wie geht's dir, Mörder Müller?«[48]

Mit Hilfe der Kommunikationsmöglichkeiten waren also die durch eben diese Kommunikationsmittel neu entstandenen Risiken auch wieder einholbar. Es war, abstrakt formuliert, die Anwendung von Kommunikation auf Kommunikation, die die soziale Verunsicherung aufgrund technischer Innovationen bearbeitbar machte und neue Sicherheit erzeugte.

Die Eisenbahnen dienen auch als Beispiel für eine zweite Art von ›Versicherung‹. Im Zusammenhang mit Schadenersatzprozessen nach Eisenbahnunfällen stellte sich die Frage, ob das Schockerlebnis des Unfalls als materieller Schaden geltend gemacht werden konnte. Die ersten Anstrengungen gingen dahin, im Rückenmark bzw. im Gehirn anatomische und physiologische Auswirkungen des beim Unfall erlittenen Stoßes nachzuweisen, den ›railway spine‹ bzw. ›railway brain‹ also als materiell faßbare Folge darzustellen. Als dies nicht hinreichend gelang, mußte die Erklärung der Unfallfolgen *vom Körper in die Seele verlagert* werden. Diese Verlagerung schuf beim relativ wenig entwickelten Stand der Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar zahlreiche neue Probleme und Risiken der Erklärung, sie trug jedoch dazu bei, eine *neue Zurechnungsinstanz* zu etablieren, auf die zur gleichen Zeit auch in den Bereichen der Erziehung, der Krankheiten, der Strafen und der Verbrechen zunehmend rekurriert wurde.

Damit wird natürlich nicht behauptet, daß die Entdeckung des menschlichen Innenraums durch die Folgen der Industrialisierung verursacht worden sei oder durch sie befriedigend erklärt werden könnte; weiter oben sind ja Gegenbeispiele angeführt worden. Aber die Psyche – so unklar und schwankend auch die Vorstellungen, die über sie herrschten – war, gemessen an der völligen materiellen Ungreifbarkeit mancher Erscheinungen einer industriellen Gesellschaft, eine geeignete Zurechnungsinstanz, um Paradigmata materialistischer Erklärungen intakt zu halten, die neuen erklärungsbedürftigen Sachverhalte zu isolieren und – von der Benennung zur empirischen Erforschung vorgehend – zunehmend aufzuklären und also mit der Durchschaubarkeit des vorher Unbekannten wiederum eine neue, den Gegebenheiten einer industriellen Gesellschaft angemessene Sicherheit zu erzeugen.

Diesen Prozeß kann man als *Abstraktion* auffassen, der vom Materiellen zum Immateriellen, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren verläuft.

Auf dem Gebiet der Verbrechensbekämpfung im 19. Jahrhundert ist es ebenfalls ein Abstraktionsprozeß, der Verunsicherungen bearbeitbar machte und eine der industriellen Gesellschaft adäquate Sicherheit erzeugte. Ebensowenig, wie dem Problem des Todes und des Scheintodes, welches ims 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts erstaunlich viele Leute beschäftigt hatte, noch mit dem Klingelzug am Sarg beizukommen war, ließ sich der Verbrecher noch durch persönlichen Augenschein der im Gefängnishof um die Polizeibeamten herumspazierenden Gefangenen identifizieren. Die

erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten und technischen Fertigkeiten machten immer mehr Tote und immer mehr Verbrecher und vor allem die den Verbrechen zugrundeliegenden Ursachen zu unbekannten Größen. Wir haben gesehen, daß dies einen aufmerksamen Beobachter wie Fontane stark beunruhigte.

Der vordem quasi familiäre Umgang mit Tod und Verbrechen ging, indem er an der ganzen Person festhielt, ins Leere. Die Lösung dieses Problems lag in der Auflösung der Person. Es führt ein nicht immer gerader, aber im ganzen konsequenter Weg der Standardisierung des Verbrechens von der Vermessung des ganzen Körpers (der Verdächtigen), der Ermittlung bestimmter Proportionen zwischen den Körperteilen, der Isolierung bestimmter Körperteile – Bertillons Ohrensammlung ist ein hübsches Beispiel –, der Reduktion auf bestimmte Fingerlinien*muster* in der Daktyloskopie zu der Einbeziehung potentiell aller Naturwissenschaften in die Klärung der Fragen um Tod und Verbrechen. Den Fortschritt in den Erkenntnissen und Fertigkeiten der modernen Gesellschaft erkennen wir – dort, wo diese Erkenntnisse und Fertigkeiten für Verbrechen benutzt werden – an der Verdrängung der Angeklagten durch die Sachverständigen, die ihrerseits, etwas überspitzt formuliert, bloß die unvermeidlichen Mundstücke für die eigentlich miteinander im Streit liegenden Reagenzien, Nachweismethoden und Experimente sind.

Auch hier also ein Prozeß der Abstraktion – nämlich von der ganzen Person des Toten oder des Verbrechers – und dessen mühsame Rekonstruktion, sei es durch naturwissenschaftliche Nachweise am Toten oder durch sozialwissenschaftlich-psychologische Ausleuchtung des Verbrechers. Das Vorfindliche ist blind, stumm, unvollständig, rekonstruktionsbedürftig. Die Angst, die es erzeugt und die vielleicht um so größer ist, je mehr das Verbrechen auf der Höhe der Erkenntnisse und Fähigkeiten dieser Gesellschaft steht, ist nur reduzierbar durch sekundäre Konstruktionen, die, betrachtet man ihren Inhalt, komplizierte und hochabstrakte Theorien der Natur- und Sozialwissenschaften zu ihrer Voraussetzung haben.

Eine andere Art sekundärer Konstruktion zur Erzeugung von Sicherheit ist wahrscheinlich der *Rekurs auf die Natur*. Gegen Ende des Zeitraums, aus dem die hier angeführten Beispiele stammen, erschien 1874 im *Cornhill Magazine* als Fortsetzungsroman Thomas Hardy's *Far from the madding Crowd*. Darin wird der wüsten, ungeordneten Menge in der Stadt die trostreiche Ordnung der Natur entgegengehalten. Es ist dies aber eine sekundäre Natur, an der ein Halt gegenüber den Verunsicherungen, Verwirrungen und Verlockungen der Stadt gefunden werden soll. Es ist nicht mehr die vorindustrielle Natur, sondern der zum Gegenpol gewordene Rest einer industriellen Gesellschaft, das *Reservat*, in dem eine Auseinandersetzung der *ganzen* Individuen noch stattfinden kann. Die Durchsetzung der

gezähmten Normen von Moral und Wohlanständigkeit kann nicht mehr in der originären Sphäre des Bürgers, der Stadt, gezeigt werden, sondern nur noch auf Umwegen über das Land. Das Land wird zum Tugendspiegel einer Gesellschaft, der im Laufe der Industrialisierung die Moral abhandengekommen ist. Das ist vielleicht die Form, in der der Bildungsroman noch fortbestehen kann, seitdem sein Gegenstand, das Individuum, in der Stadt nur noch als fragmentiertes, zumindest aber als isoliertes, erfahren werden kann.

Wem diese Rede von Kommunikation, Abstraktion und Versicherung allzu spekulativ und metaphorisch vorkommt, der betrachte die Geschichte des wirklichen *Versicherungswesens* im 19. Jahrhundert. Auch hier finden wir einen Prozeß, der vom konkreten zum abstrakten Risiko vorgeht; von der Seeversicherung und der (durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung selbst schon vom Individuum abstrahierten) Lebensversicherung über die Versicherung globaler Risiken, z. B. der Gasversorgung ganzer Städte, bis zur Versicherung der Versicherung, nämlich der Rückversicherung, um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In dem Fragment »Rudolf v. Jagorski, Globetrotter« von 1896 schreibt Fontane: »Das ist ein Versicherungsbeamter in einer Hagel-Assekuranz. Aber ich glaube, sie machen alles, Versicherung zur See, Feuerbestattung. In Gotha machen sie alles.«[49] Vielleicht liegt die Bedeutung der ›Gothaer‹ oder der legendäre Ruhm von ›Lloyd's‹ weniger darin, daß diese *wirklich* alles versichern, sondern daß sie den Anspruch erheben, auch das noch Unbekannte und Unkalkulierbare ihrer Kalkulation zu unterwerfen. Sie sind der Beweis für die Rentabilität einer selffulfilling prophecy in dieser Gesellschaft. Sie machen ihren Schnitt – teilweise – mit der Berechnung auch des noch Unberechenbaren und erzeugen damit außer einer materiellen Sicherheit auch noch eine immaterielle Sicherheit gegenüber den Risiken, die in dieser Gesellschaft auftreten oder doch auftreten können. Im Englischen verweist diese doppelte Wirkung von ›insurance‹ und ›assurance‹ aufeinander, im Deutschen ist sie metaphorisch zusammengerückt.

Was ergibt sich nun aus diesen Hinweisen? Es scheint möglich zu sein, aus ganz verschiedenen Erscheinungen Rückschlüsse auf die sozialpsychologischen Anpassungsanforderungen zu ziehen, die im Übergang zur industriellen Gesellschaft entstanden. Ängste deuten an, daß erhebliche Zumutungen abgearbeitet werden mußten, ehe Betäubung und Sprachlosigkeit überwunden und eine halbwegs taugliche neue Orientierung geschaffen werden konnte, die mit ihrer Selbstverständlichkeit neue Sicherheit verhieß.

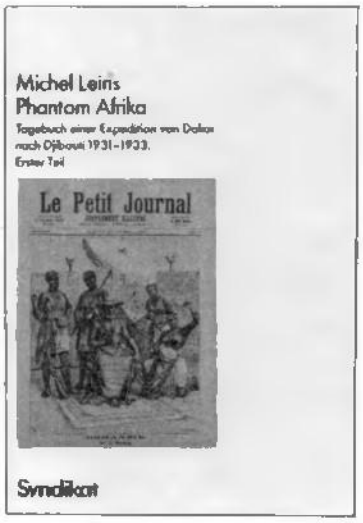
Das soziale Subjekt dieser Anforderungen ist dabei noch sehr unscharf, noch keineswegs schichten-, gruppen- oder klassenmäßig bestimmt. Sie betreffen die, die sie auch wirklich betroffen gemacht haben; warum diese und warum andere nicht oder in anderer Weise, das ist noch ganz unklar. Denen, die es

betraf, wurden zunehmende Abstraktionsleistungen gegenüber beschleunigt sich wandelnden Sachverhalten abverlangt. Ein Teil der Anforderungen wurde ausdifferenziert in soziale Institutionen, die sich mit den Verunsicherungen beschäftigten, wie Kriminalistik und Psychiatrie und wohl auch Verwaltung und Erziehung; ein anderer Teil wurde den Einzelnen aufgehalst mit der Zumutung, sie für sich zu verarbeiten. Das gelang nur so unvollständig, daß wir immer noch etwas von diesen Verunsicherungen spüren können; auch wenn in Teilbereichen sekundäre Konstrukte entstanden, das Gewühl blieb und dauert an.

Anmerkungen

1 Max Schlesinger, *Wanderungen durch London*, Berlin 1852/53, S. 184.
2 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* (Leipzig 1845), MEW 2, S. 256.
3 »Nach und in London. Fingerzeige und Eindrücke«, Teil II, in: *Unterhaltungen am häuslichen Herd* (1854), 2, Nr. 32, S. 497.
4 Julius Rodenberg, *Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung*, Berlin 1862, S. 116.
5 Lothar Bucher, *Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker*, Frankfurt/Main 1851, S. 200.
6 J. Rodenberg, a. a. O.
7 Theodor Fontane, *Bilderbuch aus England*, hrsg. v. Friedrich Fontane, Berlin 1938, S. 19 (geschrieben 1844).
8 Hermann J. F. Schulze, *Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben*, Jena 1853, Vorrede.
9 F. Engels, a. a. O., S. 256 f.
10 Georg Weerth, *Von Köln nach London* (1843), in: Werkauswahl Bd. 1, Köln 1975, S. 210 ff.
11 Johanna Kinkel, *Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben*, Stuttgart 1860, Bd. 1, S. 15, 161.
12 A. a. O., S. 14.
13 Friedrich Wilhelm Ghillany, *Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851*, Nürnberg 1853, Bd. 2, S. 286, 280.
14 Anzeige in: *Tag und Nacht in London* (1862).
15 Th. Fontane, a. a. O., S. 6.
16 Johann Wilhelm Christern, *Pudelnärrische Reise nach London im Jahre 1851 zur Industrie-Ausstellung aller Nationen im Glaspalast*, Leipzig 1851, S. 3.
17 G. Weerth an seinen Bruder Wilhelm, 1. 7. 1838, Werkauswahl Bd. 1, S. 41.
18 G. Weerth, *Von Köln nach London*, a. a. O., S. 210.
19 J. Rodenberg, *Tag und Nacht in London*, a. a. O., S. 93.
20 Th. Fontane, *Bilderbuch aus England*, a. a. O., S. 20.
21 G. Weerth, *Von Köln nach London*, a. a. O., S. 220 f.
22 J. W. Christern, *Pudelnärrische Reise*, a a. O., S. 12.
23 J. Rodenberg, *Tag und Nacht in London*, a. a. O., S. 29.
24 F. W. Ghillany, *Eine Tour nach London*, a. a. O., Bd. 1, S. 114.

25 J. W. Christern, *Pudelnärrische Reise*, a. a. O., S. 24.
26 Sigismund Ludwig Borkheim, »Erinnerungen eines deutschen Achtundvierzigers«, hrsg. v. R. Ruegg, in: *Neue Zeit* (1890), S. 265.
27 G. Weerth, *Von Köln nach London*, a. a. O., S. 211, 216.
28 J. Rodenberg, *Tag und Nacht in London*, a. a. O., S. 19.
29 A. a. O., S. 92, 34.
30 Th. Fontane, *Bilderbuch aus England*, a. a. O., S. 133.
31 Victor Aimée Huber, »Die Wohnungsfrage in Frankreich und England«, in: *Zeitschrift des Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen* 3 (1861), S. 181 f.
32 A. a. O., S. 181 f.
33 J. Rodenberg, *Tag und Nacht in London*, a. a. O., S. 30, 33.
34 Th. Fontane, *Bilderbuch aus England*, a. a. O., S. 20.
35 G. Weerth, *Von Köln nach London*, a. a. O., S. 210 f.
36 W. Liebknecht, *Erinnerungen eines Soldaten der Revolution*, Berlin 1976, S. 265, 268, 271 ff.
37 G. Sartorius, *Die Industrieausstellung in London*, Darmstadt 1851, S. 2.
38 Henry Cole bei: J. Langdon-Davies (Hrsg.), *The Great Exhibition 1851*, London 1968, Nr. 3.
39 J. W. Christern, *Pudelnärrische Reise*, a. a. O., S. 29 f., 35.
40 Amtlicher Bericht, nach: Willi Schmidt, »Die frühen Weltausstellungen und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Technik«, in: *Technikgeschichte* 34 (1967), S. 170.
41 G. Sartorius, *Die Industrieausstellung in London*, a. a. O., S. 9.
42 Hermann Scherer, *Londoner Briefe über die Weltausstellung*, Leipzig 1851, S. 23.
43 Gottfried Semper, *Wissenschaft, Kunst und Industrie und andere Schriften über Architektur, Kunsthandwerk und Kunstunterricht*, hrsg. v. Hans M. Wingler, Mainz/Berlin 1966, S. 68.
44 H. Scherer, *Londoner Briefe . . .*, a. a. O., S. 16, 184.
45 »Londoner Ausstellungs-Skizzen. VI.«, in: *Magazin für die Literatur des Auslands*, Nr. 62 (1851), S. 246 f.
46 Zum folgenden s. Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München 1977.
47 Th. Fontane, »Im Coupé«, in: *Unterwegs und wieder daheim*, 1972, S. 24 ff.
48 Jürgen Thorwald, *Das Jahrhundert der Detektive*, Zürich 1965, S. 59 f.
49 Th. Fontane, »Rudolf v. Jagorski, Globetrotter«, in: *Fragmente und frühe Erzählungen. Nachträge*, München 1975, S. 349.



Leiris' Afrika-Tagebuch hat die Fachwelt aufgeschreckt und verärgert. Im Sinne der akademischen Wissenschaft ist es ein skandalöses Buch: in den Teilen, in denen es vom Alltäglichsten, von den Schwächen und dem Versagen handelt. Es ist ein einzigartiges Dokument des Reisens, der Ethnologie und der Wissenschaft überhaupt. Etwa 260 S. 13. Abb. Ca. DM 34,–

Dieser große Essay war und ist ein Grundtext der antikolonialen Opposition: „Memmis Buch ist formgewordene Erfahrung. Dieses nüchterne und klare Werk reiht sich ein unter die ‚leidenschaftlichen Geometrien', seine ruhige Objektivität ist überwundenes Leid und Aufbegehren." (J. P. Sartre) Etwa 120 S. Ca. DM 18,–

Es geht um die Beschreibung der kühnen, der entgleisenden Sprache der Frauen: Versuche einer Phänomenologie des Weiblichen. Das Weibliche ist ein Energiefeld, das dort in Bewegung gerät, wo Frauen über die Grenzen ihrer „Bestimmung" in ihrem Leben und ihrer Sprache hinaus in die „Fröste der Freiheit" aufgebrochen sind. Etwa 120 S. 10 Abb. Ca. DM 16,–

Im Fußballstadion folgen aller Augen dem Ball. Dem Zuschauer schaut niemand zu. Läßt sich der Fußball ohne Zuschauer überhaupt denken? In den hier versammelten Texten haben Schriftsteller, Journalisten und Sozialwissenschaftler einmal versucht, das Spielgeschehen auf den Rängen in den Blick zu bekommen. Etwa 180 S. 10 Abb. Ca. DM 14,–

Ein Text- und Bilderbuch über die Theaterarbeit der vergangenen acht Jahre am Schauspiel Frankfurt und ein Rechenschaftsbericht über eine wichtige, eine umstrittene Phase am Frankfurter Theater: die erste Phase der Mitbestimmung. Die wichtigsten Ereignisse, Inszenierungen, Bühnenbilder sowie die Auseinandersetzungen werden dokumentiert und analysiert. 400 S. 520 Abb. Sonderpreis DM 19,80

Öffentliche Plätze haben nicht nur eine Baugeschichte. Auf ihnen ereignet sich Geschichte, und sie laden auch dazu ein, geschichtliche Ereignisse zu „inszenieren"... Dieses Photobuch entschlüsselt das Wahrzeichen Frankfurts, den Römerberg, als ein Wahrzeichen unseres Jahrhunderts. Das Resultat ist ein neuartiges, unheimliches Heimatbuch. Etwa 200 S. 300 Abb. Ca. DM 29,80

Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Postfach 174003, 6000 Frankfurt/Main

Stanisław Lem
Die demographische Implosion

In den Garten Trurls, des gelehrten Roboters, fällt ein Meteorit aus Eis, darin ein Wesen von Menschengestalt eingeschlossen ist, in der Hand einen Becher gefrorenen Schierlingsaftes. Nachdem es gelungen ist, das Wesen aufzutauen und wiederzubeleben, erzählt es seine Geschichte [deren zweiter Teil hier folgt]:

. . . Es war nicht mehr zu jeder Stunde möglich, [auf unserem Planeten Semenia] das Haus zu verlassen, so dicht gedrängt schob sich die Menge durch die Straßen. Die Demographen konferierten und verabschiedeten die Resolution, jeder Staat müsse seine Nachbarn zu besonnener Zurückhaltung ermutigen und umgekehrt. Nichts als ein Überredungsversuch, behaupteten die Regierungen. Haben unsere Vorfahren sich nicht abgerackert, damit niemand mehr irgendwo irgendwem etwas verbieten kann?
Die Kirche unterstützte die Natalisten, sie versicherte den Gläubigen, das Gedränge sei nur eine vorübergehende Schwierigkeit, jenseits des Grabes werde es nämlich stets leerer. Gleichwohl mehrten sich geheimnisvolle, bislang unbekannte Erscheinungen, z. B. die Drohmanik und der Erpressionismus, doch die größte Sorge weckte die Entführung. Im Mittelalter entführten Wegelagerer die Reichen um des Lösegeldes willen, das geschah sporadisch auch später, immer jedoch aus Gewinnsucht. Jetzt verlangte fast niemand ein Lösegeld, übrigens ging auf die eine oder andere Weise von den Entführten jede Spur verloren. Die primitive Entführung von Raketen und Passagiertransportern wich bald verwickelteren Prozeduren. Spezialistengruppen entführten die Entführer samt den Entführten – das waren die Entführungsasse, sie wieder wurden von den Entführungsstars in die Tasche gesteckt, die ihre Operationen mit den Methoden der dynamischen Optimierung planten, um die Eigenkosten zu senken. Was schließlich die Entführungsgenies betrifft, so waren sie die Theoretiker der Bewegung und sagten die Entführungselite voraus, die gegen Ende des Jahrhunderts in Aktion treten und Entführungen hoch »n« vornehmen sollten. Die Entreißer, die sich selbst entführten, ließen sich zumindest psychiatrisch leicht als Extrapolation der Onanisten definieren. Die Freundisten behaupteten, auf diese Weise offenbare sich der d'Archismus [nach dem Marquis d'Arche] in neuer Gestalt, doch die Antifreundisten erklärten das Ganze besser: Es handelte sich weder um Aggression noch um Todesinstinkt, weder um Mammon noch um unterdrückte Kindheitskomplexe, sondern einzig und allein um die Liquidierung des unerträglichen Gedränges, und weil immer

andere es auslösen, kriegt man diese anderen beim Schopf und stopft sie irgendwohin, wenn es nur ein für allemal und recht weit weg ist. Die Ärzte, die die kollektive Angst erforschten, nannten diese neue Form der Gesellschaftspathologie eine Zwangsverstopfung von epidemischem Ausmaß. In dieser fast ausweglosen Situation – der Entführungsdrang äußert sich in einem unmerklichen Auf-der-Stelle-Treten, und auch die höheren Stabsoffiziere trippelten bereits so – eilte den Semeniden wie stets die zuverlässige Wissenschaft zu Hilfe. Es kam zu einer allgemeinen Einführung der Technethik, das heißt der synthetischen Ethik, die in allen geographischen Breiten installiert, in sie hineingepreßt und eingepflanzt wurde, über Draht und auch drahtlos. Die Kinder wurden vor dem Druck geschützt, indem man sie in speziellen Bälgerkoppeln unterbrachte, wo es Platz im Überfluß gab. Obendrein nähte man ihnen schon in die Windeln besondere Mahner ein, die in ihnen die Achtung vor den Nächsten stärkten. Wenn sich dagegen jemand fand, der einen anderen auch nur brieflich beleidigen wollte, dann brachte der Gewissenswecker ihn sofort von dem bösen Gedanken ab, das Kuschelkissen flüsterte ihm nachts im Traum ins Ohr, daß er es unterlassen solle. Wenn er aber aus Eigensinn und Morgenmuffligkeit auf seinem Vorsatz beharrte, sich die Ohren zustopfte, die einfachen Beschwichtiger zertrümmerte und die gepanzerten dick in Filz hüllte oder die Filzpantoffeln darüberstülpte, dann übernahmen Aggressivitätsfilter den Schutz der fremden Unantastbarkeit. Schreibt ein Hartgesottener anonym – läuft die Tinte aus, der Briefkasten zerreißt den Schrieb, und im äußersten Falle schlagen die Sicherungen der letzten Sanftmutsleitung dem Empfänger die Brille entzwei. Falls der Hartgesottene in Wut gerät und es mit telefonischen Beleidigungen versucht, filtriert das Telefon sämtliche Verunglimpfungen heraus, und selbst wenn er in einem Tobsuchtsanfall dem auserwählten Opfer mit einem Knüppel nachjagt, zersplittert der, bevor er zuschlägt, denn in den Knüppel ist ein Milderer eingebaut.

Das Entführen hörte schlagartig auf, allerdings nicht, weil alle sich wie ein Mann besänftigt hätten; es kam schlechterdings niemand darauf, weil jeder sich von früh bis spät den Kopf zerbrach, wie er die Filtration überlisten und aus purem Vergnügen dem Nächsten etwas Übles antun könne. Die Nachfrage nach Dynamit und Hafthohlladungsbomben stieg, und die Produktion von Wachs und Filz schnellte um achthundert Prozent in die Höhe und zwang die Soziotechniker zur Eskalation, die Bomben zerbarsten also beim Detonieren zu Bombonieren und duftenden Blumen, und die Mahner und Gewissenswecker dröhnten wie die Posaunen von Jericho. Als man anfing, veredelnde Maximen mit Flugzeugen an den Himmel zu kalligraphieren, stürzten sich die Leute auf Mützen mit breitem Schirm und auf dunkle Brillen. Verrückte Zeiten brachen an. Der Auferstehungsdienst hatte alle Hände voll zu tun, besonders in der Mittagszeit, denn wenn

jemand, der etwas Böses im Schilde führte, sich an seinen Teller Brühe setzte und die Nudeln sich unter seinem Löffel zu einer moralischen Sentenz formten, schluckte er mitunter den Löffel statt der Suppe, um mit sich selbst Schluß zu machen, weil er es mit seinem Nächsten nicht konnte. Schließlich wurde das Ringen der Technethik mit der Bevölkerung zu einer Domäne der Glücksspiele und damit als Totalisator-Moralisator, kurz Toto-Moro, Teil der Massenkultur. Wer als erster einen neuen Besänftiger überlistete, bekam den Hauptpreis. Das wirkte abschwächend auf den Terrorismus, denn nicht alle amoralischen Mittel waren zugelassen, und wer die Spielregeln verletzte, verlor die Prämie. Die materiellen Anreize liquidierten rechtzeitig im Keim private atomare Zusammenstöße, deren Austragungsort in erster Linie Kotaurien, der in jeder Beziehung führende Staat, wurde. Wer weiß, was passiert wäre, wenn es das Toto-Moro nicht gegeben hätte, denn das Gerücht, ein Kommando der Körperer schicke mit Uransalz getränkte Briefe an den Sitz der Amoralisatorenpartei, und sobald ihr Inhalt die kritische Masse erreiche, fliege die halbe Stadt in die Luft, löste eine entsetzliche Panik aus. Auf die Millionen Flüchtlinge, die die Straßen verstopften, hagelte es aus den Wolken Ornitopter, die in Luftlöchern zusammengestoßen waren. Im Umkreis von zweihundert Meilen entstand die sogenannte Tratosphäre oder Megaknautschzone. Zum Glück war das eine vereinzelte Katastrophe. Was die Körper betrifft, so entstand diese Bewegung im Zusammenhang mit dem Niedergang der Fleischlichkeit. Der Vielkörperei, auch als Körperraserei bekannt, bereitete ein ganz trivialer und wie gewöhnlich nicht vorhersehbarer Faktor ein Ende – es fehlte nämlich an Haflobromin, ohne das es unmöglich ist, Viren zu synthetisieren, die sich so fernsteuern lassen, daß sie auf den Chromosomenfäden die Vererbungsgene aufreihen. Als der Rohstoff für die Virusschlepperproduktion sich um das Zweihundertfache verteuerte und fünf der größten Fleischlichkeitskonsortien pleite gingen, schuf die Jugend von Kotaurien die Subkultur der Körperer, die möglichst billige, materialsparende, handliche und bescheidene Körper forderten. Was die Amoralisatoren betrifft, so waren das im Kongreß Befürworter des Gesetzes, das bei lebenslänglicher Strafe verbot, die Besänftiger durch Demoralisatoren zu beschädigen, eine Art Giftschleudern mit Zielsuchkopf, die alles ansteuerten, was edel ist. Ihr werdet jedoch verstehen, daß wir auf derartige Bagatellen unserer Geschichte nur ausnahmsweise eingehen können.

Die Kämpfe der mechanisierten Nächstenliebe gegen die Terroristen und Prinzipialisten der Handlungsfreiheit waren natürlich nur eine Randerscheinung bedeutsamerer Ereignisse. Eine größere, unblutige Schlacht tobte auf dem Planeten – der Kampf gegen die Bevölkerungssintflut.

Man muß der Technik Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie tat nämlich, was sie konnte, um das sich verschlechternde Schicksal der Allgemeinheit zu lindern. Von den sogenannten zyklischen Näschereien, die man mehrfach

konsumieren konnte, da sie den Organismus unverändert passierten, machten die Ärmsten gern Gebrauch. Vor allem mit Rücksicht auf sie wurden Geheimbißstuben eröffnet, kryptogastronomische Stätten, in denen die Bürger, die über entsprechende Mittel verfügten, wie einst speisen konnten. Die Genießer ließen sich die kulinarischen Kostbarkeiten im Dunklen gut schmecken, dank des Noktovisors konnten sie die Gerichte sehen und erregten gleichzeitig bei den Gaffern keinen Anstoß. Die Urbanisten vermochten bereits, Wohnsiedlungen für Millionen aus Hochhäusern, den Sardinosilos, innerhalb von drei Tagen zu errichten. In einem solchen Tempo gebaut, füllten die Sofortstädte im Nu das letzte bißchen freien Raum. Ganz Kotaurien war eigentlich schon eine einzige Metropole. Gleichzeitig begann die fieberhafte Miniaturisierung von allem, was sich nur verkleinern ließ, angefangen von Zeitungen und Büchern bis hin zu den Eisenbahnen. Die Metro wurde zunächst durch die Dezimetro, später durch die Zentimetro ersetzt. Die Arbeiten der Miniaturisierungsindustrie wurden allerdings durch die unveränderten Dimensionen der Semeniden selbst erschwert. Abermals ertönten die Stimmen der verbohrten Antinatalisten, die die Miniaturisierung als eine trügerische Hoffnung hinstellten und eine Geburtenregelung forderten. Doch keiner wollte davon auch nur hören, sie hätte eine drastische Einschränkung der Grundfreiheiten bedeutet. Lediglich mit der herrschenden geistigen Verfassung läßt sich die Leichtigkeit erklären, mit der die Parlamente den Gengenieurplan, das Schrumpfgesetz, beschlossen. Es sah die Reduktion des Standardbürgers im Maßstab von eins zu zehn vor. Natürlich betraf der Plan die künftige Generation der Semeniden. Um die Freiheit der Prokreation zu bewahren, bestimmte das Gesetz: Nur derjenige könne eine beliebige Zahl von Nachkommen zeugen, der sich einer Umstellung seiner Gene unterzogen habe. Das war schlau ausgedacht, denn es schloß eine Zwangsmikrogenesierung aus; wer sich ihr nicht unterziehen wollte, starb kinderlos; daher bestand die nächste Generation bereits aus lauter Mikroknirpsen, und als deren Eltern starben, übernahm sie von ihnen schleunigst die im gleichen Maßstab reduzierte Wirtschaft des Planeten. Das berührte den herrschenden Komfort absolut nicht, weil alles sich proportional zu den Bürgern verkleinerte. Die Kirchen wählten das geringere Übel und billigten dieses Manöver. Zum erstenmal seit undenklichen Zeiten entstand überall erfreulicher Platz; obendrein fühlten sich alle leicht – selbst die korpulentesten Dickwänste wogen nur noch zweihundert Gramm. Die Skeptiker und Schwarzseher behaupteten jedoch, das sei eine Krüppelleichtigkeit, deren Folgen sich als fatal erweisen würden.

Doch die quälende Enge stellte sich erneut ein. Leider schon nach einer Dekade. Obwohl die leitenden Verkleinerungsgengenieure erkannten, daß eine weitere Mikrominiaturisierung kein vollwertiges Mittel war, weil die unverengbare Struktur der Materie ihr eine Grenze setzte, taten sie dennoch

gezwungenermaßen den ebenso drastischen wie verzweifelten Schritt einer zweiten Reduktion im gleichen Maßstab wie zuvor, also eins zu zehn. Die nächste Generation der Semeniden brauchte eine Feuerwehrleiter, um an einen der großväterlichen, in den historischen Museen ausgestellten Aschenbecher heranzukommen. Jetzt konnte man endlich aus voller Brust Luft holen. Jedes Beet wurde zum Garten und die Rabatte zu einer balsamisch duftenden Wildnis. Über die Mikrosemeniden brachen damals drei Weltkriege nacheinander herein – gegen die Fliegen, die Mücken und die Ameisen. Die Ältesten konnten sich nicht auf derartige Katastrophen besinnen, besonders weil während der vernichtenden Luftangriffe der Mücken die aus den Kellern der Städte hervorrückenden Schaben den Armeen in den Rücken fielen. Ihren schwarzen Panzer durchschlug selbst die Pak nicht auf Anhieb, was leicht verständlich ist, wenn man bedenkt, daß ein mittlerer Panzerwagen damals fünf Gramm wog. Die schrecklichen Mücken – die Spannweite ihrer Hautflügel war größer als die der ausgebreiteten Arme eines erwachsenen Semeniden – stürzten sich auf die Passanten, um ihr Blut zu trinken und die zusammengeschrumpften Leichen auf dem Gehsteig zurückzulassen; die Fliegen verzehrten ihre Opfer schmatzend mit abscheulich klebrigen Rüsseln. Obschon die Hafthohl- und Thermitgranaten schließlich auch mit den dicksten Chitinpanzern fertig wurden, obschon der Feind dicht bei dicht fiel, obschon die Zahl der Trophäen ins Unermeßliche ging – die gefallenen Käfer wurden zu Badewannen umgearbeitet, aus den Hautflüglern konnte man Segelflugzeuge herstellen –, gelang es doch nicht, ihn restlos zu vernichten, und in ungewöhnlicher Eile wurden in einem Masseneinsatz der technischen Mittel die Städte mit insektendichten Kuppeln aus Plexiglas überdeckt. Wie die Chronisten schreiben, ging auf diese Weise die offene Miniterra in eine geschlossene über. Die Schaben führten übrigens weiter Kleinkrieg gegen die Semeniden; jetzt trat jedoch die Polizei an die Stelle der Armee, und die Hauptrolle bei der Verteidigung übernahmen automatische Fallen, vor allem aber mit Laserwaffen ausgerüstete Roboter. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieben noch vereinzelte Siedlungen unter freiem Himmel erhalten, und auch das nur dank der Mückenabwehrartillerie und der Geschosse mit Selbstlenkung, die auf Summen ansprachen. Die Versuche, gewisse Insekten zu domestizieren (Wespen wurden zugeritten), brachten nicht das erhoffte Resultat, lediglich die Tausendfüßler übernahmen eine Zeitlang in den Vorschulen die Rolle von Ponys. Es lohnt auch nicht, sich über die Nebenvorteile der allgemeinen Minimalisierung auszulassen, zu denen z. B. die Jagd auf speziell gezüchtete gigantische Mäuse gehörte, die bis zu fünfzig Gramm wogen, ebenso fällt es schwer, den Enthusiasmus der Propagandisten eines neuen Klettersports zu teilen, wie es der Baumismus wurde. Die Eroberung der Baumwipfel über den Kuppeln der Städte lockte nur wenige Waghalsige, denn nicht nur jede

himmelhochragende Birke barg ein tödliches Risiko, sondern auch jeder leichte Mairegen, der die Kletterer mit Tropfen von der Größe eines Menschenkopfes von den Zweigen kehren konnte. Und selbst wenn es gelingen würde, sämtliche Insekten der Semenia auszurotten, was der Ehrgeiz der Generalstäbe war, hätte das nichts an der Tatsache geändert, vor der die meisten die Augen verschlossen – daß die Semeniden in ihrer jetzigen Gestalt nicht fähig waren, auf einer freien Fläche zu leben, weil jedes beliebige Lüftchen sie von den Füßen riß, jeder kleine Regen sie ertränkte, jedes Vögelchen sie ohne weiteres aufpicken konnte. Zugleich stellten sich die seit undenklichen Zeiten bekannten drohenden Erscheinungen der Überbevölkerung erneut ein: Überall entstand wieder Gedränge, und Verzweiflung schlich sich in die Herzen. Von einer Geburtenregelung konnte selbstverständlich nicht einmal die Rede sein. Da man für die Rettung der Grundfreiheit so viele und so schwere Opfer gebracht hatte, wäre jener Schritt ein schändliches Eingeständnis der totalen Niederlage gewesen, allein schon aus Prestigegründen galt jeder andere Ausweg als besser. Entdeckt wurde er von Kotauriens Akademie der Künste und Wissenschaften – in Gestalt eines Föderationsprojekts. Die Presseagenturen der ganzen Semenia machten das durch die Akademie erarbeitete Manifest publik. Das Projekt sah eine Umwandlung der Erblichkeit derart vor, daß alle Kinder der folgenden Generation sich zu einem gigantischen, harmonischen Ganzen vereinigen konnten, das dem Urmenschen auf ideale Weise ähnelte – jenem an den gegenwärtigen Kriterien gemessen riesigen Wesen, dessen legendäre Höhe von fast zweihundert Zentimetern kaum vorstellbar war. Wenn wir diesen Schritt tun, verlieren wir nicht viel, verkündete das Manifest, eigentlich nichts – denn sind wir nicht schon Gefangene der eigenen Städte geworden? Wir können ja weder einem Lufthauch noch einer Fliege die Stirn bieten. Wir leben hoffnungslos und ständig von der Natur abgeschnitten, die wir durch den zarten Flor und das Gras künstlicher Gärten ersetzen müssen, wobei wir von Grauen erfüllte Bewunderung beim Anblick eines Maulwurfshügels empfinden – es liegt nämlich nicht mehr im Bereich unserer Sinne, mit einem Blick die sogenannten Berge zu erfassen, über die wir ausschließlich in uralten Büchern, die wir von unseren Großvätern, den Giganten, geerbt haben, lesen können. Das Föderativprojekt ruft eine solche monumentale Gestalt wieder ins Leben, allerdings entsteht aus der Vereinigung von acht Billionen Semeniden nicht ein einfacher Urmensch, sondern ein historisch erstmaliges Geschöpf, nämlich die Vereinigten Gewebestaaten auf zwei Beinen, ein wahrer Poliphem, ein Staatsmobil, vor dem der ganze weite Raum des Planeten sich auftun wird. Es wird sich in dessen Unermeßlichkeit nicht einsam fühlen, weil es nicht allein in die Wildnis Einzug hält, vielmehr als Multimilliardengesellschaft.

Der von den Akademikern Kotauriens verbreitete Gedanke entflammte alle

Herzen und Hirne, daher wurde er auch in einer gesamtsemenidischen Volksbefragung angenommen. Gleichwohl ist die allgemeine Geschichte keine Idylle; es kam zu unerwarteten Reibereien und dann zum nun schon letzten Weltkrieg, der deshalb ausbrach, weil jede Kirche im künftigen Staatsmobil eine separate Institution und Stimme haben wollte und folglich eine eigene Mundhöhle, gebildet aus der Kongregation der Gläubigen und der Geistlichkeitshierarchie. Das war jedoch unmöglich, bei so vielen Mundhöhlen wäre ein mentalisierter Höhlenlöchler entstanden. Die widerspenstige Geistlichkeit ging auf ein solches Diktum hin zu umstürzlerischem Tun über. Es erschienen Schmähschriften, die das vorgesehene Staatsmobil als monströses Gefängnis auf Beinen, als Sklavoped und als laufende Galeere bezeichneten, auf Gnade und Ungnade der Hirnelite ausgeliefert, die sich buchstäblich vom Blut der Millionen Bürger ernähren würde. Unterstellungen wurden verbreitet, angeblich wären sämtliche Posten in den Zentren des Lustempfindens bereits in aller Stille zwischen den Projektanten und ihren Hintermännern aufgeteilt worden. Diese Wühlarbeit wäre ohne Folgen geblieben, um so mehr, da es den Botanikern gelang, eine Blumenart zu züchten, deren Duftstoffe veredelnde Eigenschaften hatten. Die auf den Markt gebrachten Blumen beruhigten wie auf die Wogen gegossenes Öl die aufgebrachten Gemüter. Aber leider kam es zur Veröffentlichung von Geheimakten des Projekts. Es waren Protokolle von Sitzungen, in denen maßgebende Experten zugaben, nicht alle Semeniden würden sich in gleicher Weise dazu eignen, verantwortliche Positionen im Staatsmobil zu bekleiden. Gewisse Provinzen, insbesondere die unteren rückwärtigen, waren als Siedlungsgebiet für in ihrer Entwicklung zurückgebliebene Semeniden gedacht, dagegen sollte sich der zentrale Nervenapparat aus begüterten Bürgern von Kotaurien rekrutieren, als den in großen Transaktionen Erfahrenen, die dadurch zur Geistesarbeit prädestiniert waren.

Die Rebellen schrieben gegen das Staatsmobil gerichtete Parolen auf ihre Fahnen, riefen, es sei besser, umzukommen, als sich zur Einverleibung in die Tiefe einer dicken Wade oder in den Bauch eines Multisklaven zu begeben, um dort im Dunklen bis an die Grenzen der Kräfte zu schuften, und traten zum Kampf an. Die Stimme der Partei des »Dritten Wegs« war in dem ausgebrochenen Chaos nicht zu hören. Es waren das die sogenannten Eventualisten. Sie verlangten die Umwandlung der Genitalien in Eventualien, die normalerweise zum Zeugen unfähig sein und diese Fähigkeit nur erlangen sollten, wenn der leitende Sexualdispatcher den Impotentiator auf dem Schaltpult der Verkehrsleitzentrale des Planeten bei eventuellem Bedarf ausschaltete. Der Verlust war gering, da das Projekt sich ohnehin nicht eingebürgert hätte.

Der Krieg, eigentlich eine Reihe lokaler, aber heftiger Scharmützel, dauerte nicht lange. Die Staatsmobilisten, die das Allgemeinwohl im Auge hatten und

sich für die künftigen Geschicke der Semenia verantwortlich fühlten, setzten gegen die Irridenta konzentrierte veredelnde Gase ein. Das Hauptquartier der Aufständischen wurde ohne Blutvergießen erobert, indem man es aus der Luft mit Armen voller Rosen und Veilchen von bekannter Wirkung überschüttete. Der Anblick dieser Bombardierung soll, wie Augenzeugen berichten, einfach wunderbar gewesen sein. Als man mit den Vorbereitungen zur Fusion begann, entbrannte ein neuer Konflikt, diesmal unter den Gengenieuren selbst. Es wurde nämlich ein Antrag eingebracht, der eine Reorganisierung der Projektierungsbüros von Grund auf vorsah. Zwei getrennte Arbeitsgruppen sollten entstehen, die eine: die Administration der Agglomerierten Männlichkeit (Deckname ADAM), die andere: die Erotisch Versierten Autoren (Deckname EVA). Was das Material betrifft, so würden die Büros sich die Bevölkerung der Semenia je zur Hälfte teilen. Kein anderer Ausweg, hieß es in dem Antrag, wird das Staatsmobil davor bewahren, einer die Fahnen beleidigenden Sucht zu verfallen. Wenn dagegen ADAM und EVA einen Nichtsangriffs- und Freundschaftsvertrag schließen, dem zufolge beide Großmächte ihre Zusammenarbeit auf der Basis des gegenseitigen Gleichgewichts und der Nichteinmischung in die intimen Angelegenheiten des anderen vertiefen werden, wird es mit der Zeit zu direkten Kontakten kommen, deren belebender, für die beiden hohen Seiten außerordentlich vorteilhafter Einfluß in alle ihre Winkel dringen wird. Dank dessen werden die Durchschnittsbürger im Zuge der täglichen Handels-, Polizei- und Verwaltungstätigkeit, dank der harmonischen Zusammenarbeit der richtigen Organe beider Großmächte an diesen höchst attraktiven Beziehungen partizipieren. Diesen Plan griffen die Kirchen unverzüglich an, sie sahen in ihm eine – wenn auch indirekte – Gefahr für das priesterliche Zölibat, ganz zu schweigen davon, daß es keinen Geistlichen geben würde, der jenen Bund legalisieren könnte. »Verträge, Abkommen der Ministerien und anderen Organen haben nichts zu sagen«, verkündete die Erklärung des Rats der Kirchen, »denn im Lichte des kanonischen Rechts ist die Ratifizierung von Verträgen kein Sakrament der Ehe, folglich geht es in dem Antrag um die Verkupplung der Staaten zwecks Ausschweifung. Dem widersetzen wir uns entschieden.« Doch nicht diese Stimme überwog, sondern eine andere Erwägung. Eine Wiederholung der Genesis würde bedeuten, alles noch einmal bei Adam und Eva zu beginnen, dann würde es nach höchstens ein paar tausend Jahren abermals zu einem entsetzlichen Gedränge kommen, und zwar durch eine Übervölkerung der Semenia – diesmal mit einer Unmenge von Staatsmobilen. Nach dem nächsten Geschichtszyklus müßte wieder eine Fusion vollzogen werden, was bereits nach Zivilisationswahnsinn riecht, denn bei dieser Perspektive würde jedes Staatsmobil der kommenden Epoche sich aus Staatszellen zusammensetzen. Vor dieser Aussicht zitterten selbst die Antragsteller und zogen ihren Vorschlag zurück.

Am Rande des Streits um das Geschlecht des künftigen Staats trat ein gewisser Denker mit einer erstaunlichen kosmogonischen Hypothese hervor. Die durch Übervölkerung ausgelöste Produktion von Staatsmobilen aus Bürgern, behauptete er, und zwar gerade nach den bigeschlechtigen Entwürfen, ist zweifellos eine kosmische Konstante. Darauf deutet schon das Wesen des Alls hin, das aus positiven und negativen Teilchen gebaut ist, aus Materie, der die Antimaterie entspricht, und so weiter. Großmächte entstehen also aus maskulinen und femininen Elementen, vermehren sich, und ihre Nachkommen bilden die nächste Staatenföderation. Dieser Prozeß dauert ständig an, umfaßt allmählich das gesamte Universum, so daß man auf die Frage, woraus die Materie eigentlich besteht, antworten muß: aus reinem Staatssubstrat, komprimiert durch die viele Jahrhunderte währende Mikrominiaturisierung der in den Staaten steckenden Staaten. Obwohl sie beim Kleinerwerden ihre früheren Merkmale verlieren, kann man, wie bereits oben gesagt, ihr Geschlecht erkennen. Was die weitere detaillierte Behandlung der Sache betrifft, so müssen sich die Physiker damit befassen. Vielleicht lohnt es hinzuzufügen, daß jener Denker ein ausgezeichneter Jurist und Kenner des Zivilrechts war. Seine Konzeption ist gar nicht so merkwürdig, wie es scheint. Wenn er behauptet, Atome bestünden aus Staaten und die Staaten aus Atomen, wollte er sicher sagen, daß Materie, die gleichermaßen de jure und de facto existiert, völlig legal ist, sowohl einen Terminus ad quo wie auch ad quem bildet, beziehungsweise daß sie und das Recht eigentlich ein und dasselbe sind und demnach die Frage, was zuerst war, das Recht oder die Welt, gegenstandslos ist, sofern ihr begreift, worum es uns geht. Das war übrigens eine Abschweifung, doch wir erwähnten diese Hypothese, weil sie die letzte Blüte nichtkonföderierten semenidischen Denkens gewesen ist.
Es blieb, wie ihr wißt, bei nur einem Staatsorganismus, und nach Abschluß der gesetzgeberischen Arbeiten begannen in der nächsten Phase die körpergebenden. Über die Zuordnung zu den Geweben entschied das Los, denn jeder hätte sich sonst zu besonders attraktiven Organen gedrängt und sämtliche möglichen Beziehungen und Protektionen spielen lassen. Von Zeit zu Zeit brachen Korruptionsaffären aus. Die Aufdeckung einer größeren, der palatalen, zog die Zwangsverschickung der Schuldigen in die Gegend des Steißbeins nach sich, wo es an Siedlungswilligen fehlte und viele Posten vakant waren. Die ständigen Unruhen erschwerten den Fortschritt der körpergebenden Tätigkeit – den einen zog's zum Geiste, der andere zum Bauche reiste. Wenn man dem Egoismus nachgegeben hätte, wäre statt des lebensfähigen Staatsmobils ein riesiger Kopf mit einem von Ohr zu Ohr reichenden Mund über einem aufgetriebenen Wanst entstanden. Bald kam der festliche Augenblick, wo das Band durchschnitten wurde, das unsere Großmacht umschlang. Wir haben es selbst durchgeschnitten, denn außer uns gab es niemanden mehr auf der Semenia, und haben uns aus den uns

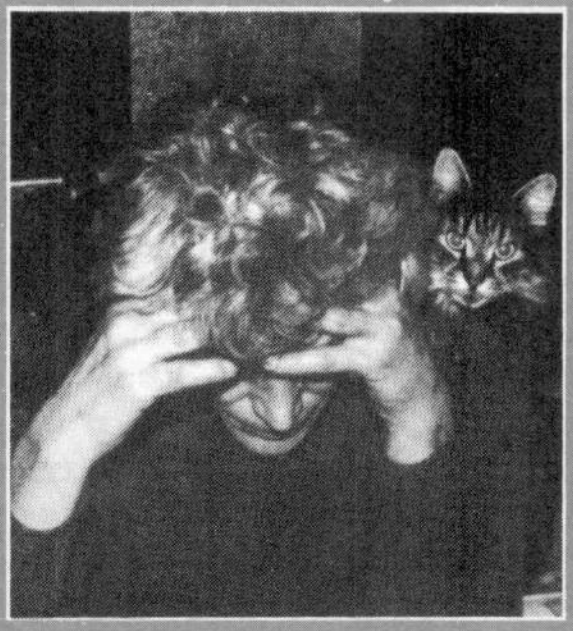
umgebenden Gerüsten zu ganzer Größe aufgerichtet, in der Gestalt, in der ihr uns hier seht. Da wir euch als teure Gäste nicht durch den ganzen Staat führen können, wollen wir das wenigstens in Kürze mit Worten tun.
In diesem rotierenden, von einer romanischen Kuppel eingeschlossenen Gebäude ist unser Parlament untergebracht. Es besteht aus zwei benachbarten Kammern, der rechten und linken, die durch eine ziemlich nervöse Administration mit den Vollstreckungsorganen verbunden sind. In den oberen Korpusprovinzen haben das Ministerium für den Gasaustausch mit dem Ausland und die Hauptverwaltung für Irrigation ihren Sitz; diese ist im Hinblick auf die geltende Sparsamkeit mit der Zentrale für Nächstenliebe zusammen untergebracht. In der Mitte des Staats befinden sich zahlreiche Industrievereinigungen, Zuckerverarbeitungsanlagen, Lebensmittelbetriebe, chemosynthetische Werke usw. Sechshundert Milliarden etatmäßige Polizeipatrouillen kreisen unablässig an allen Grenzen und durchlässigen Stellen des Staatswesens, ohne Schlaf und Ruhe zu kennen. Das klingt nicht übel, stimmt's? Wir wollen jedoch keineswegs vor euch verbergen, daß nicht alles schön ist im semenidischen Staat. Unsere größte Eigentümlichkeit und zugleich Sorge besteht darin, daß jeder Bürger mit einem Bewußtsein ausgestattet ist, und in diesem kleinen Finger hier haben wir mehr Verstand, als in mancher Hochschule steckt. Leider kann dieser ganze Verstand nicht gleichzeitig zu Worte kommen, deshalb übermitteln euch lediglich die vokalen, in der Mundhöhle akkreditierten diplomatischen Gruppen unter der Leitung der parlamentarischen Kommission für Sprachangelegenheiten diesen Ausdruck herzlicher Verbundenheit und schließen den Bericht über unsere Geschichte mit brüderlichem Gruß im Namen der Bürgermassen, die mit ihrer Alltagsarbeit auf Organebene beschäftigt sind. Wenn ihr fragen würdet, warum der Mut im Staatsmobil verlorengegangen ist, wie es geschehen konnte, daß die obersten Organe den Zuliefergesellschaften aufgetragen haben, nach dem Schierlingsbecher zu greifen, antworte ich ehrlich: aus äußeren wie auch aus inneren Gründen, denn die einen wie die anderen wurden unerträglich. Wißt ihr, was nach fünfzehntausend Jahren rühmlichen zivilisatorischen Aufbaus aus uns geworden war? Da wir nur über dieses eine Paar Hände verfügten (was hatten wir nämlich davon, daß Millionen Bürger darin untergekommen waren?), wurden wir gezwungen, unter freiem Himmel umherzustreifen und uns von Wurzeln zu ernähren, gepeinigt von den triumphierenden Mücken, bis wir ihnen unrühmlich den Rücken kehrten, um erst wieder in einer schlüpfrigen Höhle Widerstand zu leisten, vielleicht derselben, die unser Vorfahr, der Troglodyt, vor Äonen verlassen hat. Und all das, weil die Projektanten das Staatsmobil als einen so monumentalen, unendlich vollkommenen Giganten betrachtet und dafür nur eine Handvoll Werkzeuge und Reithosen vorbereitet hatten, die übrigens, wie die Anprobe ergab, infolge eines Planfehlers zu eng waren. Die

Projektanten waren nämlich der Meinung, solch ein Multiriese würde sich ganz leicht allein auf dem Planeten einrichten. Haben sie uns nicht als Vermächtnis die gesamte semenidische Wirtschaft übergeben? Gewiß, aber was nützen uns Städte, in deren Straßen wir nicht einmal die Ferse stecken können, oder Roboter, die kleiner sind als Feilspäne. Schließlich bissen wir die Zähne zusammen und wären mit den äußeren Schwierigkeiten fertig geworden, wenn nicht die fatale innere Situation des Staates gewesen wäre. Keiner, aber auch wirklich keiner ist zufrieden mit dem Posten, auf den man ihn gestellt hat! Nehmen, sich drücken, nörgeln, Unmögliches verlangen – das ist ihre Devise. Wie soll das Parlament öffentliche Angelegenheiten entscheiden, die keinen Aufschub dulden, wenn die Knie eigene Augen fordern, die unteren Halbstelzen mit Stillegung der Transportmittel drohen, weil es ihnen angeblich zu kalt und hart ist, und wißt ihr, was ein Staatskatarrh bedeutet? Wir hätten uns vielleicht den unverantwortlichen Forderungen widersetzen und die wahnwitzigen Gelüste zügeln können, wenn die Umstürzler, versteckt in den Kammern des Parlaments, die Freundisten, die unser Staatsbewußtsein untergruben, nicht gewesen wären. Könnt ihr euch vorstellen, was die illegale Opposition bei Tage und besonders bei Nacht verlangt? Die Besitzergreifung eines Nachbarstaats vom anderen Geschlecht – das Eindringen in seine Grenzen ohne jeden Notenwechsel, mit Gewalt! Der Umstand, daß es diese anderen nicht gibt und nicht geben kann, zähmt die hartnäckigen Konspiratoren ein bißchen. Als wir sahen, daß alle Verhandlungen mit ihnen, alle Überredungsversuche vergeblich waren, wie sie unsere Regierung mit der Vision einer die Sinne verdüsternden Okkupation korrumpierten, wie sie danach drängten, daß unser Staatsmobil wenigstens mit imaginärer Zügellosigkeit auf zwei Beinen stünde, wenn das schon mit wirklicher nicht möglich ist, erkannten wir in diesen Stimmen den Geist des verfluchten Herrschers der Gelüste, des Marquis, der seit Jahrhunderten unsere Fundamente unterwühlt, und weil jener Tyrann uns trotz all unserer Bemühungen und der eigenen Atyrannei beherrschen wollte und schon jetzt zur Macht strebte, beschlossen wir, mit ihm und mit uns Schluß zu machen. Nach langer innerer Debatte begaben wir uns auf ein Wüstenplateau, füllten mit dem Saft der Tollkrautbeeren die unter einem Strauch gefundene mikrosemenidische Zisterne und setzten sie an die Lippen, taub für das Geschrei des inneren Verführers, daß wir angeblich aus fruchtloser Begierde und nicht aus reiner Staatsräson einen Staatenmord begängen! Die Schierlingszisterne zitterte zwar in unserer Hand, wir schwören jedoch, daß wir sie bis auf den Grund ausgetrunken hätten, wenn nicht ein Eissturm von oben plötzlich herabgestürzt und unser Staat in einen Gefrierschlaf gesunken wäre, um erst hier, in eurer wohlwollenden Runde, die Augen wieder zu öffnen . . .

Aus dem Polnischen von Johannes Jankowiak

Das Elend der Theorie

E.P. Thompson



Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung

Campus

1980. 272 Seiten. DM 38,–

Peter Laurie
Unter den Straßen von London

Das Zentrum von London ist von den verschiedensten mehr oder weniger bombensicheren Höhlen und Gebäuden durchsetzt, die nach allem, was man weiß, aus der Zeit des Ersten Weltkriegs stammen. Wie einfach man es sich 1916 mit Regierungsbunkern gemacht hat, sieht man daran, daß König Georg V. bei nächtlichen Zeppelinangriffen in seinem Zug in einem Eisenbahntunnel abgestellt wurde, wo er den Zugverkehr erheblich durcheinanderbrachte. Der wichtigste unterirdische Schutzraum, der damals benutzt wurde, war die Untergrundbahn der Post. Ihr Bau wurde 1913 beschlossen, bis 1917 hatte man zwei Röhren von 2,70 Meter Durchmesser gegraben, die von Paddington Station über Wimpole Street, Museum Street, Mount Pleasant, Saint Martin's le Grand und Liverpool Street Station nach Whitechapel führten; sie wurden Mitte der 60er Jahre modernisiert und tun noch heute ihren Dienst. Die ersten schweren Luftangriffe auf London fanden 1917 statt, damals verwendete man diese Tunnel, um die griechischen Marmorskulpturen aus dem Britischen Museum und andere Schätze auszulagern.

1917 wurde der östliche der beiden kurzen Tunnel, durch die die Abzweigung der Piccadilly Line von Holborn nach Aldwych führte, endgültig geschlossen. Da er mit 40 Metern zu einem der tieferen und daher bombensichereren Teile des U-Bahnnetzes gehörte, ist er womöglich als Schutzraum für den König, das Kabinett und das Heeresministerium requiriert worden.

Während des Ersten Weltkriegs scheint das U-Bahnsystem keine andere Verwendung gefunden zu haben. Die Linie der Post wurde 1927 fertiggestellt; in den 30er Jahren wurde das Passagiernetz erheblich modernisiert, um dem neuen Verkehrsaufkommen zu genügen. Mehrere Bahnhöfe der Piccadilly Line und der Central Line wurden umgebaut und verlegt, wodurch tiefgelegene unterirdische Räume entstanden, die alsbald in Gebrauch genommen wurden.

Als der Zweite Weltkrieg begann, tat sich unterirdisch einiges: 79 tiefgelegene U-Bahnhöfe wurden als öffentliche Nachtschutzräume verwendet. Einige Tunnel der Central Line östlich von Liverpool Street in Richtung Bethnal Green, die gegraben und ausgemauert, aber noch nicht fertiggestellt

waren, dienten als unterirdische Flugzeugfabrik. Die andere Abzweigung nach Aldwych wurde 1940 geschlossen und als Schutzraum verwendet, ebenso die beiden Tunnel von King William Street in der City zur Borough High Street südlich der Themse, die 30 m tief lagen und seit 1900 nicht mehr benutzt worden waren. Der Southwark Borough Council pachtete die südliche Hälfte und verwendete sie als Schutzraum für 14 000 Menschen. Obwohl sich 1939 die Haley-Konferenz gegen tiefgelegene Schutzräume ausgesprochen hatte – aus Furcht, Arbeiter könnten unter der Erde bleiben, anstatt sich den Bomben auszusetzen –, schlug man 1940 einen anderen Weg ein. Man begann mit dem Bau von zehn tiefgelegenen Schutzräumen in Bahnhöfen – acht auf der Northern Line und zwei auf der Central Line, obwohl es damals anscheinend keinen dringenden Bedarf für Schutzraum gab: im November 1940 konnten die U-Bahnhöfe 8% der Londoner Bevölkerung aufnehmen, aber nur halbsoviel benutzten sie dann tatsächlich. Im Endeffekt boten die neuen tiefgelegenen Schutzräume nur Platz für weitere 2%. Jeder von ihnen faßte 8000 Menschen, bei Kosten von 35 bis 42 £ pro Kopf. Die Arbeiten am Oval in Kennington scheiterten an den unterirdischen Quellen, die den ursprünglichen Bau der Northern Line an dieser Stelle so erschwert hatten. Einigen Autoren zufolge sollen auch die Arbeiten bei St. Pauls eingestellt worden sein, weil man befürchtete, die Kathedrale zu beschädigen; andere Quellen sprechen nur von »erheblicher Verzögerung«. Wie weit der Bau bei St. Pauls vorangetrieben wurde, läßt sich schwer sagen. In den Unterlagen der Staatskanzlei, die seit einiger Zeit im Staatsarchiv zur Verfügung stehen, ist von den tiefgelegenen Schutzräumen und der Verwendung von Clapham Common und Kingsway als Bunker die Rede und auch davon, daß die amerikanische Armee Goodge Street benutzte; doch über St. Pauls wird nichts gesagt.

Die Lösung des Problems ergibt sich aus Bauzeichnungen der Londoner Verkehrsbetriebe, die mir gute Freunde Ende 1978 als Kopie zukommen ließen. Zeichnung C/113-52/005 aus dem Jahre 1940 zeigt, was tatsächlich geschah: ein neuer Eingang für den U-Bahnhof St. Pauls wurde an der Stelle gebaut, an der er sich heute noch befindet, der alte Eingang zum Postamt an der Nordwestecke von King Edward Street und Newgate Street wurde geschlossen. In zwei seiner vier Schächte wurde die neun Stockwerke tiefe Generalverwaltung der Nationalen Elektrizitätswerke eingebaut. Es ist nicht überraschend, daß heute südlich der Newgate Street – also genau gegenüber – das Hauptgebäude der für die Stromerzeugung zuständigen Nationalen Elektrizitätswerke (CEGB) steht.

Die sieben tiefgelegenen Schutzräume, die an der Northern Line tatsächlich gebaut wurden, waren Stockwell, Clapham North, Clapham South und Belsize Park, die vom Sommer 1944 an zur öffentlichen Benutzung während der V1- und V2-Angriffe freigegeben wurden, und weiterhin Clapham

Common, Goodge Street, Chancery Lane und St. Pauls, die von der Regierung genutzt wurden.
Ein Teil von Goodge Street wurde 1942 als Eisenhowers Hauptquartier ausgebaut. Der Rest wurde bis Mai 1956 als militärisches Durchgangslager verwendet. Nachdem es durch einen Brand stark zerstört worden war, wurde es wieder als Lager eingerichtet, fand dann aber keine Verwendung mehr und wurde 1974 zum Kauf angeboten. Es bestand aus nackten, mit Metall ausgekleideten Tunneln mit einem Mitteldeck und einem schmaleren Unterdeck, das mit kahlen Kojen und Tischen aus Metall ausgestattet war. Interessanterweise stammten die dort installierten Luftfilter noch aus dem Zweiten Weltkrieg. Den Schildern nach waren sie nur gegen Rauch wirksam: gegen radioaktiven Staub oder biologische und chemische Waffen hätten sie also wahrscheinlich keinen Schutz geboten. Mag sein, daß deshalb die tiefgelegenen Schutzräume nicht ernsthaft in die Tunnelbauarbeiten der Regierung in den 50er Jahren einbezogen wurden.
Die neun Schutzräume der Northern Line sind leicht an den auffälligen Ziegelsteinbauten zu erkennen, in welche die Treppenhäuser münden; ebenso auffällig ist das Fehlen dieser Bauten bei St. Pauls und Chancery Lane.
Wahrscheinlich wurden die tiefgelegenen Schutzräume gebaut, weil man damit rechnete, daß Deutschland die Atombombe entwickeln und einsetzen würde. Die Möglichkeit einer solchen Waffe war schon 1939 in der Presse erläutert worden, und Mitte 1940 hatten Frisch und Peierls, zwei emigrierte Wissenschaftler an der Universität Birmingham, ihre entscheidende Denkschrift verfaßt, in der sie die Grundprinzipien einer »Superbombe« aus Uran 235 beschrieben. Die Schutzräume bestanden aus zwei parallelen Tunneln von 5 m Durchmesser und 370 m Länge, die unter den schon vorhandenen Bahnsteigen lagen. Angeblich war geplant, sie nach dem Kriege miteinander zu verbinden und so eine Schnellzuglinie zu bauen, aber vielleicht hatte man auch schon gleich beim Bau eine Verbindung vorgesehen, denn in der Denkschrift von Frisch und Peierls heißt es:

»Tiefe Keller oder Tunnel können relative Sicherheit vor den Wirkungen der Strahlung bieten, vorausgesetzt es kann Luft aus einem nicht verseuchten Gebiet zugeführt werden (einige der radioaktiven Substanzen seien Edelgase, die von gewöhnlichen Filtern nicht zurückgehalten werden).«

Wir wissen heute, daß die radioaktiven Isotope der seltenen Gase, die sich nicht durch eine einfache Filtermethode aus der Luft entfernen lassen, kein besonders gefährlicher Teil des radioaktiven Niederschlags sind und daß man sich vor ihnen ausreichend schützen kann, indem man einen Schutzraum in den ersten paar Stunden abgedichtet hält, bis der stärkste radioaktive Zerfall vorbei ist. Aber 1940 hielt man es vielleicht für notwendig, Schutztunnel von mehreren Kilometern Länge zu graben, um stets Luftzufuhr von einem Ort

her zu haben, der von einer etwaigen Explosion weit genug entfernt wäre. Vielleicht wollte man aber auch einen unterirdischen Fluchtweg aus einem verwüsteten und radioaktiven London schaffen, indem man Tunnel baute, die weder überflutet noch verschüttet oder von der Bevölkerung gestürmt werden konnten.

Geht man von dieser Theorie über die unterirdischen Schutzräume der Northern Line aus – daß sie zunächst im Rahmen des Atombombenprogramms zu einem geplanten unterirdischen Fluchtweg aus London gehörten, der sich später als überflüssig herausstellte, und daß sie erst dann in Schutzräume umgewandelt wurden –, dann bleibt zumindest ein Rätsel. Wenn man als verängstigter Minister im Zentrum eines dem Erdboden gleichgemachten London steht, dann treibt einen der erste Instinkt nicht nach Norden oder nach Süden, sondern nach Westen. Die Richtung des offiziellen Sicherheitsstrebens erkennt man an dem ganzen Fächer wichtiger Objekte im Westen von London: Harwell, Aldermaston, das Luftverteidigungshauptquartier in Bentley Priory, das Militärkommando in High Wycombe, das Hauptquartier der Britischen Landstreitkräfte in Wilton, die Flugsicherungszentrale in Cheltenham, die riesige unterirdische Anlage in Corsham usw. Also wäre doch eine Flucht nach Westen das Naheliegendste und nicht der Weg nach Norden oder Süden. Und tatsächlich hört man oft Gerüchte über einen Tunnel, der das Zentrum von London mit Heathrow verbindet. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß ein so aufwendiges Unternehmen während des Krieges durchgeführt worden wäre oder daß wir in dem Fall nichts davon gehört hätten. Wahrscheinlich hat ein solcher Tunnel, der für einen ganz anderen Zweck gebaut war, schon einige Zeit vor dem Krieg existiert.

Das CEGB unterhielt am Ende des Krieges etwa neun Kraftwerke zwischen Woolwich und Fulham, alle nahe am Fluß, dem sie ihr Kühlwasser entnehmen; da sie inmitten von Häusern liegen, kann der von ihnen erzeugte Strom nicht in Freileitungskabeln transportiert werden wie bei Kraftwerken auf dem Lande, sondern wird durch unterirdische Kabel geleitet. Der größte Teil des Stroms wird natürlich in der nächsten Umgebung verbraucht, weil die Bevölkerungsdichte der Londoner Innenstadt so hoch ist; um Stromausfällen vorzubeugen, sind diese Kabel aber zusätzlich an das nationale Elektrizitätsnetz angeschlossen, und diese Verbindungen müßten eigentlich stark genug sein, um mindestens ein Drittel des gesamten Energieverbrauchs leiten zu können. Mit diesem Netz ist London nach fünf Richtungen hin verknüpft: nach Südwesten mit zahlreichen Endpunkten im Gebiet von Weybridge, nach Osten mit Verbindungen in der Gegend von Dartford, nach Norden in Waltham Cross, nach Nordwesten in Elstree und nach Westen in Iver, wo auch der Hauptanschluß an das zentrale Versorgungsnetz liegt. Man kann zwar Hochspannungskabel in flachen, kiesgefüllten Gräben

verlegen, aber in diesem Fall müssen sie unterirdisch geführt werden, weil es ganz einfach zu schwierig und zu teuer ist, in dichtbesiedelten Stadtgebieten die Verlegungsrechte auf Privatgelände zu kaufen. Und der Straßenverkehr hat für Kabel sehr nachteilige Folgen: schwere Lastwagen erzeugen beim Fahren im Boden Wellen, durch die dicke Kabel in der Richtung des Verkehrsstroms vorwärtsgeschoben werden. Unter dem Einfluß dieser Kraft können sie sich durchaus verformen oder brechen, was zu hohen Wartungskosten führt. Flach verlegte Hochspannungskabel sind außerdem anfällig für Sabotage und können bei Beschädigung in ihrer Umgebung erhebliches Unheil anrichten. Da die Post während des Krieges und danach sich im Zentrum von London für tiefgelegene Kabeltunnel entschied, ist anzunehmen, daß das CEGB vor dem Krieg genauso dachte. Die Entdeckung wäre also durchaus nicht überraschend, daß schon 1935 ein Tunnelsystem existierte, welches das Zentrum von London mit den Vororten verbindet, vor allem mit dem Westen, wo die größten Kraftwerke liegen. Diese Tunnel dürften einen Durchmesser von ca. 3,70 m haben, um die Verlegung der schweren Kabel zu erleichtern, und sie enthielten wohl eine Art von Eisenbahn. Außerdem existiert wahrscheinlich eine ausgezeichnete Ventilation, um die Überhitzung der Kabel zu verhindern; für die Verwendung als Schlupfloch für die Regierung wären also kaum Veränderungen nötig.
Höchstwahrscheinlich wurden durch besondere Umbauten, die erst 1943/44 fertig wurden, besonders anfällige Einzelteile der Kriegsmaschinerie in unbenutzten unterirdischen Räumen untergebracht, vor allem auf der Piccadilly Line und der Central Line, wo mehrere Stationen umgebaut worden waren, so daß der Zugang zu den Bahnsteigen jetzt über Rolltreppen und nicht mehr über Fahrstühle ging. In vielen Fällen hieß das, daß die Bahnhofsgebäude jetzt über der Erde neben dem unterirdischen Bahngelände lagen. Damit wurden die alten Fahrstuhlschächte frei für die Unterbringung von oder den Zugang zu anderen Objekten im Untergrund. In anderen Fällen wurden ganze Bahnhöfe aufgegeben. So war zu Beginn der 70er Jahre in den verlassenen überirdischen Gebäuden des alten Bahnhofs Brompton neben der Kapelle von Brompton eine Zentralstelle der Territorialarmee untergebracht, und der verlassene Bahnhof Down Street (500 m östlich von Hyde Park Corner) wurde als Zentrale des Eisenbahnverwaltungsrats verwendet und gelegentlich auch als sicherer Ort für Kabinettssitzungen und als Schlafraum für Churchill und seine Familie. Churchill schreibt darüber in seinen Memoiren:

»Etwa Mitte Oktober [1940] regte sich Josiah Wedgwood im Parlament darüber auf, daß ich keinen absolut bombensicheren Schutzraum für die nächtlichen Luftangriffe hatte . . . Sein Bruder war der Vorsitzende des Eisenbahnverwaltungsrats. Vor dem Krieg hatten sie sich weitsichtigerweise am Piccadilly ein geräumiges unterirdisches Büro gebaut. Es lag 20 m unter der Oberfläche unter hohen, soliden Gebäuden.«

In dem benachbarten verlassenen Bahnhof Dover Street (aus dem in den 30er Jahren Green Park wurde) war ein Teil des Personals der Londoner Verkehrsbetriebe untergebracht, das außerdem auch noch in Holborn, Hyde Park Corner und Knightsbridge stationiert war. Das Kontrollpersonal der Great Western Railway befand sich in Paddington, auf der verhältnismäßig tiefliegenden Bakerloo Line, und das technische Personal für Notfälle der Londoner Verkehrsbetriebe verfügte über zwei verlassene Bahnhofstunnel in South Kensington, die 1903 für eine nie fertiggestellte tiefliegende District Line erbaut worden waren.

Der Bahnhof British Museum zwischen Tottenham Court Road und Holborn auf der Central Line wurde in den 30er Jahren geschlossen. Die Bahnsteige kann man vom U-Bahnzug aus sehen, und das Gelände über der Erde ist noch immer unbebaut, ein mit Unkraut bewachsener Plätz an der Nordostecke von New Oxford Street und Bloomsbury Court. Die alte Wendeltreppe führt noch immer 34 m tief zu den unterirdischen Bauten, oben scheint sie in ein kleines Ziegelgebäude an der Nordostecke des Platzes zu münden. Dieses hat keine sichtbaren Türen oder Fenster, vermutlich ist es nur durch den ungenutzten Speicher östlich des Geländes zugänglich, der seinerseits durch eine unbeschilderte Tür in der dahinterliegenden Streatham Street zu betreten ist. Auf die Frage nach dem Eigentümer des Speichers nannten Nachbarn das »Umweltamt«. Ich muß gestehen, daß angesichts der enormen Nachfrage nach Grund und Boden seit dem Zweiten Weltkrieg jedes unbebaute Gelände im Zentrum von London meinen Verdacht erregt. Es gibt heute nicht mehr viele derartige Plätze, die meisten liegen anscheinend über geheimen unterirdischen Objekten. Der eben genannte ist seit fast 45 Jahren ungenutzt. Von Bedeutung ist vielleicht, daß The Oasis, wo der Militärische Nachrichtendienst ein Büro haben soll, nicht weit entfernt im Südwesten liegt.

Churchill hatte ein zweites geschütztes Hauptquartier in London, das »Paddock« hieß. Der einzige Hinweis darauf stammt anscheinend von Churchill selbst. Er schreibt:

»Ein Bunker für das Kriegskabinett mit Büros und Schlafräumen sowie Telegrafen- und Telefonverbindungen war schon in der Nähe von Hampstead eingerichtet worden.«

Er beschreibt eine Generalprobe für den Herbst 1940:

»In ›Paddock‹, weitab vom Tageslicht, hielten wir eine Kabinettssitzung, und jeder Minister sollte seine Schlaf- und Arbeitsräume besichtigen und sich von ihrem Zustand überzeugen. Wir feierten diesen Anlaß mit einem angeregten Frühstück und kehrten dann nach Whitehall zurück. Dies blieb die einzige Gelegenheit, bei der ›Paddock‹ von Ministern benutzt wurde.«

»Paddock« lag – und liegt – unter der Forschungsstation des Postamts in Dollis Hill, Hendon im Norden von London und ist höchstwahrscheinlich identisch mit dem, was in einer Liste von Großprojekten der Kriegszeit als »Hauptfernsprechamt Hendon-Ring« bezeichnet wird.

Die Regierung verwendete jedoch nicht nur zufällig schon in der Erde vorhandene Höhlen, sondern sie baute auch eine ganze Menge bombensicherer Räume dazu. Ein Autor erwähnt »einige« alternative Schutzräume, die nach 1939 in den Vororten für den Fall erbaut worden waren, daß das Zentrum von London evakuiert werden müßte. Die wichtigsten Gebäude in Whitehall erhielten verstärkte Keller. Churchill selbst verbrachte den größten Teil des Krieges unter einer 1,80 m dicken Betondecke im Tiefkeller eines Anbaus der neuen Behörden in George Street.
In der ersten Hälfte des Jahres 1941 wurden im Zentrum von London vier Festungen gebaut, die allgemein als Bunker bezeichnet wurden. Mit einiger Sicherheit sind zwei davon unter den folgenden Objekten zu suchen: der »Festung« Montagu House, dem Häuserblock der Admiralität am Pall Mall – Churchill nannte es »das riesige Monstrum, das die Parade der Horse Guards überschattet« – und den Rundbauten an der Horseferry Road auf dem alten Gelände der Gasometer von Westminster.

»1937 wurden die Gasometer entfernt. 1941 wurden ihre Tanks in zwei stark befestigte unterirdische Bunker umgebaut, von denen jeder mehrere tausend Regierungsbeamte in absoluter Sicherheit vor feindlichen Angriffen bis zu drei Monate lang unterbringen konnte. Durch Untergrundbahnen waren sie mit ähnlichen Bunkern in Whitehall [Montagu House] und Mall [Häuserblock der Admiralität] verbunden.«

Die Rundbauten wurden 1970 als Ausbildungsstätte des Royal Observer Corps verwendet. Mit den anderen beiden Bunkern sind entweder das Erdgeschoß des Amts für Bildung und Wissenschaft in der Curzon Street gemeint (früher Beaverbrooks Flugzeugbauministerium mit seiner eigenen Selbstverteidigungstruppe), wo jetzt die Registratur des Nachrichtendienstes MI 5 untergebracht sein soll, oder das Citadel-Fernsprechamt in Faraday House oder das Gebäude für den Londoner Zivilschutz direkt südlich vom geologischen Museum (jetzt ebenso wie die Rundbauten das Fundament eines neu darauf errichteten Gebäudes).
In der ersten Hälfte des Jahres 1941 wurden im Zentrum von London einige Bunker aus Stahlbeton errichtet, die, wenn schon nicht direkte Treffer, so doch wenigstens den Explosionsdruck von Beinahe-Treffern aushalten sollten. Der Grund dafür war, daß sich Churchill, wie er sagt, weigerte, »Paddock« als etwas anderes als eine letzte Zuflucht zu betrachten, und darauf bestand, daß sicherer Unterbringungsraum nicht nur für das Kabinett und seine engeren Mitarbeiter, sondern auch für die wichtigsten Mitglieder der Schlüsselministerien zur Verfügung stehen müßte. So schreibt er:

»Lord Beaverbrook wurde also die Aufgabe übertragen, eine große Anzahl bombensicherer Anlagen zu errichten, die das wichtigste Personal vieler Staatsstellen aufnehmen könnten; ein Dutzend davon, von denen mehrere durch Tunnel miteinander verbunden sind, existieren noch heute in London.«

Diese Gebäude, die man an ihrer nur auf Zweckmäßigkeit ausgerichteten

nüchternen Form erkennt, stehen offensichtlich vor allem in der New Oxford Street sowie zwischen Strand und Embankment.
Aus dem Etikett »bombensicher« und aus der Tatsache, daß Churchill auf der nächsten Seite von einer Bombe spricht, die über 25 m tief in sumpfigen Boden eingeschlagen war, können wir schließen, daß unter diesen Gebäuden umfangreiche und weit in die Tiefe reichende unterirdische Anlagen errichtet waren. Wenn hier von »Tunneln« die Rede ist, die »bombensichere Anlagen« miteinander verbinden, so hört sich das nach Tunneln an, durch die Menschen laufen können, und nicht nur nach Kabelrohren, wenn auch zunächst – da es nur zeitweise Bombenangriffe gab – die Bewegungsmöglichkeiten für Personen weniger wichtig waren als bombensichere Gänge für Telefonleitungen. Diese Erwähnung von Tunneln ist in der gängigen Literatur nahezu der einzige Hinweis auf das ausgedehnte Höhlensystem, das während des Krieges unter London angelegt wurde; aber in der Fachliteratur wird es ganz offen erwähnt. Tatsächlich scheint es zwei miteinander verbundene, aber grundsätzlich verschiedene Tunnelsysteme gegeben zu haben, die noch heute existieren und in Gebrauch sind. Das erste war das Kabeltunnelnetz der Post. Zunächst gab es zwei kleine Bohrprojekte, die zum Schutz wichtiger Kabelgänge gegen Luftangriffe dienten. Das erste wurde 1939/40 angelegt. Es verlief 30 m unter der Erde parallel zu Holborn und weiter südlich und verband das Fernsprechamt Holborn mit St. Martin's le Grand und Faraday House. Kurz bevor er St. Pauls erreichte, teilte sich dieser Tunnel in zwei Arme, so daß er wie ein liegendes T aussah. Der südliche Arm des T endete unter dem Fernsprechamt Citadel, das in einem monströsen Betonklotz an der Nordostecke des Faraday-Gebäudes untergebracht war. Er hat 2,20 m dicke Wände, einen eigenen artesischen Brunnen und wurde 1940 in sechs Monaten mit einem Kostenaufwand von 250 000 £ erbaut. Der Tunnel hatte einen Durchmesser von 2,10 m, er war größtenteils mit Betonringen ausgekleidet, die zusätzlich noch mit Eisen verstärkt wurden. Der nördliche Arm des T endet ungefähr auf der Höhe von St. Pauls unmittelbar südlich der Postzentrale von St. Martin's le Grand.
Ein anderer Autor beschreibt, wie dieser Tunnel von vier Schächten her vorangetrieben wurde, die an den drei Endpunkten und zusätzlich in der Warwick Lane westlich von St. Paul's Cathedral angelegt worden waren. Es ist leicht einsichtig, warum ein geschützter Kabelgang mit dieser Linienführung gebraucht wurde. Faraday House am östlichen Endpunkt war damals das internationale Fernamt; Electra House, wo alle unsere Telegrafenleitungen aus Übersee endeten, lag nur ein paar Meter davon entfernt und Holborn am westlichen Ende war eines der größten Fernämter in London. Die Kontrolle über einen Krieg, der sich über die ganze Welt erstreckte, lief damals durch tausend Meter Draht.

Eine Bauzeichnung der Londoner Verkehrsbetriebe aus dem Jahre 1939 (B/129 31/001) zeigt den Bau eines neuen Kabelschachts an der Einmündung von Whitehall in den Trafalgar Square mit Kabelgängen aus den Zugtunneln in nördlicher und südlicher Richtung, die von hier aus die Whitehall entlang führen (Zeichnung B/129 52/010 von 1950).
Während des Krieges sind diese Tunnel offenbar ausgebaut worden. Das »ursprüngliche Konzept des Systems« war angeblich ein Kabelgang, der die wichtigsten Versorgungsämter verbinden sollte. Im Mai 1941 gab es davon 1,6 km, 1942 waren es schon 2,3 km, und bei Kriegsende war das Netz auf 4,8 km angewachsen. Nach dem Krieg blieb das System geheim, denn es enthielt noch immer die wichtigsten Nachrichtenadern für Verteidigungszwecke in der Hauptstadt, aber außer für Verteidigungs- diente es zunehmend auch für zivile Zwecke. Die Baukosten für 1 m Kabeltunnel waren mit 270 £ zwar hoch, aber die Post fand, daß sie auf lange Sicht niedriger lagen als bei dem üblichen Verfahren des Versenkens von Kabeln in flachen Röhren unter den Hauptstraßen. In den ungestörten Tunneln unter der Erde bricht die wasserdichte Außenhaut der Kabel selten, so daß die Wartungskosten erheblich reduziert werden, zudem ist es kein Problem, neue Kabel zu verlegen oder das existierende Netz umzustellen. 1967 wurde das System aus der Geheimliste gestrichen, doch auf der Karte, die ich 1969 von der Pressestelle des Londoner Fernmeldebereichs erhielt, war der Tunnel unter Whitehall nicht verzeichnet. Es ist kaum anzunehmen, daß er nicht mehr benutzt wird. Die Posttunnel in London sind jetzt 24 km lang; 1976 waren in Waterloo, Dartford und Shepherds Bush Verlängerungen im Bau.
Zu Beginn der 30er Jahre, lange bevor diese Tunnel gegraben oder vielleicht auch nur geplant waren, hatte die Post begonnen, die Londoner Anschlüsse von etwa der Hälfte ihrer Fernverbindungskabel durch tiefe U-Bahntunnel (Northern Line, Piccadilly Line und Central Line) zu führen. Dieses Netz, das nach Kriegsausbruch weitgehend militärischen Zwecken diente, stand in Verbindung mit den Kabeltunneln der Post und mit Kabeln, die durch die U-Bahntunnel der Post führten. Als besondere Vorsichtsmaßnahme wurde ein Ring von Hauptleitungen um London herumgeführt, um selbst für den Fall, daß das ganze Stadtzentrum in Schutt und Asche läge, ununterbrochene Verbindungen zu garantieren.

Ein zweites Tunnelsystem

Die Kabel in den tiefliegenden U-Bahn- und in den Kabeltunneln boten Nachrichtenverbindungen, die vor konventionellen und sogar vor Atombomben sicher waren; aber schließlich müssen diejenigen, die den Nachrichtenapparat bedienen, ja auch geschützt werden. Wir haben einige der

Verfahren kennengelernt, mit denen die Kriegsregierung in London sich in schon vorhandenen Höhlen einrichtete. Aber ein System solcher verstreuter Höhlen, das als Schutz vor täglich zwei oder drei Luftangriffen mit hochexplosiven Bomben (zwischen denen die Bevölkerung herauskommen und draußen herumlaufen konnte) sehr brauchbar ist, hätte überhaupt keinen Sinn, wenn der Feind atomare oder biologische Waffen einsetzte. Dann würde es nicht ausreichen, die Menschen nur während der Luftangriffe vor Explosionen zu schützen, sie müßten vielmehr auch die Verseuchung der Oberfläche für einen Zeitraum von mehreren Wochen überleben. Eine neue, zeitgemäße Betrachtungsweise der Probleme, die dadurch für den Schutz der Zentralregierung und des Oberkommandos entstanden, macht sich schon 1942 bemerkbar, als alliierte Nachrichtendienste die ersten Gerüchte über die V 2 hörten. In England und Amerika war die Atombombe schon mitten in der Entwicklung, und zwei Jahre zuvor war die Insel Gruinard mit Milzbranderregern besprüht worden. Man mußte als wahrscheinlich annehmen, daß die deutschen Raketen atomare oder biologische Waffen tragen würden, und es war klar, daß das Zentrum der Kriegsmaschinerie in einem viel kompakteren sich selbst versorgenden unterirdischen System untergebracht werden mußte, wenn man dieser Drohung begegnen wollte.

Irgendwann in den 30er Jahren wurde Federal, das zentrale Fernmeldeamt der Regierung, unterirdisch installiert. Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde unter Whitehall ein System mannshoher Tunnel mit davon abgehenden Büroräumen gebaut. Von einem Korrespondenten weiß ich eine Geschichte, die ihm ein Freund erzählte, der 1939 auf Stellensuche zum Arbeitsamt ging. Er wurde damit beschäftigt, Tische am Fußboden von Räumen zu befestigen, die von einem Tunnel abgingen, der unter dem Gebäude der Horse Guards lag. Der Tunnel war ziemlich lang und hatte viele Abzweigungen, von denen einige bewacht und nicht zugänglich waren. Gerüchtweise wurde erzählt, es gebe eine Abzweigung in Charing Cross, so daß die Regierung und die königliche Familie die U-Bahn nach Paddington und dann einen Zug nach Bristol erreichen könnten; so könne sie im Falle einer Invasion nach Kanada fliehen. Und wie es der Zufall will, hat der Mann, der die Zentralheizung in meinem jetzigen Haus installierte, früher für eine Reinigungsfirma gearbeitet, die den Vertrag für die Säuberung eben dieser Tunnel hatte: eine Belüftungsöffnung für die Abzweigung Buckingham-Palast/Whitehall befindet sich direkt vor der Herrentoilette im Institut für Zeitgenössiche Kunst an der Mall.

Einer der nächsten Schritte im Programm zum Schutz der Regierung scheint das Eingraben eines zentralen internationalen Fernsprechamts gewesen zu sein. Auf einer knappen Übersicht der größten Vorhaben der Post während des Krieges werden die Kosten für das Fernsprechamt Holborn (Tunnelbau) mit 15 000 £ angegeben. Bei dem Tunnel handelte es sich in diesem Fall um

die beiden 5-Meter-Bohrungen unter dem U-Bahnhof Chancery Lane, die Kosten dafür lagen aber wahrscheinlich weit höher. Während des ersten Nachkriegsbooms der Zivilverteidigungsausgaben, der eine Reaktion auf die unerwartete Entwicklung der Atombombe durch Rußland darstellte, wurde eifrig weiter gegraben. 1951 erschien im *Daily Worker* ein Bericht über mysteriöse Grabarbeiten in Holborn und Whitehall. Darin hieß es:

»Etwa 2000 Bauarbeiter sind damit beschäftigt, unter London ein Netz atomsicherer Tunnel zu bauen, die sich von Holborn eine Meile weit bis Westminster erstrecken. Diese geheimen Tunnel sind nicht für die Londoner Bevölkerung bestimmt, sondern für Minister, Spitzenbeamte und Verteidigungshäuptlinge.«

Weiter wurden zwei Schächte in der Furnival Street und einer vor dem Heeresministerium in Whitehall beschrieben. Heute, fast 30 Jahre später, können wir die Ergebnisse dieser Arbeit sehen – zumindest auf der Seite von Holborn. Bei den Arbeiten unter der Furnival Street ging es um den Bau von Luftschächten und um einen Lastenfahrstuhl für eine große Erweiterungsanlage des tiefgelegenen Schutzraums Holborn: hier sollte ein automatisches Fernsprechamt mit 500 Anschlüssen, das die Bezeichnung Kingsway trug, untergebracht werden. Die neuen Tunnel schlossen sich an die beiden 1942 gegrabenen Tunnelröhren an und hatten Kabelanschlüsse von dem in der Nähe verlaufenden Kabeltunnel aus dem Jahre 1939. Dort endete das erste Transatlantikkabel der NATO – TAT I.

Kingsway hat seinen eigenen artesischen Brunnen sowie Brennstoff- und Nahrungsmittelreserven, mit denen es vollkommen autark sechs Wochen lang funktionieren kann. Man betritt es durch eine unauffällige Tür am High Holborn: seine Ausdehnung – für einen Rundgang durch die ganze Anlage braucht man mindestens anderthalb Stunden – und die Sauberkeit, die Ordnung und die Ruhe, die hier herrschen, dokumentieren eindrucksvoll die Entschlossenheit der Regierung, sich zu schützen. Es ist ein eigenartiger Gedanke, daß diese glänzende, geschäftige Technikerwelt mehr als ein Vierteljahrhundert lang unter einer der belebtesten Straßen von London lag und kaum jemand eine Ahnung davon hatte. Wenn die Regierung das vor uns geheimhalten konnte, dann ist klar, daß sie fast alles geheimhalten kann.

Somit erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung noch über eine ganze Menge weiterer Tunnel verfügt, deren Existenz sie nicht offenbart. Wir können versuchen, die Größenordnung dieser zusätzlichen Tunnel zu schätzen, und zwar dadurch, daß wir die Beschreibung der Vorbereitungen zu Hilfe nehmen, die für die Evakuierung der Regierung nach Westen im Jahre 1940 getroffen wurden. Die Planungen bezogen sich auf zwei Kategorien von Personen: auf »das Kabinett, das Parlament und die wichtigsten Beamten, insgesamt etwa 16 000«, und auf eine andere, weniger wichtige Gruppe von etwa 44 000. Wenn schon diese erste Gruppe für eine

unterirdische Unterbringung ziemlich groß erscheint, so gibt uns die nach dem Kriege geäußerte Klage zu denken, daß 1944 »Bunkerraum für [nur] 8500 Menschen zur Verfügung stand«.
Das vollständige System wurde zum ersten Mal 1959 im *Daily Express* erwähnt. In einem Bericht über einen *neuen* Regierungsbunker, der auf dem Lande gebaut wurde (siehe unten), hieß es:

»Er tritt an die Stelle von 16 km befestigten Tunneln, die nach dem letzten Kriege mit enormem Kostenaufwand unter London angelegt wurden. Diese Tunnel, die unter Whitehall, Leicester Square, Holborn und Victoria liegen, sind nicht tief genug, um den Beinahe-Treffer einer Wasserstoffbombe auszuhalten.«

Die »16 km« können journalistischem Übereifer entsprungen sein oder aber tatsächlich die 1951 durchgeführten Erweiterungen beschreiben.
Man kann die Linienführung dieser zusätzlichen Tunnel erraten, indem man einen Plan der Standorte von Regierungsgebäuden und anderen öffentlichen Einrichtungen anfertigt, die an Fernmeldeämter in der Nähe der tiefgelegenen Röhrentunnel angeschlossen sind. Auf Anhieb fällt eine auffällige Konzentration entlang der beiden bekannten Tunnel auf. Die Vermutung scheint nicht unbegründet zu sein, daß die öffentlichen Gebäude, die sich an Stellen konzentrieren, unter denen kein bekannter tiefgelegener Tunnel verläuft, an Erweiterungen des Tunnelsystems angeschlossen sind, die entweder Ende der 40er oder Anfang der 50er Jahre gebaut wurden. Zwei solche Linienführungen bieten sich an. Die eine geht von St. Pauls südwestlich im Bogen nach Waterloo. Wenn es hier einen Tunnel gibt, ist er wahrscheinlich sehr alt, denn er verläuft in Bankside unter dem Zentum, von dem aus die Nationalen Elektrizitätswerke das Stromnetz des Landes kontrollieren, unter einer Außenstelle des Verteidigungsministeriums, unter dem Transportministerium, verschiedenen Gebäuden von Her Majesty's Stationery Office – darunter der Parlamentsdruckerei – und dem neuen Fernamt Rampart. Ohne weiteres vorstellbar ist ein kurzes Verbindungsstück, das von Waterloo aus irgendwo in den Tunnel unter Whitehall mündet.
Die andere auffällige Konzentration von Gebäuden verläuft entlang der Victoria Street oder etwas nördlich davon. Hier liegen Vertretungen mehrerer Dienststellen, besonders das Amt für Nachrichtenwesen und elektronische Sicherheit des Außenministeriums, die Zentrale der Londoner Verkehrsbetriebe, Scotland Yard, das Handelsministerium und das Rathaus von Westminster. Dieser Tunnel würde in Victoria auf den ›Vorläufer‹ der Victoria Line stoßen (falls es so etwas je gegeben hat).
Der bekannte und der vermutete Tunnel wäre dann etwas länger als 8 km, und ich könnte mir vorstellen, daß er, wie schon angedeutet, doppelt verläuft und daß der ›Vorläufer‹ der Victoria Line nur ein Kabelrohr ist oder war.

Aber es ist auch denkbar, daß es tatsächlich ein richtiger Tunnel war, die Gesamtlänge käme dann eher auf 16 km.
Besonders geheimnisvoll in den Tunneln der Londoner Verkehrsbetriebe ist ein System von Türen, die vor Überflutung und wahrscheinlich auch vor Druckwellen schützen sollen; diese Türen sind in den Fahrtunneln verborgen und lassen sich auf Befehl hydraulisch von einem Schutzraum aus schließen, der 33 m unter der Erde bei dem nicht fertiggestellten Bahnhof Bull and Bush zwischen Hampstead und Golders Green liegt. Diesen Kontrollraum betritt man durch ein kleines Gebäude, das den Eindruck einer elektrischen Transformatorenstation erwecken soll; ein Eindruck, der allerdings durch die auffällige Belüftungsöffnung auf dem Dach etwas beeinträchtigt wird. Es gibt 20 solcher automatischer Tore, die unter der Bezeichnung »Special Tunnel Works« laufen; sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich bei der Durchfahrt eines Zuges rasch öffnen und schließen. Sie gehören vermutlich zu einem System, das den Verkehr von Zügen auch bei generell geschlossenen Toren ermöglicht – für Züge, die dann vielleicht nur für den Transport von Beamten und von Regierungsmitgliedern bestimmt wären. Es gibt 22 weitere Tore, die an Ort und Stelle zu bedienen sind und die während des Notstands ständig geschlossen bleiben. Wenn sie zu sind, leuchtet in Bull and Bush ein Signal auf. Diese Tore umgrenzen etwa den Teil von London, der wahrscheinlich überflutet sein würde, wenn die Themse überlaufen sollte. Einiges bleibt dabei merkwürdig: Charing Cross hat Fluttore auf allen Linien, man hofft also offenbar, daß die Bahnsteige trocken gehalten werden können, obwohl man doch erwarten sollte, daß dieser Bahnhof zuallererst überflutet wäre, weil er so nahe an der Flußmauer liegt. Und es gibt eine merkwürdige Reihe von Toren 300 m östlich von Liverpool Street auf der Central Line: zwei Tore im Abstand von 6 m einander gegenüber, die anscheinend einen Durchgang zwischen den Fahrtunneln schützen, von denen zwei weitere Gänge abgehen: einer führt zu den unterirdischen Rangiergleisen östlich von Liverpool Street, während sich der andere – jedenfalls auf den Zeichnungen – in punktierte Linien auflöst (Bauzeichnung der Londoner Verkehrsbetriebe DS 51820 vom 20. 4. 72).
300 m östlich der unterirdischen Bahnsteige von Liverpool Street befindet man sich etwa unter der Einmündung der Bethnal Green Road in die Shoreditch High Street. Über der Erde ist hier nichts Auffälliges zu sehen: auf der Ostseite der Straße liegt ein großes Fernsprechamt mit einem ausgedehnten Keller und einem Auspuffrohr für ein Notstrom-Dieselaggregat, das an der Rückseite des Gebäudes nach oben verläuft. Gegenüber steht eine Reihe verlassener Häuser, von denen eines im Erdgeschoß eine Front aus Glasziegeln hat sowie unbeschilderte Mahagonitüren, die denen in Down Street sehr ähnlich sehen. Aber das kann ein Zufall sein. Dieser unterirdische

Quergang jedoch, der mit solchem Kostenaufwand gegen Überflutung geschützt wurde, ist vielleicht eine der wenigen Verbindungen zwischen den tiefgelegenen U-Bahntunneln und dem Geheimsystem.

Festungsarchitektur

Unter dem Eindruck der IRA-Anschläge, der Unruhen am Grosvenor Square im Jahre 1968 und der insgesamt zunehmenden Konfrontationen zwischen den Kräften des Staates und denen der Bürgerschaft beginnt die zeitgenössische Architektur für öffentliche Gebäude einige festungsähnliche Züge anzunehmen. Das deutlichste Merkmal dieser Bauweise, das man beispielsweise beim Mondial House, dem neuen Ortsfernsprechamt in der City, der Kaserne der Guards in Knightsbridge und der amerikanischen Botschaft sehen kann, ist ein Graben, der den Zugang durch die Fenster erschweren und aus Autos geworfene Sprengkörper auf Abstand halten soll; gleichzeitig baut man die unteren Stockwerke (oder auch, wie bei der amerikanischen Botschaft, alle Stockwerke) in Nischen zurückgesetzt. In einem neueren Artikel über Festungsarchitektur wird dafür plädiert, stahltragende Teile in Beton zu hüllen, so daß es zweier Sprengstoffattacken bedarf: eine zum Zerstören des Betonmantels und die zweite zum Zerschneiden des Stahls. Einige Radiomasten ruhen auf einem einzigen Punkt. Dieser sollte verdeckt sein, um das Anbringen einer gezielten Ladung zu verhindern. Hohlräume, in denen langsam brennende Sprengladungen plaziert werden können, sollten bei neuen bzw. natürlich auch bei alten Gebäuden in den unteren Stockwerken vermieden werden. Bei einigen militärischen Gebäuden sind in die Außenwände und in die unteren Geschosse Schießscharten eingebaut: bei der Kaserne der Guards ist die hohe Umfassungsmauer von durchgehenden senkrechten Spalten durchbrochen, die auf den ersten Blick wie nette architektonische Verzierungen aussehen. Bei näherem Hinsehen gewinnt man jedoch den Eindruck, daß sie den Leuten im Innern wohl ermöglichen sollen, die äußeren Zugangswege mit Handfeuerwaffen zu bestreichen. Auf der Seite nach Kensinton Gore hin sind die Spalten so angeordnet, daß man durch sie die Mauer der Länge nach und die Straße in beiden Richtungen beschießen kann; zum Park zu gehen sie geradeaus. Die Kaserne in Kensington Gore soll über einem großen Armeehauptquartier unter dem Hyde Park und den Museen stehen. Der hohe Wohnblock für verheiratete Soldaten, der in diesem Komplex liegt, kann auch als gut geschützte, hochgelegene Basis für Kurzwellen-, UKW- und, wenn nötig, Mikrowellen-Antennen dienen.
Ein viel auffälligeres Beispiel für Schutzarchitektur bot das Leconfield House, das frühere Büro von MI5 (dem britischen Geheimdienst) in der

Curzon Street. Man hört, daß der Dienst hier seine Verdächtigenkartei sowie all seine umfangreichen Dossiers aufbewahrte. Wer sich für Spionage interessiert, würde dieses Material sicher gern vernichten oder in seinen Besitz bringen: um einen solchen Versuch zu verhindern, der vielleicht als Überschwappen einer politischen Demonstration von der nahegelegenen amerikanischen Botschaft getarnt werden würde, hatten die umsichtigen Beamten doppelte Stahljalousien, hübsch gemaserte Stahltüren, die wie Holz aussehen sollten, und in der Höhe des ersten Stocks Schießöffnungen installiert, von denen aus die Zugangswege von der Curzon Street in beiden Richtungen bestrichen werden konnten. Im Januar 1978 wurde das Gebäude geräumt, und die Karteien wurden nach Curzon Street House verlagert.

Es ist nicht überraschend, daß anderswo noch andere Vorkehrungen getroffen wurden. Die Londoner Tunnel sind zwar noch immer als Schutzräume gegen radioaktiven Niederschlag und gegen Angriffe mit chemischen oder biologischen Waffen von Nutzen, vor allem aber sind sie eine passende befestigte Zufluchtstätte für die Regierung im Falle größerer innerer Unruhen. Anzunehmen ist, daß in den 50er Jahren die Friedensregierung neue Quartiere erhielt: in den Gebäuden, die über dem Tunnel standen, wurden all die Leute untergebracht, die für den »Zug ins Dunkle« nötig waren, so daß sie in einem Augenblick nationaler oder internationaler Krise ohne weiteres abwärts in Sicherheit gleiten konnten.

Die Flucht aus London

Einem hartnäckigen Gerücht zufolge gibt es einen Tunnel, der vom Buckingham-Palast in einen Vorort von London führt, so daß die Königin mit ihren Begleitern bei einem drohenden Kernwaffenangriff oder einer Revolution fliehen kann, ohne durch das Chaos über der Erde behindert zu werden. Gewisse Versionen der Geschichte besagen, daß das westliche Ende dieses Tunnels am Londoner Flughafen liegt, so daß sie, wenn nötig, direkt nach Kanada fliegen kann. Wenn man das Sicherheitsproblem der Regierung logisch betrachtet, sprechen gute Gründe für die Existenz eines solchen tiefgelegenen Tunnels, der in einen Vorort führt. Denn es wäre ja nicht sehr sinnvoll, Schutzräume für die 16 000 Leute zu graben, die dann den »Regierungssitz« unter dem Stadtzentrum bildeten, wenn nach einem Angriff die Ausgänge meilenweit durch Schutt und verseuchtes Gelände blockiert wären. Die vorhandenen tiefen U-Bahntunnel würden wahrscheinlich nicht ausreichen, da ihre vielen Eingänge von den Bahnhöfen her vor Explosionswellen und radioaktivem Niederschlag nicht sicher wären, und sie könnten leicht von Flüchtlingen und Schutzsuchenden verstopft werden.

Logischerweise also müßte auch jeder tiefgelegene Fluchtweg für die Regierung geheimgehalten werden, wenn er am Tage X von irgendwelchem Nutzen sein sollte. Da eine tiefgelegene U-Bahnverbindung zum Flughafen seit langem als eines der dringend notwendigen Londoner Verkehrsprojekte gefordert wird, wäre es interessant zu wissen, ob besagtem Gerücht mehr als kollektive Paranoia zugrundeliegt.
Einen unübersehbaren Fluchtweg aus dem Zentrum von London stellt der Broad Walk in Kensington Gardens dar. Dieser breite Asphaltstreifen ist 900 m lang, und zu beiden Seiten stehen auf einer Breite von etwa 22 m keine hohen Bäume. Auffälligerweise wurden die Ulmen, die früher diesen Weg säumten, im Jahre 1954 – einem der Jahre mit außergewöhnlichen Zivilverteidigungsanstrengungen – alle gefällt; angeblich weil sie von der Ulmenkrankheit befallen waren, obwohl eine örtliche Protestgruppe erklärte, nur 4% der Bäume seien erkrankt. Es scheint, daß der Broad Walk damals auf seine gegenwärtigen großzügigen Abmessungen erweitert wurde. Anstelle der Ulmen pflanzte man Schößlinge, die inzwischen zu ganz ansehnlichen kleinen Bäumen von etwa 22 cm Durchmesser herangewachsen sind. Aber im Notfall brauchte es nur wenige Stunden, sie zu fällen und wegzuräumen, und wenn sie von einer Detonation umgerissen würden, wären sie kein Hindernis. Die riesigen alten Bäume, an deren Stelle sie stehen, hätten die Bahn tagelang blockiert, wenn sie durch eine Druckwelle gefällt worden wären. Dies scheint die einzige Stelle im Zentrum der Hauptstadt zu sein, von wo aus Flugzeuge mit starren Flügeln operieren könnten. Die Bahn ist beispielsweise groß genug für den Start einer zweimotorigen Transportmaschine vom Typ Hawker-Siddeley 748, die 52 Menschen 800 km weit wegbringen kann.

Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

Die neuen Titel

Hugo Dittberner
Ruhe hinter Gardinen
Gedichte 1971–1980
Band 140 / DM 10,–

Lao She
Das Teehaus
Schauspiel
Band 139 / DM 12,–

Kurt Bartsch
Wadzeck
Roman
Band 141 / DM 10,–

Günter Seuren
Abschied von einem Mörder
Erzählung
Band 142 / DM 12,–

Jürgen Theobaldy
Schwere Erde, Rauch
Gedichte
Band 143 / DM 8,–

Uli Becker
Der letzte Schrei
Gedichte
Band 144 / DM 10,–

George Grosz
Ecce Homo
Band 145 / DM 25,–
(Oktober 80)

Adolf Frisé
Plädoyer für Robert Musil
Hinweise und Essays 1931–1980
Band 147 / DM 18,–
(November 80)

Karl Siebig
Ich geh mit dem Jahrhundert mit. Ernst Busch
Eine Dokumentation
Band 149 / DM 16,–
(November 80)

T. J. Clark
Der absolute Bourgeois
Künstler und Politik in Frankreich 1848–1851
Band 150 / DM 26,–
(Dezember 80)

Jean-Paul Sartre
Die Transzendenz des Ego
Philosophische Essays 1931–1939
Band 151 / DM 18,–
(Dezember 80)

Literaturmagazin 13
Wie halten wir es mit dem Neuen?
Band 146 / DM 15,–
(Oktober 80)

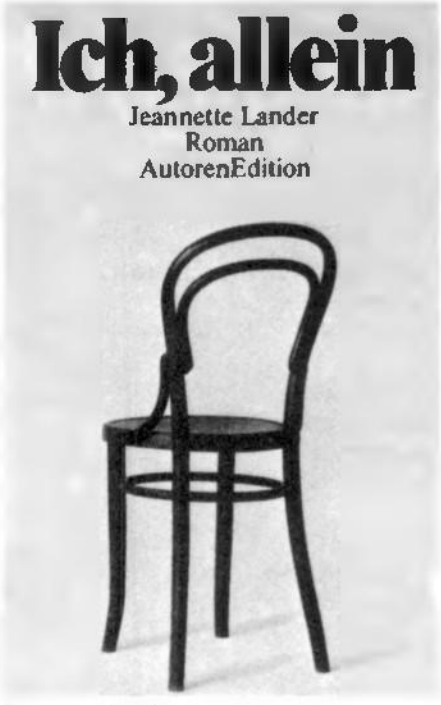
AutorenEdition Herbst '80

Ein neuer Tatsachenroman von Bernt Engelmann

Engelmanns neuer Roman führt in einer turbulenten Handlung an die verschiedensten Schauplätze und gibt Einblick in unterschiedliche Gesellschaftsschichten.
Die Heldin ist eine Frau aus dem Volk, die alle Knoten entwirrt und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Das finden sogar die „Großen" aus Politik und Wirtschaft, jedenfalls anfangs.

Bernt Engelmann
Die Laufmasche
Tatsachenroman
256 Seiten, geb. DM 29,80
ISBN 3-7610-0566-0

Michael Schneider
Das Spiegelkabinett
Novelle. 152 Seiten, Paperback DM 18,–
ISBN 3-7610-0569-5



Jeannette Lander
Ich, allein
Roman. Ca. 280 Seiten, geb. DM 24,80
ISBN 3-7610-0571-7

Verlag AutorenEdition · München und Königstein

Pierre Gentelle/Jean-Pierre Neyvoz
Das unterirdische China. Massen und Masken

Der arglose Tourist

Im Jahr 1975 trugen die betonierten Tunnels unter den Straßen der chinesischen Städte denselben Namen wie die Straßen an der Oberfläche. Unter den Geschäften lagen Geschäfte und unter den Krankenhäusern Operationssäle. Speisesäle, Abwasserkanäle, Getreidesilos, Luftreinigungsanlagen; Tonnen von Zement und Eisen, Maschinen – das Ganze »zur Vorsorge«.

Zur Vorsorge wofür? Diese Tonnen Beton unter der Erde setzen in Erstaunen. Weiß man davon? Das Peking innerhalb der alten Stadtmauern, das Schanghai der Konzessionen, das Kanton der Ersten Republik und noch etwa zehn weitere, zweitrangige Zentren sind weitgehend auf dem Stand der Architektur von vor 1949 stehengeblieben. Sie haben nicht das nüchterne, doch wohnliche Gesicht der Satellitenstädte und der neuen Wohnviertel an der Peripherie, trotz unausgesetzter Hygiene-Kampagnen. Die Beleuchtung ist spärlich, seit ewigen Zeiten ist der Verputz nicht erneuert worden, die Gassen sind häufig nicht asphaltiert, ganze Viertel haben keine Kanalisation, öffentliche Wasserstellen und Toiletten sind noch immer unerläßlich. Ja, die Zentren der chinesischen Städte sind armselig. Den Handwerkerläden, den Buden, den Einzelhandelsgeschäften fehlt es an Raum; die Werkstätten für den Nebenerwerb der Hausfrauen des Viertels sind überfüllt, und man arbeitet hier unter mißlichen Bedingungen. Die Familien drängen sich auf dem knappen Wohnraum zusammen: weniger als drei Quadratmeter pro Person.

Das Zentrum der alten Städte trägt die Stigmata eines kaum überwundenen Elends. Man sagt uns, daß der soziale Wandel hier schneller erfolgte als die Verbesserungen des Wohnraums. Das kann man allerdings nur hoffen, wenn man das so sieht! Doch was ist der Grund für das alles? Daß so ingrimmig Negative von Städten unter den Städten geschaffen werden, muß doch irgendeine positive Wirkung haben. Die vergrabene Reproduktion des Identischen – aber ist es das Identische oder eine vom Unnützen gereinigte Doublette? – bedeutet, im Nichtgesagten, mehr als das Zugängliche. Jenseits der trivialen rationalisierenden Erklärungen ist man auf Vermutungen angewiesen, muß zu den Urgründen hinabsteigen, um die flüchtigen Evidenzen besser ausloten zu können.

Und es wird Licht: Die Stadt unter der Stadt reicht an die Wurzeln der uralten Zufluchtsfunktion.

Der westliche Chinafeind

Hier stoßen wir auf eine alte Zwangsvorstellung der chinesischen Zivilisation. »Eine chinesische Stadt zeichnet sich durch ihre riesigen Tore aus. Das Wichtigste ist, geschützt zu sein . . . Das chinesische Kaiserreich zeichnet sich vor allen anderen durch die chinesische Mauer aus. Das Wichtigste ist, geschützt zu sein. Die chinesischen Bauwerke zeichnen sich durch ihr Dach aus. Das Wichtigste ist, geschützt zu sein. Allenthalben gibt es große Gitter, Schutzwände und natürlich dreifache Labyrinthe. Das Wichtigste ist, geschützt zu sein.« Nur ein Barbar in Asien kann sich über so viele Schutzmaßnahmen wundern.
Auch heute muß man gebührend geschützt sein. Die Führung des Landes hatte es sich im Jahre 1975 und schon zehn Jahre vorher und noch kurz danach in den Kopf gesetzt, daß der Atomkrieg *unvermeidlich* ist. Und daß die ersten Bomben eher sowjetische denn amerikanische sein würden (was heißt: man muß sich auf den imperialistischen Krieg und insbesondere auf die Aggression des Sozialimperialismus vorbereiten). Wie kann man verhindern, daß Bomben in China eindringen? Indem man China ins Loch steckt. Auf diese Weise wird das Volk gebührend geschützt sein. Und wenn dann die Bombe auf der Erde explodiert ist und die Menschen unter der Erde sind, wird man die Bevölkerung durch kilometerlange Gänge aufs Land ausspukken, man wird sie in die Breite ziehen, um ihr Überleben zu garantieren und den Kindern der Revolution Väter zu erhalten.
Ist diese Haltung wirtschaftlich rentabel? In gewissem Sinne ganz bestimmt: die Unterbeschäftigten, die an der Oberfläche nur stören, werden in der Tiefe beschäftigt, man sorgt für Vollbeschäftigung, indem man Leere schafft. Aus der Erde der Löcher formt man Ziegelsteine, um die Mauern an der Oberfläche zu erneuern; mit dem Beton und dem Stahl an der Oberfläche baut man die Panzerräume in der Tiefe. Eine unvorhergesehene gesellschaftliche Konsequenz, vielleicht aber auch ein Vorbild: das China von 1975 hatte das Mittel gefunden, jedem Stadtbewohner eine Zweitwohnung zu geben und gleichzeitig die Verstopfung der Straßen zu verhindern.
Das Beispiel der Dashalan-Straße in Peking ist überzeugend: diese sehr enge, ausschließlich von Geschäften, Buden, Theatern und Kinos gesäumte Straße empfing auf ihren 270 Metern Länge täglich den Besuch von 80 000 Kunden, an den glücklicherweise seltenen Festtagen bis zu 200 000. Ab 1969 wurde mit Hilfe der unbezahlten Arbeit der Werktätigen nach ihrer bezahlten Arbeitszeit das unterirdische Netz gegraben, ausgestattet, mit Telefonen,

Radios, Toiletten, Abwasserkanälen, Generatoren versehen, lauter Dinge, die im oberen Stockwerk fehlen. Doch im Fall eines Alarms ist die Straße innerhalb von sechs Minuten von jeglicher Menschenmenge geräumt. Das kann für diejenigen von Vorteil sein, die es übernehmen, den Alarm auszulösen, dessen Ursachen nicht unbedingt atomar sein müssen.
In einem anderen Sinn ist diese ganze Arbeit vielleicht nicht rentabel. All dieses Eisen und dieser Beton, diese Tausende von Kläranlagen, abgeschotteten Türen, die kilometerlangen elektrischen Drähte, die Millionen freiwilliger Arbeitsstunden, die es ermöglicht hätten, nahezu sämtliche alten Stadtviertel zu sanieren, bedeuten für die Bewohner der Städte einen ziemlich hohen gesellschaftlichen Verdienstausfall. Wie groß muß die Überzeugungskraft der Führer gewesen sein, um beschließen zu können, daß Sicherheit vor Wohlstand geht! Man läßt sich überzeugen: die maoistische Strategie der urbanen Entflechtung, der Verlagerung der Industrien aufs Land, der Verhinderung der Landflucht, eine Strategie, die dem Graben von Tunneln lange vorausgeht, war lediglich der Ansatz einer globaleren Politik, die der Meinung ist, daß die Summen, die in die chinesische Atombombe gesteckt werden, und die Anstrengungen, die der Herstellung von defensiven Sprengsätzen gelten, in keinem Fall ausreichen, die Abschreckungskraft Chinas glaubhaft zu machen. Man kann sogar behaupten, der Bunkerbau besage, daß man schon 1965 nicht mehr wirklich an jenes Wort von Lin Piao glaubte: »Der beste Waffentypus ist nicht das Flugzeug, nicht die Artillerie, nicht der Panzer, nicht die Atombombe, sondern die unbesiegbaren Gedanken von Mao Tsetung«, ein Ausspruch, der immerhin von einem Leitartikel der *Pekinger Volkszeitung* am 8. Oktober 1965 bestätigt wurde: »Schwierigkeiten und den Tod nicht zu fürchten, ist eine mächtige geistige Atombombe. Sobald ein Kämpfer diese Atombombe beherrscht, wird er in der Aktion unbesiegbar sein.«
Da diese Unbesiegbarkeit dennoch unterirdischer Bunker bedarf, muß man sich eine noch ernstere Frage stellen: wenn der Krieg mit den Imperialisten auf jeden Fall ausbrechen muß, ist es dann sinnvoll, an der Oberfläche etwas aufzubauen, das zwangsläufig zerstört werden wird? Und plötzlich klärt sich eine bislang dunkel gebliebene Frage der Innenpolitik: die Arbeit unter Tage, die das langsame Wiederauftauchen eines künftigen Premierministers ans Licht der Macht ermöglichte, könnte das Ergebnis des geheimen Kampfes sein, bei dem sich im Zentralkomitee zur Linken die Verfechter des komfortablen Kellers und zur Rechten die Ökonomen, die Verteidiger des bebauten Obergeschosses gegenüberstanden. Eine Zeitlang gelang es den Verschwendern, den Ökonomen des oberen Stocks den Keller schmackhaft zu machen. Doch – ein unerwarteter Knalleffekt in der besten Tradition der chinesischen Oper – die verfrühte Öffnung des Grabens erlaubte es den Ökonomen, durch das Loch zu entkommen und die glühendsten Verteidiger

des Toten, darunter seine Witwe, durch die Falltüre zu stoßen; ein Mausoleum besiegelte das Ganze.
Von nun an wurde es wieder möglich, ausländische Technologien zu importieren, um eine *bislang* mit Ideologie gemästete Bevölkerung mit irdischer Nahrung zu versorgen. Oh, wieviel notwendige Entsagungen, wieviel taktische Rückzüge der schönsten Revolutionen! Wetten wir, daß es demnächst zu einigen ungewöhnlichen diplomatischen Annäherungen kommen wird, die es China gestatten, seine Oberfläche zu bewahren, ohne sein Gesicht zu verlieren. Aber was soll man mit all diesen Souterrains anfangen?

Ein Chinese protestiert

Sie sind gebaut worden, sehr gut gebaut worden, zuweilen in sehr merkwürdiger Weise. Wenn sie nicht mehr dem Schutz dienen sollen, können sie zu etwas anderem dienen, und wem? Liefert uns eine Wandzeitung, die eine Gruppe von Rotgardisten in der Provinz Kanton geschrieben hat, vielleicht die fehlenden Schlüssel? Zitieren wir:
»In den sechziger Jahren unseres zwanzigsten Jahrhunderts kann man in der Ortschaft Tanmulin des Distrikts Zikong in Sichuan eine Konstruktion finden, die ebenso verbrecherisch ist wie ›neue Ming-Gräber‹, mit Namen ›Luftschutzbunker der Zentralen Leitung‹. Obwohl man dieses Projekt der Größe nach nicht mit dem der dreizehn Ming-Gräber vergleichen kann, ist es doch sehr viel luxuriöser und extravaganter und wurde in sehr viel kürzerer Zeit erbaut. Diese Luftschutzbunker sind so konstruiert, daß sie einem Angriff von 500 kg-Bomben *(sic)* standhalten können. Sie bestehen aus dicken Schutzschichten über der Decke, einem Netz von unterirdischen, für Sänften zugänglichen Zickzackwegen sowie einem unterirdischen Palast von 400 Quadratmetern *(sic)*. Diese Gänge und dieser Palast sind mit modernen Einrichtungen versehen: Wasserpumpe, Entlüftung, Schallisolierung, Luftentgiftungssystem, Beleuchtung und Heizung. Die Gewölbe sind mit verziertem Furnierholz verkleidet, in das man Hunderte von elektrischen Birnen eingelassen hat, welche die Position von Sonne, Mond und Sternen nachahmen. Die Schallisolierung besteht aus Glasfaser. Um der Feuchtigkeit vorzubeugen, die das Leben der Zentralen Leitung beeinträchtigen könnte, hat der Chefingenieur überall Erkundigungen eingezogen und sich schließlich für Plastikfolien an den Wänden entschieden. Vorgesehen sind auch Rundfunksender und -empfänger, Stromerzeugungsanlagen, 300 Fernsprechanschlüsse sowie zusätzliche Annehmlichkeiten wie kleine Zimmer für die Familien der Zentralen Leitung. Der Bau dieser ›neuen Ming-Gräber‹ wurde im Mai 1965 begonnen und innerhalb eines Jahres im wesentlichen

abgeschlossen. Für die Bauarbeiten wurden Gefangene aus Umerziehungslagern herangezogen, darunter die berüchtigten ›schwarzen Gangster‹, die man für vertrauenswürdig hielt; zum Dank schenkte man ihnen große Mengen Zigaretten, Wein, Fleisch und Mondküchlein. Während des Baus dieses unterirdischen Palastes wurden die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt; niemandem war es gestattet, die Ausgaben zu überprüfen; das Finanzbüro erhielt keine Erklärungen, und keiner durfte Fragen stellen. Man beschäftigte Gefangene, da man sicher sein konnte, daß sie das Geheimnis hüten würden« (aus: *Die Rote Fahne*, 25. 2. 1968).

Jede Gesellschaft bringt irgendwann einen überspannten Menschen hervor, der seine Meinungen unter freiem Himmel auf die Mauern schreibt oder, wenn ihm Gelegenheit dazu gegeben wird, in die Kerkerwände ritzt. Diese Wandzeitung, angeschlagen und abgeschrieben, während sie schon abgerissen wird, ist die flüchtige und unvorsichtige Reaktion eines Menschen auf das Ereignis, was in einem durch und durch gesitteten und befriedeten Land an sich schon ein Ereignis ist. Die Zwangsvorstellungen dieses verbitterten Rotgardisten sind von ideologischer Reinheit: er meint, wie zuweilen Mao selbst, daß die Praxis stinkt. Was ihm mißfällt: die Kader der Zentrale, die offenkundige Überflüssigkeit der unterirdischen Einrichtungen, die er, an der Oberfläche, dringend brauchen könnte, der Luxus, der in der Neuschaffung des Himmels zum Ausdruck kommt, die Rettung der Familien der Chefs, die Beschäftigung von notorischen Konterrevolutionären als vertrauenswürdigen Arbeitern sowie die schonende Behandlung, die ihnen zuteil wurde, die Anwesenheit von grimmigen Polizisten, die dem Volk den Zugang zur Baustelle untersagten, der Schleier des Geheimnisses, der über die Kosten gebreitet wurde. Wir lassen ihm die Verantwortung für seine Denunziationen und die für diese Seite des Regimes wenig schmeichelhaften Beurteilungen, die sie begleiten. Ganz offensichtlich handelt es sich um einen sehr jugendlichen Anarchisten, dessen Wahrnehmung der Realität durch die Kulturrevolution getrübt wurde. Die Atombunker mit den »Ming-Gräbern« zu vergleichen, ist ein schwerer Fehler: welche Beziehung besteht denn zwischen jenen Gräbern, in denen sich die einstigen Kaiser unter großen Menschenopfern bestatten ließen, und den Opfern, die das Volk freiwillig leistet, um ihren auserwählten Führern antiimperialistische Bunker zu bauen?

Ein kaum geringeres Sakrileg ist die Verwendung des Wortes »verbrecherisch« und des Ausdrucks »Zentrale Leitung« in ein und demselben Satz. Doch lassen wir die Bezeichnungen beiseite und wenden uns lieber den Gesellschaftsklassen zu, die im Licht (kursiv) oder im Dunkel (in eckigen Klammern) stehen: *Zentrale Leitung* [Elektriker, Planierer, Arbeiter], *Chefingenieure* [andere Ingenieure], *Gefangene, Wärter* [Massen]. Die Faszination des jungen Autors für diese Gesellschaftsklassen, die nirgendwo

in den berühmten »Untersuchungen auf dem Lande« auftauchen, zeigen, daß er weder Mao Tsetung noch den Text von Hua Guofeng mit der Überschrift »Untersuchen wir die verschiedenen sozialen Schichten auf dem Land noch gründlicher« gelesen hat, in dem diese Kategorien ebenfalls nicht vorkommen. Dagegen nehmen die Termini »Arbeiter«, »Massen«, die auf seiner Wandzeitung nicht in Erscheinung treten, in den Werken, die er nicht gelesen hat, einen breiten Raum ein. Somit ist es kaum vorstellbar, daß der Text der Wandzeitung die gesellschaftliche Wirklichkeit des Bunkerbaus beschreibt, und es ist das Beste, nicht weiter darüber nachzudenken.

Der gewitzte Psychologe

Bleiben wir auf der Schwelle stehen, dem Berührungspunkt zwischen Drachen und Kollektivität, Wirklichkeit und Traum, Innen und Außen, Oben und Unten, Himmel und Erde. Sie hat noch immer die Form des Tores und verbirgt sich im traditionellen Haus. Nur der riesige Transformator offenbart sie dem beruhigten Passanten. In der Vorstadt ist das Tor eine Scheune, ein Brunnen, eine Grotte. Wer vermöchte die vergesellschaftete Natur von einer naturalisierten Gesellschaft zu trennen? An der Oberfläche unansehnlich, wird sie zum Monument, zur Großen Mauer, sobald man die ersten Stufen hinabgestiegen ist; Stahlplatten wachsen aus dem Boden, ragen aus den Wänden, fallen von der Decke; Pfeilschanzen, Wachposten, leere Räume filtern und schützen.
Das Verkehrsnetz ist ein Labyrinth, chinesisches Ornament, architektonischer Raum und Abbild der Gesellschaft. Aus strategischen und ballistischen Gründen verneint es jegliche Perspektive. Man weiß, das Labyrinth beschwört das Feuer. Es bestimmt das Spiel von Licht, Luft und Wasser. Es fügt der Reproduktion des Zyklus von Tag und Nacht, der Imitation von Sonne, Mond und Sternen eine menschliche Dimension hinzu. Die Luft, nicht geschaffen, sondern von giftigen Gasen gereinigt, wird von Türmen angesaugt; das Wasser, Voraussetzung eines autonomen Lebens, sickert allenthalben, gerinnt zu Lachen, sammelt sich in Becken. Vor allem geschützt, kann der Mensch so überleben.
Der chinesische Kriegsfilm zeigt diese Funktion des Unterirdischen sehr deutlich. In der ersten Hälfte gräbt man mit Verbissenheit Unterstände, Gräben, Fallen, Gänge; im zweiten schießt man mit schmetternden Trompeten und wehenden Fahnen überall hinter dem fliehenden Feind hervor. Der Phönix, der neugeboren seiner Asche entsteigt, ist nur das Urbild des chinesischen Volks, das lebend den Atomtrümmern entsteigt. Die Erde, seligmachende Mutter, ist der neuen chinesischen Gesellschaft teuer: es war die Scholle, die das Land dem Zugriff der Fremden entriß; die Rote Armee

war eine Armee von landlosen Bauern, die Eroberung des Bodens war ihre Hoffnung, der ländliche Raum der Zufluchtsort, wo sie ihre Kräfte wiederherstellte. Die Stadt dagegen ist der Verwesungspfuhl der Revolution. Alles dort ist Oberfläche und Hochmut, Schaustellung und Abstufung. Das macht die Anti-Stadt notwendig; in symmetrischer Weise ist dort alles Tiefe und Bescheidenheit, Zurückhaltung und Einebnung.

Sich eingraben, um zu überleben

Gehen wir noch weiter: die Anti-Stadt ist nur eine der Masken, welche die chinesische Gesellschaft sich aufsetzt. Der Wille zu schützen verhüllt auf bequeme Weise die Funktion des Verbergens. Der Feind steht vor den Toren, in Bereitschaft; er steht vor ihnen und hinter ihnen; er versteckt sich in den Massen. Dies ist der Grund, warum seit siebzehn Jahren keine Statistiken mehr veröffentlicht werden, warum nirgendwo mehr Stadtpläne zu finden sind, warum die Bevölkerung nicht mit den Fremden reden soll, warum die Informationen in Stufen eingeteilt werden, deren letzte, unvollständigste die einzige ist, die weit verbreitet wird.
Doch hat der Wille zu verbergen letztlich nicht die Funktion, das, was man für das Fundament hält, zu offenbaren? Die chinesische Stadt mit ihren Bauten an der Oberfläche existiert wie jede andere Stadt auf der Welt. Hier lebt eine genießerische Bevölkerung, schillernd in all ihrer sozio-professionellen Farbenpracht. Doch leider wird sie das Schicksal ereilen, das Mao Tsetung ihr verheißt: »Solange der Imperialismus und der Sozialimperialismus bestehen, ist ein Krieg unvermeidlich. Dies ist das Gesetz, das die objektive Entwicklung der Dinge regelt und das sich durch den Willen des Menschen nicht verändern läßt.«
Deshalb muß unter der Erde restrukturiert werden, was über ihr zerstört worden sein wird; was heute Chinas Wesen ausmacht und morgen die Chinesen ausmachen wird, welche die Himmellosen überleben werden. Sobald der Alarm ausgelöst ist und die Bewohner vergraben sind, wird man alles aufs Land evakuieren, außer dem harten Kern der Stadt, dem die Anti-Stadt Schutz gewährt: sind die Massen einmal zerstreut, bleiben die Bürokraten, die Militärs und ihre Polizei übrig, diejenigen, die von den Massen ernährt, versorgt und erhalten werden; kurz, das Herz der Stadt. Der chinesischen Stadt oder jeder Stadt?

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

Literatur im Rotbuch Verlag

Herbst 1980

Karin Reschke
Memoiren eines Kindes

Rotbuch 228 · 160 Seiten · 10.-

Memoiren eines Kindes – eines Mädchens namens »Marie, die immer ein bißchen viel spinnt und die dünnsten Beine der Welt hat«, auf denen tanzt sie mit im Mäusezirkus im Berlin von 1945. Der Krieg ist aus, und die Erwachsenen »haben noch immer viele Geheimnisse, die man kaum ergründen kann. Kinder hinken dauern hinterher und versuchen, sie zu fassen.«

Christian Geissler
Im Vorfeld einer Schußverletzung

Gedichte · Rotbuch 230 · 88 Seiten · 9.-

»Und dann hab ichs doch versucht, also Worte zu finden. Sonst geht man ja ein, wenn man nicht mehr sagen kann, was los ist... Und dann ist das vielleicht ein Gedicht... Einfach unterm Druck von Wirklichkeit, unter der genauen Kürze von Zeit genau was zur Sprache bringen. Gegen die Angst. Oder gegen den Schmerz. Oder plötzlich aus Freude.« (Christian Geissler in der *tageszeitung*)

Stefan Schütz
Laokoon

Kohlhaas / Gloster / Laokoon
Rotbuch 236 · 144 Seiten · 10.-

»Jedes neue Stück ist ein neuer gieriger Griff nach dem lebendigen Theater. Die Qualität der manchmal betäubend schönen Sprache liegt darin, daß er... Bewegungskurven zeichnet, die der Wirklichkeit seiner Figuren und Vorgänge neue Aspekte aufzwingen. Die Grundform der Bewegung ist die Spirale, nicht der Kreis.« (Heiner Müller)

Marianne Herzog
Nicht den Hunger verlieren

Rotbuch 232 · ca. 192 Seiten · ca. 12.–

Ich stand allein auf der Straße und fragte mich, warum sie mich rausgeschlossen hatten und die anderen Frauen nicht. Die, die mit mir am wichtigsten waren, saßen im Gefängnis. Eine Wohnung hatte ich nicht mehr... Ich erzählte Freunden vom Gefängnis. Dabei erfuhr ich, daß die meisten sich ein Leben im Gefängnis nicht vorstellen konnten. Damals dachte ich, ich schreib einmal auf, wie Tage in der Isolation vergehen.

Jannis Ritsos
Steine, Wiederholungen, Gitter

Gedichte · Übersetzung: Armin Kerker
Rotbuch 234 · 96 Seiten · 10.–

Die Gedichtzyklen schrieb Ritsos auf den KZ-Inseln Jaros und Leros, wohin die Junta-Obristen ihn nach 1967 hatten deportieren lassen. Louis Aragon im Vorwort: Zeugnisse »eines Lebens jenseits des Lebens«.

Karin Reschke
Einladung zum Überleben

»Dringend not tut heute ein Wandel des öffentlichen Bewußtseins in Fragen des Bevölkerungsschutzes.«
Carl-Friedrich von Weizsäcker, 1980

Im Jahre 1960 hatte Onkel Fritz eintausendfünfhundert Hühner, die Eier legten, die sogenannten Legehennen. Dazu kamen ungefähr dreihundert IA-Brüterinnen für den Nachwuchs an Brathähnchen. Allerdings durften die Brüterinnen ihre Eier nicht selbst ausbrüten. Das besorgten die Brutmaschinen in der zuerst kleinen Wellblechhalle neben dem alten Wohnhaus. Eine äußerst komplizierte Anlage, die von Karl, Onkel Fritzens Sohn, gesteuert und überwacht wurde. Das Ergebnis war frappierend. Alle siebzehn Tage erblickten sechzig Kücken das Licht der Wellblechhalle, wurden auf einem Fließband nach Geschlecht sortiert, in Kartons verpackt und an die Aufzucht- und Mastfarmen im südlichen Bundesgebiet verschickt. Das Geschäft mit dem zarten, weißen Geflügel florierte. Es schien, als würde sich die gesamte Bundesrepublik vom Federvieh ernähren. Der Aufschwung der Brathähnchenindustrie veranlaßte Onkel Fritz, seinen anfangs ländlich wuselnden Hühnerbetrieb an der nördlichen Peripherie von München, einem Einzugsdorf, den Bedürfnissen des Marktes anzupassen. Er rationalisierte. Baute Betonsilos zum Eierlegen, Brüten und Optimieren des Ausleseverfahrens für die Aufzucht. Er asphaltierte seine Ländereien und schuf somit eine reibungslos funktionierende hygienische Geflügelproduktion. Unter der Devise: Sauber, lautlos, leicht und schnell erreichte er beim Frühstücksei die Spitzenqualität der Sonderklasse A, Gewicht und Größe, mit Hilfe aller technischen Möglichkeiten wie Musikberieselung, künstliche Balzatmosphäre, Legetemperatur. Mit dem Satz: Die Hühner können nun mal nicht anders bei Johann Strauß, als die Gewichtklasse A ins Stroh zu setzen, brachte er sogar den Landwirtschaftsminister anläßlich eines Arbeitsessens zum Lächeln, obwohl dem gerade nicht zum Lächeln zumute war, weil er die Forderungen der Landwirte nach drastischen Steuererleichterungen im Bundeskabinett nur schwer durchzusetzen vermochte.
Als Onkel Fritz seinen Betrieb aufs beste organisiert hatte, die Familie in sein Unternehmen eingegliedert war, dachte er daran, ein neues, großes, ja weitläufiges Wohnhaus für die Angehörigen auf dem Gelände zu errichten. Ihm schwebte ein Stammhaus vor, das er selbst mit Fanny bewohnen würde, flankiert von zwei gleich großen Seitenflügeln für seine Söhne Karl und Hans und deren Familien. Schließlich sollte ein neues Bürogebäude, hell und luftig,

Wohnen und Arbeiten miteinander verbinden bzw. durch räumliche Trennung von der Produktion abschirmen.
Zur Einweihung des Wohn- und Bürokomplexes veranstaltete er ein Fest auf dem Dorfe mit Karussell und Schießbuden für die Dorfjugend, Freibier für die Erwachsenen im Bierzelt. Onkel Fritz war selig. Um ihn herum seine Frau Fanny, die Söhne Karl und Hans, die Schwiegertöchter, die Enkel, die städtische und ländliche Verwandtschaft von München bis hinauf nach Frankfurt am Main. Onkel Fritz hatte es geschafft, das konnte jeder deutlich sehen. Die neuen Häuser blitzten in der Sonne, Fanny saß strahlend, kühl und durchsichtig inmitten ihrer Lieben, und Karl und Hans hielten die Laudatio auf ihren Vater, berichteten lange und ausführlich von den Schwierigkeiten, Nützliches zu leisten in diesen verrückten Zeiten mit ihren politischen Krisen, und waren voll des Lobes über ihren Vater, der sich allen aktuellen Problemen bewußt gestellt und es nicht aufgegeben hatte, seine Vorhaben zum Wohle aller, und damit zeigten sie auf die Dorfbewohner sowie den Sekretär der Landwirtschaftskammer, der auch eingeladen war, zu verwirklichen. Karl lobte Onkel Fritz ein bißchen zu viel. Fanny verdrehte plötzlich die Augen, und der Sekretär der Landwirtschaftskammer ging während der Lobeshymnen auf den unermüdlichen Einsatz eines fortschrittlich denkenden Unternehmers hinaus ins Freie und dachte sich seins.
Hühner hin, Hühner her, jeder merkte sofort, daß es zwischen Vater und Söhnen noch andere Probleme gab als die Verkürzung der Brutzeit, Hormonzusätze im Futter oder rationelleren Vertrieb der Kücken. Zwischen neuerbautem Familienstammhaus und leichtfüßigen Seitenflügeln tat sich für alle Beteiligten eine weitere Kluft auf: Wer wird den Betrieb erben und führen, wenn Onkel Fritz einmal nicht mehr ist? Man wußte in der Familie, daß Fanny ihren Liebling Hans favorisierte, während Onkel Fritz Karl für den geeigneten Nachfolger seines Betriebs hielt und dies gelegentlich erwähnte. Gleichzeitig war Fannys Einfluß auf Onkel Fritz nicht zu unterschätzen, und es gab Zeiten, in denen über die Nachfolge nicht gesprochen werden durfte, Onkel Fritz melancholisch vor sich hinbrütete, Fanny zur Kur nach Meran reiste, Hans und Karl nicht miteinander redeten, die beiden angeheirateten Ehefrauen sich aus dem Weg gingen und die alte Übereinkunft vorherrschte, daß nur einer den Hof übernehmen könnte und, wenn sie beide als Erben eingesetzt würden, sie es ablehnen müßten wegen Unvereinbarkeit der Charaktere. Mit solchen und ähnlichen Gedanken und Plänkeleien ging das Einweihungsfest zuende, d. h. Onkel Fritz zog sich schon frühzeitig zurück ins neu eingerichtete Arbeitszimmer, hinter seinen altdeutschen Schreibtisch, und dachte nach. Fanny ging schlafen.

Onkel Fritz gehörte zu den Stehaufmännchen seiner Generation. Als gelernter Uniformschneider wurde er nach dem Ersten Weltkrieg arbeitslos,

sattelte um auf Handelsvertreter für Damenoberbekleidung, reiste in der Weltgeschichte umher, bis kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, denn da waren Uniformschneider wieder gefragt, und er verschwand auf Jahre, wie Tante Fini immer sagte, in der Waffenrockproduktion, was die Familie und zahlreiche Verwandte bewog, sich von ihm zurückzuziehen, denn hinter dem Waffenrock stand für viele gleichsam die politische Gesinnung, und mit der wollten einige im Familienkreis nichts zu tun haben. Aber wie Familien nun mal sind, sie hängen wie die Kletten aneinander, und so war es gar kein Wunder, daß Onkel Fritz gleich nach dem Krieg mit offenen Armen wieder aufgenommen wurde, rasch zu Ansehen und Würde kam, weil er ungeheuer viele Aufbauideen hatte, sofort anfing mit Altmetall zu handeln, Papier und Lumpen zu sammeln, um die Grundlage für den Aufstieg der Familie zu sichern.

Wir Kinder der Nachkriegszeit malten uns aus, daß er Wilderer in den Bergen geworden war, denn er verkaufte in den Hungerzeiten nicht nur Lumpen, Knochen, Papier, Alteisen, Füchse und Stallhasen; er verkaufte auch noch ganze Rehe und Hirsche. Zudem hegten wir damals nördlich der Mainlinie märchenhafte Vorstellungen von Bayern, einem Land, durch das Milch und Honig floß, das noch von einem pompösen König regiert wurde, und in dem man entweder wie Onkel Fritz Wilderer sein konnte oder Bergbauer, Gutsbesitzer, Schloßverwalter. Onkel Fritz wurde sozusagen über Nacht bei allen Hahn im Korb, er konnte alles, scheute kein Risiko und baute auf Sicherheit. Vom Hühnerdieb zum Hühnerzüchter führt nur ein Gedankenstrich, pflegte er immer zu sagen, und nun im Alter und in vertrauter Runde vergaß er nie, seinen Worten ein weises Lächeln anzuhängen. Und auch mit dem eigentümlich weisen Lächeln hatte es seine Bewandtnis. Onkel Fritz nannte sich einen unpolitischen Menschen. Die Mitgliedschaft in einer Partei war für ihn dasselbe wie die in einem Skat- oder Turnverein. Sie bedeutete praktisch nichts, erleichterte einem lediglich das Vorankommen. Er hatte nichts gegen Opportunismus, hielt sich selbst für einen charaktervollen Opportunisten und meinte, sechzig Millionen Deutsche könnten doch nicht so ganz anders sein als die Vertreter, die sie gewählt hätten. Für ihn zählte einzig und allein Tüchtigkeit, Fleiß, persönlicher Einsatz und, zur Freude der Familie, die Gedanken und die Verwirklichung der Gedanken an die eigene Sicherheit. Es gab gar keine großen Diskussionen und auch keine moralischen Bedenken wegen der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik. Wenn ich für die Sicherheit meiner Familie Sorge trage, sagte er, warum soll der Staat für das Volk keine Sorge tragen? Oder: zu einem gut funktionierenden Staat gehört nun einmal die Wehrbereitschaft des Volkes. Seine lapidaren Grundsätze galten einerseits als Erfolgsrezept, andererseits forderten sie den Widerspruch geradezu heraus, und dann saß man mit ihm am Familientisch, bei ausgezeichnetem Wildbret und zartem

Rotwein, und führte Scheindiskussionen um die Atombombe, um Wehrdienstverweigerung, und dann begann er chinesisch zu lächeln, schenkte einem Wein nach, ging in die Küche, bereitete eigenhändig einen Kaffee und lächelte und lächelte. Er ließ einen reden, wenn er das Seine gesagt hatte, und man redete eigentlich zu tauben Ohren in dieses seltsam aufgesetzte, verzogene Gesicht und war gezwungen, sich selbst zuzuhören, während der Wein und der Kaffee einem mehr und mehr die Zunge beschwerten. Onkel Fritz ließ mit sich reden, ohne seinen Opportunismus auch nur ein einziges Mal an eine andere feste Meinung zu verraten. Seine Taktik war klar: Opposition wurde als Spiel verstanden, das er mit seinem Lächeln regelte. So kam der Igel schon zum Hasen, die Gans zum Fuchs und Onkel Fritz zum hochindustrialisierten Hühnerstall. Es war sinnlos, mit der kleinen-Leute-Biertisch-Politik seine Loyalität zum Adenauerstaat zu erschüttern. Schließlich konnte man auch erleben, daß er sich mit seinen Landespolitikern messerscharf anlegte, um besser und sicherer subventioniert zu werden; denn allen Deutschen im Westen ging es gut, nur die Bauern mußten noch um jede Demark kämpfen. Dies war der Angelpunkt seiner politischen Überlegungen: Höchste Anerkennung für die Aussöhnung z. B. mit Frankreich, gleichzeitig Aufrüstung der Industrienationen und wirtschaftliche Expansion im Einklang mit den europäischen Staaten im wirtschaftlichen Verbund, was aber für ihn, Onkel Fritz, bedeutete, daß den Bauern die Umstellung auf Monokulturen durch Wirtschaftshilfe erleichtert werden müßte.
Die großen Ängste der kleinen Eierköpfe, die gegen die Atombombe protestierten, wischte er vom Tisch: Die Atombombe sei genauso wichtig wie der Traktor oder das Frühstücksei. Man müsse zeigen, daß man sie besitzt. Die Bedrohung sei eben auch ein Mittel der Abschreckung. Onkel Fritz fand diesen Vergleich keineswegs zu hoch gegriffen, denn ihr Eierköpfe werft ja mit faulen Eiern, wenn euch der Laden stinkt! Daß Atombomben und faule Eier unterschiedliche Auswirkungen hätten, wollte er nicht gelten lassen; im übrigen würde alles Menschenmögliche in Angriff genommen, das wisse jeder, der sich mit dem Bunkerbauprogramm der Bundesregierung auseinandersetze, den Schutz der Bevölkerung zu gewährleisten. Er redete wie ein Regierungssprecher und zog sich lächelnd in sein Arbeitszimmer zurück.
Denn die Moral von der Geschichte hatte er sich bereits selbst verordnet, man wartete nur noch darauf, daß er sie aus der Tasche zog wie ein Zauberer die obligatorische Taube des Friedens.

Alle Jahre war großes Familientreffen im Stammhaus. Meistens zu Fannys Geburtstag im Herbst. Die Feste glichen sich wie ein Ei dem anderen, und man konnte schon das eine oder andere Jahr auslassen, ohne es mit Onkel Fritz zu verderben. Es waren immer genug Verwandte da, die ihm huldigten,

seinen Betrieb anstaunten und seinen Reichtum bewunderten. Nach jeder Betriebsbesichtigung, die alljährlich Neuerungen brachte – mehr Hühner auf weniger Raum, mehr Eier pro Frühstück, mehr Nachwuchs für Wienerwald, rationellere Vertriebsverfahren –, gab es das traditionelle Wildbret, den vollmundigen Rotwein, die zufriedene und heitere Konversation, Fannys Gesundheit, Karls und Hansens Betriebsprobleme, Verwandtschaftsklatsch und die üblichen mit Freude erwarteten Spannungen im engeren und weiteren Familienkreis.

Im Jahr 1962 war alles anders.

Fanny lag plötzlich im Krankenhaus. Onkel Fritz hatte sich halbherzig auf neue Produkte eingelassen, nämlich eine eigene Mastzucht aufzubauen, um die hohen Vertriebskosten einzusparen bzw. sie zu investieren. Karl und Hans führten einträchtig den Betrieb. Es fehlte nur die rechte Begeisterung. Fannys Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends, und Onkel Fritz zog sich wie immer in schwierigen Zeiten hinter seinen Schreibtisch zurück und dachte nach. Was dabei herauskam, war um so überraschender. Er verschickte sozusagen in aller Eile an Verwandte Einladungen zum Überleben. Er bat, den Ernst der Lage zu begreifen, es gehe nicht nur um Fanny und ihn, es gehe um sie, die weiterleben sollten, die nach ihm kämen, die ihn überleben würden. Er, Onkel Fritz, habe alles getan, die Familie zusammenzuhalten, und als Oberhaupt auch die Verantwortung übernommen, für ihre Sicherheit zu sorgen. Die weltpolitische Lage sei bedenklich, es könne sein, daß ein dritter Weltkrieg alles wieder zunichte mache, was mühsam aufgebaut worden sei. Er habe alle Maßnahmen getroffen, den Betrieb, solange es gehe, aufrechtzuerhalten und gleichzeitig seine Familie, soweit es in seinen Kräften stehe, bei einem Atomschlag zu retten. Er bat, der Einladung zu folgen und für den Ernstfall vorbereitet zu sein.

Onkel Fritz war verrückt geworden. Alle ahnten, daß Fanny nicht wieder gesund würde. Die Kuba-Krise hatte ihren Höhepunkt erreicht, es herrschte erhöhte Alarmbereitschaft auf seiten der Supermächte, ein Foto von Adenauer in der Zeitung zeigte ihn im Gebet für den Weltfrieden. Widerwillig neugierig folgten wir der Einladung. Statt Familienfest, Überlebensfeierlichkeit.

Der Empfang war wie immer freundlich, die Zahl der Eingeladenen sehr begrenzt. Onkel Fritz hatte einen Plan: Die hier versammelten Familienangehörigen sollten im Falle eines nuklearen Angriffs auf die Bundesrepublik gerettet werden. Okel Fritz hatte so weit alles vorbereitet, daß die Atombombe nur noch zu explodieren brauchte. Alle waren sehr betroffen, zum Teil gerührt und den Tränen nahe. Man stand im Arbeitszimmer etwas betreten um Onkel Fritz herum und wußte nicht, was man sagen oder tun sollte. Onkel Fritz öffnete entschlossen eine Tapetentür, hinter der man eigentlich einen Tresor vermutet hätte, und alle stiegen verwundert, Onkel

Fritz folgend, eine Treppe hinunter. Man hörte nur Murmeln, Lachen und Trappeln. Mit von der Partie waren Hans und Karl mit ihren Familien, im Geiste natürlich Fanny, die auf der Intensivstation lag, Enkel, Neffen und Nichten. Zum Glück alberten die Kinder herum, fanden es spannend, über eine notbeleuchtete Treppe in die geheimnisvolle Unterwelt vorzudringen. Die Mauern in diesem merkwürdigen Treppenaufgang waren erstaunlich dick, und spätestens auf dieser Treppe wußten wir, was uns bevorstand. Die Besichtigung eines Atombunkers, und nicht nur die Besichtigung.
Onkel Fritz stand eingesunken vor der großen Eisentür mit den schwarzen Kreuz- und Querriegeln aus unserer Luftschutzkellervergangenheit. Er löste die Verriegelung, betätigte ein paar Schalter, die Notaggregate summten auf und tauchten den Strahlungsschutzraum in Tageslicht aus Neonröhren. Die Überraschung war perfekt. Niemand war eines Wortes fähig. Dies mußte Onkel Fritz geahnt haben. Er inszenierte sein und unser Überleben. Wir wurden gebeten, der Reihe nach in die Arche Noah einzutreten. Lächelnd erklärte er uns dabei die Vorzüge des Bunkers, der in kleinerem Maßstab dem Stammhaus nachgebildet war, Wohn-, Schlaf- und das Herrenzimmer für das Familienoberhaupt enthielt, Küche, Bäder, Toiletten und einen langen Schlauch als Aufenthaltsraum. Dieser Betonklotz unterhalb des Wohnhauses war stillschweigend mitgebaut und in aller Ruhe ausgestattet worden. Auf den ersten Blick wußte man nicht, ob man oben oder unten war, ob die Türen neben den kaschierten Fenstern ins Freie oder in die Hölle führten. Diese täuschend nachgebildete Innenansicht des Wohnhauses versetzte alle in Erstaunen. Als letztes präsentierte uns Onkel Fritz auch noch eine voll ausgerüstete Krankenstation, mit Medikamentenschrank, Krankenzimmer, extra Kühlraum, klinisch weiß, in dem zwei Aluminiumsärge aufgebahrt waren. Entsetzen machte sich breit. Man flüchtete in die Gemeinschaftsräume zurück, einige Gäste sanken in die Polstersessel und auf die Bänke links und rechts von den Betonmauern und rangen nach Luft. Onkel Fritz beschrieb unbeirrt den Ernstfall, in welcher Geschwindigkeit die Druckwelle vom eventuellen Zentrum München aus das Dorf erreichen würde und wie sie alle in diesem Augenblick, den man zweifellos auch hier unten spüren würde, auf diesen Bänken sitzend, frei atmen könnten, vierundzwanzig Stunden ohne künstliche Sauerstoffversorgung auskämen, und erst dann, wenn oben alles vorbei wäre, der Überlebenshaushalt unten in Gang gesetzt würde. In den Vorratsräumen lagen Sauerstoffflaschen, Lebensmittel für zwei Monate. Die tiefgekühlten Hähnchen, Schnitzel, Rindersteaks, Brote, Mehl, Zucker, Trockenmilch, Weine, Biere, verschiedene Kaffee- und Teesorten nahmen sich grotesk normal aus in den Regalen. Die Kinder lachten, und wo bleibt die Hühnerfabrik? Auch Onkel Fritz lachte und berichtete von der ständigen Erneuerung der Lebensmittel und Medikamente, der technischen Wartung des Bunkers. Er habe sich so weit in die Materie

unter der Erde eingearbeitet, daß praktisch jede Panne von ihm behoben werden könne. Anfangs, erzählte er freudestrahlend, habe er den Bunker alle zwei Monate auf vollen Touren Tag und Nacht laufen lassen, das einzige, was ausgefallen sei in diesen Erprobungszeiten, seien die Neonröhre im Gemeinschaftsraum und der Kühlschrank gewesen. Oh, verläßlicher Verschleiß. Er grunzte dumpf vor Begeisterung. Dieses Überlebenswerk war voll betriebsbereit und konnte bis zu zwanzig Personen aufnehmen.

Euch alle, die ihr hier seid, sagte er, habe ich ausersehen für den Ernstfall.

Auf einer Tafel an der Wand standen die Namen der Geretteten in großen Druckbuchstaben. Jetzt sahen es alle schwarz auf weiß, die Unbewohnbarkeit der Erde wird erst möglich durch überlebende Familienbande.

Walter Benjamin Werkausgabe

Werkausgabe edition suhrkamp
in 12 Bänden
Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem.
Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser
Etwa 4800 Seiten.
Subskriptionspreis DM 98,–,
danach DM 128,–

Als Walter Bejamin 1940 starb, war sein Name nur einem kleinen Kreis vertraut. Erst seit 1955 wurden Werk und Gestalt Benjamins für die Öffentlichkeit sichtbar. Die Auswahl der »Schriften«, die Theodor W. Adorno im Suhrkamp Verlag herausgab, ermöglichten eine erste Rezeption. Eine Reihe weiterer Auswahlen und zahlreiche Einzelausgaben beförderten die Wirkung Benjamins energisch, sie konnten aber weder das wachsende Bedürfnis nach einer Gesamtausgabe noch das nach kritisch gesicherten Texten befriedigen.

Beidem werden die »Gesammelten Schriften« gerecht, die zum ersten Mal Benjamins Gesamtwerk mit der erreichbaren Vollständigkeit vorlegen. Größte editorische Sorgfalt wurde auf die Herstellung kritischer Texte verwandt. Der wissenschaftliche Apparat legt darüber im einzelnen Rechenschaft ab. Außerdem bringt er für jede Arbeit eine knappe Entstehungsgeschichte mit brieflichen Selbstzeugnissen des Autors.

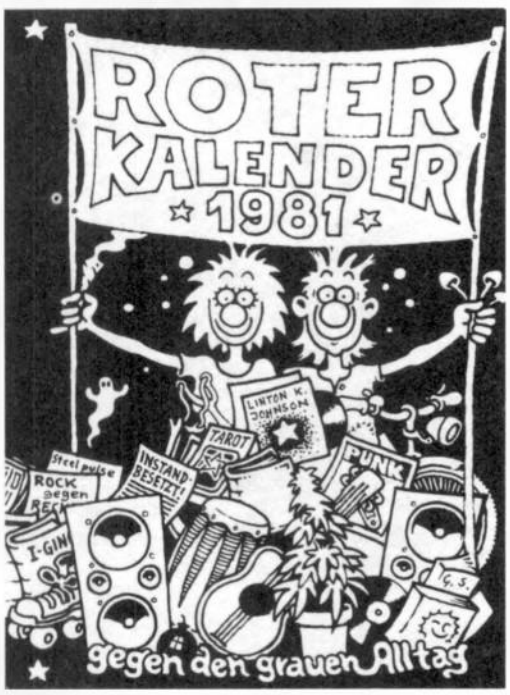
Durch die »Gesammelten Schriften« wird die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Werk Benjamins auf eine neue Grundlage gestellt. Tatsächlich wurde wohl noch keinem deutschsprachigen Philosophen und Prosaisten des zwanzigsten Jahrhunderts eine ähnlich sorgfältige Gesamtausgabe zuteil.

Suhrkamp

Rotbuch

Roter Kalender 1981

gegen den grauen Alltag



Diesmal geht's um: das Radio Grünes Fessenheim / wie man an Sozialhilfe rankommt / die Aktivitäten der türkischen Grauen Wölfe in der Bundesrepublik / das Netzwerk Selbsthilfe / die tageszeitung / die Angst vorm Krieg / das Unabhängige Jugendzentrum Kornstraße in Hannover / die Einsamkeit eines alternden Stones-Fans / Indianischen Maispudding / eine Reise zur Leipziger Buchmesse / Rock against Racism / wie man den Kriegsdienst verweigern kann / ums verreisen / Frauen, die Rockmusik machen / die Militärjunta in Chile / um Adressen von Zeitungen, Knastgruppen, Frauenzentren, Jugendzentren usw. / um Gedichte / um Comics und viele andere kleine Tips und Hinweise . . .

Der Rote Kalender hat 192 Seiten, wird durch eine Fadenheftung zusammengehalten und hat wieder seinen roten Plastikeinband, kosten tut er DM 4.50.

Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98 · 1000 Berlin 30

Herman Kahn
KLAF – Eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden

Ich schlage vor: Die Regierung der Vereinigten Staaten möge Einzelpersonen und Geschäftsunternehmen eine Versicherung zum Kauf anbieten, die sie für alle Schäden durch Feindeinwirkung entschädigen würde. Diese Entschädigung sollte festgesetzt werden entweder in einer Dollar-Summe, die dem Vorkriegs-Wert des betreffenden Eigentums entspräche (also in derselben Weise, in der eine normale Versicherung ihre Kunden entschädigt), oder auf Grund eines Dollar-Einheitswertes, nach dem eine Lastenausgleichs-Kommission in der Nachkriegszeit, nach Maßgabe eines variablen Hebesatzes (um etwaige Inflationsfolgen auszugleichen), die endgültige Summe festzusetzen hätte. Die Prinzipien, nach welchen die Kommission ihre Hebesätze festlegen sollte, bedürfen noch einer Diskussion. Unter keinen Umständen dürften diese Hebesätze jedoch nach dem Kriege unter dem Vorkriegs-Nennwert der Police liegen.

Der mögliche Preis für eine Jahresprämie könnte bei 1 Promille, bei 3 Promille oder bei 5 Promille liegen, je nach der Risiko-Klasse, in die das zu versichernde Eigentum eingestuft wird. Es ist zu hoffen, daß die Prämienunterschiede wenigstens in bescheidenem Ausmaß zu einer Umgruppierung der Industrie–Standorte beitragen und damit die atomare Anfälligkeit der Industrieanlagen vermindern. Die genannten Prämiensätze liegen etwas niedriger als die Feuerversicherungsprämien für Steinbauten; sie machen etwa die Hälfte bis ein Drittel der Sätze für Holzhäuser aus. Sie entsprechen in etwa den Sätzen, welche die amtliche Kriegsschäden-Versicherung im Zweiten Weltkrieg erhoben hat, eine Körperschaft, die seinerzeit ein eindrucksvolles Geschäftsvolumen erzielte. Bei solchen Prämiensätzen und einer halbwegs breiten Publikumsbeteiligung dürfte die offizielle Körperschaft, die ich vorschlage, zwischen einer und fünf Milliarden Dollar im Jahr einnehmen. Noch höhere Einnahmequellen lassen sich erschließen, indem man eine direkte Lebensversicherung oder eine Rückversicherung bereits bestehender Lebensversicherungen anbietet. (Bei einem Preis von etwa 10% der bisherigen Lebensversicherungsprämie würde das eine Jahres-Einnahme von nahezu einer Milliarde Dollar bedeuten.) Auch Lohnausgleichskassen und Arbeitslosigkeits-Versicherungen könnte man rückversichern und auf diese Weise noch mehr Geld aufbringen. Das Versicherungs-Programm ließe

sich beschleunigen, indem man der Lastenausgleichs-Kommission den Zugang zum Kapitalmarkt öffnet: die Anleihen, die sie auflegt, können aus ihren künftigen Prämien-Einnahmen zurückbezahlt werden.
Um dem Aktionsprogramm sofortige Durchschlagskraft zu sichern und Nachzügler und Opportunisten abzuschrecken, wird vorgeschlagen, daß die Versicherungsnehmer, die sich in den ersten zwei oder drei Jahren zum Beitritt entschließen, augenblicklich vollen Versicherungsschutz genießen sollen. Von diesem Zeitpunkt an werden neue Versicherungskunden (mit Ausnahme von Neubauten und *bona fide* Beitretenden) zunächst zwei Jahre lang Prämien entrichten müssen, ehe sie in den Genuß der vollen Risiko-Deckung gelangen. Im ersten Jahr könnte ihnen eine Deckung zu einem, im zweiten Jahr zu zwei Dritteln zugestanden werden.
Zur Verwaltung und Handhabung des Projektes wird die Einrichtung einer amtlichen Körperschaft namens KLAF empfohlen (Kriegsschäden-Lasten-Ausgleichs-Fond). Diese Bezeichnung vermeidet das Wort »Versicherung«, da das Projekt nicht auf versicherungs-mathematischer Grundlage entworfen worden ist. Jede künftige Kriegs-Katastrophe wird mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Inflation im großen Maßstab führen. KLAF sollte die Versicherungsnehmer wenigstens teilweise gegen die Auswirkungen dieser Inflation schützen. Das Prinzip des Lastenausgleichs, das für KLAF maßgebend sein sollte, besagt, daß der Versicherungsnehmer nicht vor jedem Verlust zu bewahren ist; vielmehr soll sein Verlust den Durchschnitts-Verlust des ganzen Landes nicht überschreiten.
Es wäre nicht angebracht, dem Inhaber der Police eine Zahlung von 100 Cents pro Dollar des Nennwertes (Wiederbeschaffungswert) zuzusichern. Diese Einschränkung beruht darauf, daß die Auszahlungen im Schadensfalle nicht aus einer Reserve, sondern aus steuer-artigen Beiträgen zu leisten sind, die auf das verbleibende Vermögen des Landes zu erheben sind. Wenn zum Beispiel das Land zu 100% versichert war und zu 50% zerstört worden ist, so müßte jeder Versuch, den Geschädigten 100 Cents pro Dollar der Schadenssumme auszuzahlen, darauf hinauslaufen, daß den Nicht-Geschädigten ihr gesamtes Vermögen weggenommen und den Geschädigten übertragen würde. Das würde eine unfaire Verteilung der Gesamtkosten des Krieges bedeuten. Ein weit annehmbareres Verfahren bestünde darin, die Verluste auszugleichen.
Deshalb sollten dem Versicherungsnehmer bei einer 50%igen Zerstörung des Landes auf jeden Dollar Policen-Nennwert 50 Cents in Sachwert-Dollars ausgezahlt werden. In Nachkriegs-Dollars ausgedrückt, wären das infolge der Inflation wahrscheinlich mehr als 100 Cents pro Vorkriegs-Dollar. Es besteht eine, wenn auch geringe Möglichkeit, daß die Nachkriegs-Inflation geringer als angenommen wäre; in einem solchen Fall würde eine Auszahlung des vollen Nennwerts den relativen Verlustanteil des Geschädigten am

Gesamtverlust überschreiten. Jedoch kann dieses Risiko vorläufig vernachlässigt werden; es ist wahrscheinlich, in Anbetracht der zu erwartenden Höhe des Gesamtschadens, sogar theoretisch auszuschließen.
Ich beeile mich hinzuzufügen, daß die angegebenen Zahlenwerte nur zur Verdeutlichung des Gesagten dienen sollen. Wenn wir in den nächsten Jahren hinreichende Maßnahmen zur aktiven und passiven Verteidigung treffen, so dürfen wir damit rechnen, daß die Höhe des Gesamtschadens unter einem Drittel des nationalen Gesamtvermögens liegen wird, unter gewissen Bedingungen sogar noch niedriger. Auch bei dieser Höhe des Gesamtschadens braucht das nicht zu bedeuten, daß die Regierung gezwungen wäre, den Nicht-Geschädigten automatisch ein Drittel ihres Eigentums wegzunehmen. Erstens werden die Zahlungen, die die Regierung zu leisten hat, erheblich unter dem Nennwert des Gesamtschadens liegen, da ein großer Teil der Schäden von der Versicherung nicht gedeckt sein wird. Zweitens wird die Regierung, wenn sie einige andere, von mir vorgeschlagene Programme durchführt, automatisch in den Besitz gewisser wohlgeschützter Reserven gelangen, die in der Nachkriegswelt einen außerordentlichen Wert darstellen dürften. Der Verkauf dieser Reserven würde einen Teil der an die Versicherungsnehmer auszuzahlenden Gelder einbringen. Gewisse Vermögenswerte würden vielleicht unter den Verhältnissen des Nachkriegs dem Regierungsvermögen zufallen, weil keine überlebenden Erben vorhanden wären, die darauf Anspruch erheben könnten. Entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen, um die Erbfolge auf namentlich genannte, testamentarisch festgelegte Begünstigte oder auf nahe Verwandte zu beschränken, könnten dafür sorgen, daß solche Werte der Regierung zufallen.
KLAFs beste Kunden werden vermutlich die Geldinstitute sein, die auf eine Versicherung angewiesen sind, um im Kriegsfall, und sei es nur auf dem Papier, solvent zu bleiben. Wer die treuhänderische Verantwortung finanziellen Werten gegenüber zu tragen hat, wird sich nicht fragen können: »Wird es überhaupt eine akzeptable und lebenswerte Nachkriegswelt geben?« Für ihn wird vielmehr die Frage im Vordergrund stehen: »Kann ich meine Bankkunden auszahlen?« Es ist nicht Sache des Bankiers, sich zu fragen, ob, seiner Ansicht nach, das Leben weitergehen wird; seine Sache ist es vielmehr, darauf zu achten, daß er im Ernstfall seine finanziellen Verpflichtungen in der Nachkriegswelt erfüllen kann. Wenn wir dem KLAF die Bedingungen auferlegen, daß er seinen Kunden mindestens den vollen Nennwert der Police auszahlen müsse, so tun wir das den genannten Geldinstituten zuliebe.
Um dem Aktionsprogramm zu einem guten Start zu verhelfen, wäre es vielleicht klug, den Geldinstituten zur Versicherung ihrer laufenden Außenstände (Hypotheken und Kredite) einen Vorzugspreis, etwa in Höhe der Hälfte oder eines Drittels der normalen Prämien, einzuräumen. Wenn sie für

das Programm gewonnen sind, können sie seine künftigen Kosten ohne weiteres auf ihre Kunden abwälzen.

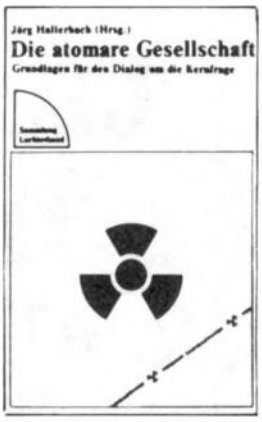
In den Augen vieler Betrachter wird der Hauptvorzug eines Projektes wie des vorliegenden darin liegen, daß es ausdrücklich und rechtzeitig für die Wiederherstellung der Eigentumsverhältnisse und der Verfügungsgewalt über Vermögenswerte nach dem Kriege sorgt. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Es ist jedoch wichtig, sich darüber klar zu werden, daß die Regierung, gleichgültig welche Vorbereitungen sie trifft oder unterläßt, in jedem Falle für die Sicherung der finanziellen Lebensbedingungen der Wirtschaft haftbar zu machen ist. Die Regierung hätte so oder so dafür zu sorgen, daß die unbeschädigten Banken, die sonstigen Geldinstitute und wichtigen Geschäftsunternehmungen ihre Tätigkeit nicht aus Kreditmangel oder wegen buchmäßiger Insolvenzen einstellen müßten. KLAF ist zwar nur eine Möglichkeit, derartige Fälle zu verhindern und den ökonomischen Ablauf in der Nachkriegszeit zu sichern. Doch wird KLAF diese Aufgabe um so leichter bewältigen können, als diese Einrichtung die materielle und finanzielle Basis für die Erhaltung der wirtschaftlichen Impulse schon in Friedenszeiten gekräftigt haben wird.

Aus dem Amerikanischen von Benedikt Pfaff

Jürgen Bertram
Kamerad Hasso

Ludwig Fels
Die Sünden der Armut

Max von der Grün
Menschen in
Deutschland (BRD)


Die atomare Gesellschaft

Karin Huffzky
Wer muß hier lachen?
Das Frauenbild im
Männerwitz

»Im Namen
des Deutschen Volkes«

Sarah Kirsch /
Irmtraud Morgner /
Christa Wolf
Geschlechtertausch

Klassenbuch 3
Ein Lesebuch
zu den Klassenkämpfen
in Deutschland
1920-1971

Wladimir Majakowski
Die Wanze
Schwitzbad

Pablo Neruda
Letzte Gedichte

Helga M. Novak
Palisaden

Rainer Nitsche/
Walter Kröber
Grundbuch
zur bürgerlichen
Gesellschaft 3

Geschichten aus der Geschichte
der Bundesrepublik Deutschland
1949-1979

Maxie Wander
Leben wir eine prima
Alternative

Sammlung
Luchterhand

Sonja Schwarz-Arendt
Beruf: Hausmann

taz-Journal no.1 Ökologie

2. AUFLAGE!!!!!!

Schon 10 Tage nach der Auslieferung der ersten Auflage von 7000 Stück war in der Redaktion der Tageszeitung kein Exemplar mehr zu kriegen. Jetzt kommt die zweite Auflage des ersten taz - Journals: Ökologie für alle, die sich über die Anti-Atom-Bewegung, die Grünen und die anstehenden Umweltprobleme informieren wollen.
Auf 192 Seiten mit über 200 Fotos und Abbildungen sind die wichtigstens Artikel aus der Tageszeitung, sowie neue Beiträge zusammengestellt - von prominenten Autoren wie Robert Jungk oder Klaus Traube bis zu anonymen Leserbriefschreibern.
Preis: 9 Mark und 80 Pfennige.

Wo gibt's das taz - journal?

1. **Am Kiosk:** in Berlin, Hamburg, Hannover, Braunschweig, Göttingen, Bremen.
2. **In allen guten Buchläden:** Prolit Nr. 30181, 6304 Lollar Daubringer Str. 32
3. **Direkt bei der Tageszeitung bestellen:** DM 9,80 auf das Konto des Verlages die Tageszeitung GmbH Frankfurt einzahlen. PSchA Ffm, Nr. 100490-603. Die Lieferadresse, also eure Anschrift auf dem Empfängerabschnitt nicht vergessen.

die Tageszeitung

Wattstraße 11 -12, 1000 Berlin 65

Alfred Mechtersheimer
Mit Sicherheit in den atomaren Holocaust?

1. Pervertierte Sicherheit

Wo noch ist die Perversion des Ziel-Mittel-Bezugs so perfekt wie bei dem Streben nach militärischer Sicherheit? Die Rüstungsapparate präformieren nicht nur die politischen Ziele, sie haben, wie Churchill schon 1955 formulierte, Sicherheit zum Wechselbalg des Terrors und Überleben zum Zwillingsbruder der Vernichtung gemacht. Die Alternative Sicherheit oder Weltuntergang ist Bestandteil der politischen Realität. Kriegsverhütung ist jedoch nicht minder aussichtslos und dringlich, weil die Politik dieses Ziel hauptsächlich mit jenen Instrumenten zu erreichen versucht, die die Mittel des atomaren Holocaust sind.

2. Abschreckung

Das Organisationsprinzip, mit dessen Hilfe der Zustand des Nichtkrieges gewahrt werden soll, ist banal: Der Angreifer wird zusammen mit dem Angegriffenen vernichtet. Auch für den Überraschungsangriff gibt es keine Prämie. Die Früchte der Überraschung, sagte John F. Kennedy, würden zur Asche im Munde des Angreifers.

Die der Abschreckungsphilosophie anhaftende Unglaubwürdigkeit wird durch die praktischen Vorbereitungen mehr als wettgemacht. Rund 30 000 Atomwaffen liegen bereit. Ausreichend ist dies offensichtlich nicht, denn in den nächsten 10 Jahren werden rund 20 000 neue Nuklearsprengköpfe hinzukommen. Über 1200 dieser Bomben sind bisher explodiert, zwei 1945 über japanischen Städten, die anderen zu Versuchszwecken. Die Zerstörungskraft des heutigen Atomwaffenpotentials entspricht ungefähr 15 000 000 000 Tonnen des herkömmlichen Sprengstoffs Trinitrotoluol (TNT). Für jeden Menschen stehen ungefähr drei Tonnen zur Verfügung.

Jene Politik, die sich als Sicherheitspolitik versteht, ist nicht etwa darauf gerichtet, den Einsatz dieses unvorstellbaren Zerstörungspotentials unmöglich zu machen; im Gegenteil: Die Sicherheitspolitiker treibt die Sorge, ihre Kriegsvorbereitungen könnten nicht ernst genommen werden. Und dies nicht ohne Grund; denn wenn die Computer dem Menschen überhaupt noch

einen Handlungsspielraum lassen, ist es ungewiß, ob er diesen systemkonform ausfüllt. Es ist nicht gelungen, meinte im September 1979 Henry Kissinger, jene »Rasse von Supermännern auszubrüten«, die dieses Vernichtungspotential verzugslos zum Einsatz bringen. In diesem System ist ein amerikanischer Präsident ein Sicherheitsrisiko, weil er vielleicht einige Sekunden zögern könnte, in Frankfurt eine amerikanische Stadt zu sehen. Der französische Sozialistenführer Mitterand beschimpfte im Juni 1980 Giscard d'Estaing, er habe nicht den Mut, auf den Atomknopf zu drücken.
Mit permanenten Verstärkungen und Modernisierungen des Nuklearwaffenpotentials wird die Unglaubwürdigkeit einer Konzeption bekämpft, die bei einem militärischen Konflikt in Mitteleuropa den US-Präsidenten vor die Wahl stellt, die Bundesrepublik aufzugeben oder die Zivilisation auszulöschen. Mit einer raffinierten Struktur hat die NATO in der sogenannten Abschreckungstriade institutionelle Zwänge zur atomaren Eskalation geschaffen, mit der sich die Politiker aus der Verantwortung für das atomare Chaos eskamotieren und die historische Schuld demjenigen zuschieben, der mit den Kampfhandlungen auf der untersten Ebene begonnen hat. Da aber nur in den seltensten Fällen allein einer Seite der erste militärische Schritt angelastet werden kann, ist das Resultat eines derartigen Kriegsverhütungsmodells primär die Selbstdisziplinierung. Atomare Abschreckung ist vor allem Selbstabschreckung.

3. Remilitarisierung der Atomwaffen

Dieser durch das nukleare Patt erzwungene außenpolitische Immobilismus steht in Widerspruch zum politischen und militärischen Kriegsführungsdenken. In den USA wurde die Fesselung noch fester, als Präsident Nixon sein Wahlkampfversprechen einlöste und die Wehrpflicht abschaffte. Dadurch wurden auch noch die für Interventionen an den Rändern des Abschrekkungssystems tauglichen konventionellen Kapazitäten dezimiert. Nachdem Ende der 70er Jahre die Lähmung durch das Vietnam-Trauma und Watergate überwunden war, realisierte die westliche Führungsmacht, daß der sowjetische Rivale in Asien und Afrika Erfolge verbucht, die reaktionslos hinzunehmen mit dem amerikanischen Selbstverständnis nicht mehr länger zu vereinbaren war.
Ein wichtiges Resultat dieser inneramerikanischen Entwicklung ist die Beschleunigung einer Militarisierung der Atomwaffen auf allen Ebenen. Mit der Verbesserung der Zielgenauigkeit der Interkontinentalraketen bis in die Nähe des Pinpoint verlieren die strategischen Waffen ihren politischen Charakter. Auch Atomwaffen lassen sich wieder mit den Kategorien des

Clausewitzschen Kriegsführungsdenkens erfassen. Der militärische Sieg würde nämlich wieder denkbar, wenn es gelingen würde, mit einem Erst-Entwaffnungsschlag das gegnerische Vergeltungspotential ganz oder weitgehend auszuschalten. Derjenige, der zuerst schießt, würde nicht mehr zwangsläufig Selbstmord betreiben. Im Kontext dieser Entwicklung werden die Computer-Pannen der Warnsysteme, wie sie immer wieder auftreten, zur akuten Kriegsgefahr, weil die bloße Befürchtung, die andere Seite könnte einen derartigen Entwaffnungsschlag führen, zu präventiven Maßnahmen verleiten könnte.

Diese Entwicklung läßt sich mit technischen Argumenten für die nächste Zeit als Scheinrealität abtun, weil ein derartiger Überraschungsschlag beispielsweise wegen der unterseegestützten Raketen heute noch nicht gelingen würde. Das mag sein. Entscheidend aber ist, daß diese drohende Gefahr schon seit einigen Jahren von den Akteuren des Abschreckungssystems wechselseitig zur Begründung neuer Rüstungsprogramme verwendet wird.

Die Scheinrealität ist längst zur politischen Realität geworden. Durch die eingeleitete Revolution der strategischen Atomwaffen zerfällt das System kollektiver Todsicherheit. In den Köpfen der Nuklearstrategen verbreitet sich die Vorstellung, der Einsatz der strategischen Potentiale müsse keineswegs zu jenem Zustand führen, von dem Nikita Chruschtschow einmal gesagt hat, die Überlebenden würden die Toten beneiden. Weil der technische Fortschritt das möglich macht, verlagert sich die Zielplanung für die Interkontinentalraketen immer mehr von den Städten weg hin zu militärischen Zielen, deren Zahl prinzipiell unbegrenzt ist. Für jede Atomwaffe läßt sich ein Ziel finden. Overkill ist kein Argument mehr gegen den Zuwachs an Atomwaffen.

Auf der eurostrategischen Ebene ist dieser Militarisierungsprozeß der Atomwaffen weit fortgeschritten. Die sowjetischen SS-20 ermöglichen aus westlicher Sicht einen militärisch sinnvollen Einsatz gegen Ziele in Westeuropa. Mehr noch sind die mit dem sog. Nachrüstungsbeschluß der NATO vom 12. Dezember 1979 vorgesehenen 572 Raketen und Marschflugkörper die Hardware dieses Denkens. Die neuen amerikanischen Waffen sind die Instrumente eines auf Europa zu begrenzenden atomaren Krieges, an dessen Ende die USA besser dastehen als die Sowjetunion. »Der Westen« hätte seinen Sieg mit der atomaren Verwüstung Mitteleuropas bezahlt. Den USA ist daraus kein Vorwurf zu machen, wohl aber den Regierungen in Westeuropa, die durch die Unterstützung des Nachrüstungsbeschlusses dieses so konzipierte Sicherheitskonzept dichter an die Wirklichkeit gerückt haben.

Nun wäre der Qualitätswandel der Waffenpotentiale zu Selbstzündern nicht gleichbedeutend mit erhöhter Kriegsgefahr, wenn durch politische Kooperation zwischen den Supermächten die Gefahr aus den Militärapparaten beherrschbar wäre. Das ist aber keine begründete Hoffnung. Der Trend zur beiderseitigen Erstschlagskapazität korrespondiert mit zunehmenden Überlegenheitsansprüchen. Im Januar 1980 hat der amerikanische Präsident Jimmy Carter erklärt: »Es ist mein fester Entschluß, daß die Vereinigten Staaten die stärkste aller Nationen bleiben.« Nicht erst wegen Afghanistan haben die USA vom – zumindest deklamatorischen – Überlegenheitsverzicht Abschied genommen. Der amerikanische Verteidigungsminister Harold Brown hatte schon im Frühjahr 1979 erklärt, die NATO werde gegenüber dem Warschauer Pakt Mitte der 80er Jahre ein glattes militärisches Plus erzielen. Wenn es richtig ist, wie Egon Bahr geschrieben hat, daß die Entspannungspolitik möglich wurde, weil die beiden Supermächte über Waffen verfügen, die so gewaltig sind, daß sie nicht mehr eingesetzt werden können, dann hat Entspannungspolitik keine Zukunft, weil die Waffen der Supermächte aus der gegenseitigen Blockade ausbrechen. Wahrscheinlich ist es zutreffend, wenn der Kissinger-Freund Helmut Sonnenfeldt kürzlich zur Afghanistan-Krise schrieb: »Es wird keine Rückkehr zum Normalen geben wie nach den früheren Krisen!«

Aber ist nicht das, was bevorsteht, der Normalzustand zwischen zwei um die Vorherrschaft ringenden Supermächten antagonistischer Struktur? Die Paralysierung ihrer militärischen Macht gelang nur eine begrenzte Strecke: solange wegen der Untauglichkeit der Trägermittel die militärischen Ziele nicht sicher genug auszuschalten waren. Die Rationalisierung eines technischen Mangels zur Kriegsverhütung innerhalb eines Systems des nuklearen Patts wird durch die Technik zerstört. Die militärische Dimension des Konflikts unterliegt wieder den herkömmlichen militärischen Kategorien. Da man aber natürlich auch den Einsatz der präzisen Waffen immer noch fürchtet, versucht man mit anderen Methoden den Gegner in die Knie zu zwingen. Der Versuch, den anderen totzurüsten, beeinflußt wieder die Rüstungspolitik, ohne daß begriffen wird, daß dieses Mittel einem Schwert gleicht, dessen Griff schärfer ist als die Klinge.

Nein, Kriegsgefahr kann man nicht herbeireden, – sie ist längst da. Auch deshalb, weil das Abschreckungssystem zusätzliche Konfliktursachen produziert und vor den neuen weltpolitischen Gefahren keine Sicherheit bietet. Die Gefahren, die in den 80er Jahren zu bewältigen sind, liegen in der Kombination von neuen Konfliktursachen aus den Energieproblemen der Dritten Welt einerseits und den unvorstellbaren Zerstörungspotentialen eines anachronistisch werdenden Ost-West-Konflikts andererseits.

5. *Der Mythos vom Gleichgewicht*

Als Zauberformel gegen die drohenden internationalen Gefahren hat derzeit das Gleichgewichtsprinzip wieder Konjunktur. Es fehlt in keiner der außenpolitischen Erklärungen des deutschen Bundeskanzlers. Die Gleichgewichtsformel suggeriert gerechten Ausgleich und vereint den staatlichen Selbstbehauptungswillen und das Schutzbedürfnis in geradezu optimaler Weise. Gleichgewicht wird nicht zuletzt in Fehlinterpretation historischer Balance-of-Power-Konstellationen zum Synonym für Frieden, zumal die militärische Parität Teil dieser Gleichgewichtsvorstellungen ist.

Militärisches Gleichgewicht ist jedoch eine Fiktion. Es ist ausgeschlossen, daß konkurrierende Seiten einen Konsens darüber erzielen, wann ein Gleichgewicht erreicht ist. Selbst wenn Parität tatsächlich einmal für kurze Zeit irgendwo existieren sollte, läßt sie sich nicht ermitteln, weil strukturelle, geographische, personelle und waffentechnische Differenzen einen präzisen Streitkräftevergleich nicht zulassen. Auch nach achtjährigen Verhandlungen konnten sich NATO und Warschauer Vertragsorganisation bei den Wiener Abrüstungsverhandlungen (MBFR) noch nicht einmal darauf verständigen, was ein Soldat ist.

Wichtiger ist, daß für antagonistische Systeme, die unter den heutigen Rüstungsbedingungen den Krieg vorbereiten, ein militärischer Gleichstand gar nicht akzeptabel ist. Sowohl die angreifenden als auch die verteidigenden Streitkräfte müssen nach militärischer Logik siegen können. Ein General, der diesen politischen Auftrag aus der Unterlegenheit heraus erfüllen soll, wird allenfalls Schlachten gewinnen, den Krieg würde er verlieren. Auch heute denken Soldaten so, wie dies Shakespeare vor 400 Jahren den Dauphin in *Heinrich V.* sagen läßt: »Im Falle der Gegenwehr ist es am besten, den Feind für mächtiger zu halten, als er scheint; so füllet sich das Maß der Gegenwehr, die sonst bei schwachem, kärglichen Entwurf, gleich einem Filz, ein wenig Tuch zu sparen, den Rock verdirbt.«

Selbst unter den Bedingungen der gegenseitig gesicherten Zweitschlagskapazität, bei der Überlegenheit keinen Sinn ergibt, waren die USA nicht wirklich bereit, auf militärische Suprematie zu verzichten. Heute wird in den USA wieder eine »neo-bismarcksche, amoralische Gleichgewichtspolitik« (so die *New York Times* 1972 zu SALT I) als Gefährdung der Sicherheit empfunden. In einem militärischen Gleichgewicht des Schreckens wirkt Parität nicht stabilisierend, sondern bedrohlich; dem trachtet jede Seite durch Nachrüstungen zu entgehen.

Unter diesen Bedingungen ist das atomare und konventionelle Wettrüsten der Normalzustand. Für jedes Waffensystem bei den Streitkräften ist die nächste »Generation« in der Rüstungsindustrie vorbereitet. Als Orientierungspunkt für die eigenen Anstrengungen gelten nicht die Streitkräfte des

Gegners, sondern dessen vermutete Rüstungssteigerungen. Schließlich sorgen vielfältige nicht-militärische Funktionen der Rüstung, wie Arbeitsplatzsicherung, Strukturhilfe oder Sanierung der Zahlungsbilanz dafür, daß die Rüstungsschraube noch stärker gedreht wird, als es nach der Perzeption der gegnerischen Rüstungsanstrengungen alleine sch cn erforderlich erscheint.

6. Rüstungskontrolle vor einem Scherbenhaufen

Das weltweite Rüstungskarzinom zu bekämpfen, hatte sich die amerikanische Schule der arms control zur Aufgabe gemacht. Heute steht Rüstungskontrollpolitik vor einem Scherbenhaufen. Die aus den Militärapparaten erwachsende Kriegsgefahr hat sich vergrößert, die Kosten der Rüstung steigen unaufhaltsam, als Entspannungsfutter hat Rüstungskontrolle ebenfalls versagt, und die SALT-II-Ratifizierung erfordert zur Beschwichtigung der Kritiker im amerikanischen Senat mittlerweile mehr zusätzliche Rüstung, als durch den Vertrag verhindert werden kann. Auf alle Versuche, die Militärapparate zu begrenzen, haben diese mit Expansion reagiert.
Die Immunität der Rüstungen gegenüber Abrüstungs- und Begrenzungsversuchen hat viele Gründe; ein gewichtiger ist das Paritätsprinzip. Da Rüstungskontrollabkommen, wie SALT, von der Gleichbehandlung der Partner des bipolaren Systems ausgehen müssen, ist die numerische Parität der Waffen das einzige tragfähige Verhandlungsprinzip. Das Streben nach Parität als Voraussetzung für Rüstungskontrollabkommen hat auch dort zu »Nachrüstungen« geführt, wo diese aus unterschiedlichen Gründen noch nicht stattgefunden hatten. Diese Nachrüstungsprozesse sind mit dem Hinweis auf die Abrüstungsabsicht leichter zu realisieren. Sind sie aber erfolgt, werden sie von den dargestellten Mechanismen der Rüstungsdynamik erfaßt. Aufrüstung zum Zwecke der Abrüstung ist Aufrüstung und sonst gar nichts. Sicherheitspolitiker und Rüstungskontrollpolitiker sind Äquilibristen und müssen deshalb scheitern.

7. Positive Asymmetrie statt Gleichgewichtswettlauf

Der fest eingefressene Gleichgewichtsmythos ist weder durch seinen Mißerfolg noch durch alternativlose Kritik zu überwinden. Ein Ausweg wird deutlich, wenn man nach dem Zweck fragt, dem das Gleichgewicht dienen soll. Nicht Gleichgewicht ist das Oberziel, sondern Stabilität. Stabilität ist aber schon dann erreichbar, wenn dem Gegner erfolgversprechende Optionen verwehrt werden, wie z. B. die der Penetration des Territoriums der Bundesrepublik. Da die Bundeswehr nach Verfassungsauftrag nur zur

Abwehr eines Angriffs eingesetzt werden darf, wäre es ja reiner Zufall, wenn für die grundsätzlich anderen Aufgaben von Angreifer und Verteidiger eine zahlenmäßige Gleichheit der hierfür erforderlichen militärischen Instrumente zwingend notwendig wäre. Genauso verwunderlich wäre es, wenn diejenige Armee, die in ein fremdes Land eindringen soll, dieselben Waffen und dieselben Kampfgrundsätze brauchte wie diejenige Armee, die Heimatverteidigung zu betreiben hat.
Genau das aber ist der Fall. Die Bundeswehr ist ihrer Struktur und Bewaffnung nach eine Allzweckarmee, wie es die Wehrmacht Hitlers war. Dieser Militärapparat mit den von ihm ausgehenden politischen Zwängen ist eine schwere Hypothek, die die neue deutsche Demokratie vom Hitler-Deutschland übernommen hat. In der seit drei Jahren zugänglichen Himmeroder Denkschrift ist nachzulesen, wie Wehrmachtsgenerale 1950 den offensiven Panzerkrieg – natürlich zur Verteidigung – gegen den Osten planten, um quasi doch noch den Zweiten Weltkrieg zu gewinnen, diesmal mit den richtigen Verbündeten (USA) und den richtigen Waffen (Atombomben). Auch deshalb stehen sich in Mitteleuropa in Verlängerung des Zweiten Weltkriegs spiegelbildlich ausgerüstete und strukturierte Armeen gegenüber. Im Grunde gibt es gar keine Bundeswehr, die diesen Namen verdient, sondern eine Mischung aus Wehrmacht und amerikanischem Expeditionskorps.
Immer mehr kritische Köpfe in den Streitkräften erkennen, daß damit der politische Defensivauftrag der Bundeswehr nicht erfüllt werden kann. Generale wie Uhle-Wettler, Löser, Afheldt oder Bastian haben aufgezeigt, wie dies gelingen könnte. Doch die Fähigkeit des Militärapparates zur Selbstreform sollte nicht überschätzt werden. Ohne die Politisierung der streitkräfteimmanenten Widersprüche würde die Generalreform in technokratischen Korrekturen stecken bleiben.
Die Umwandlung der rüstungstreibenden Symmetrie in eine »positive Asymmetrie« (Claus Koch) ist dann erreichbar, wenn eine breite demokratische sicherheitspolitische Diskussion stattfindet. Zentraler Ansatzpunkt zur Debatte der friedenspolitischen Unverträglichkeit der heutigen Sicherheitspolitik ist die Atombewaffnung. Die Egalität vor dem drohenden Atomtod macht alle politischen Gegensätze lächerlich und müßte eine Volksbewegung erzwingen. In der ökologischen Bewegung haben viele begriffen, daß man mit dem Kampf gegen die zivile Nutzung des Atoms vielleicht doch dem falschen Schwein nachgejagt ist und gerade dadurch der Entpolitisierung des Militärischen Vorschub geleistet hat. Eines ist gewiß, eine intensive und politisch relevante Diskussion und die Fortführung der heutigen Sicherheitspolitik schließen sich aus. Die NATO-Politik hat nur bei Nichtdiskussion Bestand.

Albrecht Fölsing
Gefahren in Ziffern und Zahlen
Über das Problem der Risikobewältigung in der Technik

Mit der Kompliziertheit der Technik wächst ihre Gefährlichkeit. Die Gefahr ihres Versagens wird als Risiko empfunden, wird kalkuliert und vorhergeschätzt. Aber was hilft Kalkulation und Vorhersage, wenn das Risiko in Dimensionen wächst, wo das, was abgeschätzt wird, unter keinen Umständen eintreten darf?

Am heftigsten hat solche Skepsis bislang die Kernenergie zu spüren bekommen, die den einen als eine unabdingbare Voraussetzung für das Überleben der Menschheit gilt, während andere eben dieses Überleben der Menschheit leichtfertig aufs Spiel gesetzt sehen. Über die bei diesem Streit oft aufgewühlten Emotionen sind die Kerntechniker allerdings verwundert, denn in ihrer Branche sind in den letzten Jahren ausgefeilte Methoden ersonnen worden, die die Risiken auch emotional entschärfen sollen. Durch sogenannte Risiko-Analysen werden die Gefahren der Kernenergie in Ziffern und Zahlen angegeben und zudem mit anderen Risiken des täglichen Lebens verglichen. Von solchen Risiko-Analysen erhoffen sich Kerntechniker, Regierungsbehörden und Politiker nicht nur eine bessere Einsicht in die Sicherheit und Störanfälligkeit der brisanten Atommeiler – ein weiterer Zweck dieser Studien ist eher sozial-therapeutischer Art: Die ungefähre, eher diffuse Angst vorm Atom soll von einer möglichst rationalen Diskussion abgelöst werden, die schließlich einen Konsens der widerstreitenden Parteien herbeiführen könnte. Derartige Verfahren der Risiko-Analyse werden mittlerweile vor allem in angelsächsischen Ländern für die Beurteilung und Abwägung von Risiken der unterschiedlichsten Art angewendet:

– Eine der Kernenergie vergleichbare Risiko-Problematik gibt es z. B. beim Bau großer Staudämme; wenn sie bersten, können ganze Landstriche verwüstet werden.

– Energieerzeugung birgt auch dann Risiken, wenn Kohle verfeuert wird; für ein faires Urteil über die Kernenergie wäre auch eine Abschätzung dieser Risiken erforderlich.

– Beim Einsatz der Mammografie in der Krebsvorsorge gilt es abzuwägen zwischen dem Nutzen der Früherkennung und der erhöhten Strahlenbelastung, die wiederum das Entstehen von Krebserkrankungen bei der weiblichen Bevölkerung befördern könnte.

– Selbst der altbekannte und kürzlich als krebserzeugend verdächtigte Süßstoff Saccharin ist solchen Abwägungen zugänglich: Ist nun die unlängst entdeckte und wahrscheinlich verschwindend geringe Gefahr der Krebsentstehung ernster zu nehmen als die drohende Übergewichtigkeit, wenn alle Süßstoffkonsumenten wieder auf den kalorienreichen Zucker zurückgreifen müssen?

Einerseits sind Risiko-Analysen ein oft interessanter Versuch, die Gefahren einer hochtechnisierten Welt ein wenig durchschaubarer zu machen. Andererseits scheinen sie jedoch mindestens so viele Probleme aufzuwerfen, wie sie lösen: Konnte man bislang von der Fiktion ausgehen, daß eine Technik oder ein Produkt sicher zu sein hat, bevor es in großem Stil verwendet werden darf, entsteht jetzt das Problem, welches Risiko noch als akzeptabel angesehen werden kann, welche Gefahren also bewußt dem einzelnen oder der Gesellschaft noch zugemutet werden können.

Wie die Risiko-Gleichungen im Falle des Saccharin aussehen könnten, hat der Kerntechniker Bernhard L. Cohen, Professor für Physik an der University of Pittsburgh, in der englischen Zeitschrift *Nature* demonstriert: Würde jeder Amerikaner täglich eine Flasche oder Dose saccharingesüßter Limonade zu sich nehmen, wären Jahr für Jahr etwa 1200 Todesfälle durch Blasenkrebs zu beklagen. In jedem dieser Fälle kann man annehmen, daß die durchschnittliche Lebenserwartung um zwanzig Jahre verkürzt wird. Diese erschreckend anmutende Bilanz verwandelt Cohen jedoch unter der Hand in ein völlig harmlos aussehendes Ergebnis: Bezieht man die 1200 Blasenkrebsfälle auf alle 200 Millionen Amerikaner, so entspricht das nur einer durchschnittlichen Verkürzung der Lebenserwartung um ganze neun Sekunden. Durch den bei Risiko-Analytikern beliebten Trick der »Statistischen Verdünnung«, also den rechnerischen Vergleich der Todesfälle mit einer hinreichend großen Gesamtpopulation, wird aus einer zunächst dramatisch erscheinenden Gefahr ein nahezu belangloses Mini-Risiko: eine Verkürzung der Lebensspanne um neun Sekunden vermag keinen Menschen sonderlich zu interessieren. Cohen tut aber noch ein Weiteres: Er berechnet das Übergewicht und die dadurch verursachte Verkürzung der Lebenserwartung, wenn die gleiche Menge Limonade nun mit Zucker gesüßt konsumiert wird. Der harmlose Zucker entpuppt sich dabei als die größere Gefahr als das krebserzeugende Saccharin: Er verkürzt die Lebenserwartung um eine volle Viertelstunde, ist also hundertmal gefährlicher als Saccharin.

Diese Analyse brachte Amerikas oberste Gesundheitshüter in eine vertrackte Situation. In den fünfziger Jahren wurde in einem Gesetz kurz und bündig festgelegt, daß jeder Stoff, der im Tierversuch Krebs erzeugt – und genau das tut Saccharin – für die menschliche Ernährung zu verbieten sei. Dieser Forderung entsprechend wurde 1969 der Süßstoff Cyklamat einfach verboten, als seine Nebenwirkung, die Entstehung von Blasenkrebs, bekannt

geworden war. Die amerikanischen Gesundheitsbehörden taten sich schwer mit der Verrechnung von Blasenkrebs und Fettleibigkeit. Der Kongreß rettete schließlich durch ein Sondergesetz den letzten verbliebenen Süßstoff vor dem Verbot. Die Risiko-Analysen haben jedoch gezeigt: Ob aus der Rübe oder der Retorte – bei Süßem bleibt ein bitterer Nachgeschmack.
Auch für die Kerntechnik sind die Risiken mittlerweile in Ziffern und Zahlen dingfest gemacht worden, allerdings nur sofern sie sich auf die Reaktoren in den Kernkraftwerken beziehen. Diese Zahlen sind freilich keinesfalls unbestritten, jedoch werden sie von den meisten sachkundigen Kritikern als einigermaßen brauchbare Richtschnur der Diskussion angesehen. Erarbeitet wurden diese Zahlen von einem amerikanischen Wissenschaftler-Team unter Professor Norman Rasmussen vom renommierten Massachussets Institute of Technology in Boston im Auftrag amerikanischer Regierungsstellen. Die oft abstrakten Zahlen dieses inzwischen zu einiger Berühmtheit gelangten Rasmussen-Reports wurden von Bernard L. Cohen in anschauliche Vergleiche übertragen, die das Gesamtrisiko einer mit 400 Reaktoren voll ausgebauten nuklearen Stromerzeugung in einem vergleichsweise harmlosen Licht erscheinen lassen. Danach entspricht das durch die Kernkraftwerke jedem Amerikaner aufgebürdete Risiko folgenden verbreiteten Gefahrenquellen:
– dem Konsum von 6 Zigaretten während der gesamten Lebensdauer (also dem Konsum einer Zigarette so alle 10 Jahre)
– einer Autofahrt von ungefähr fünf Kilometer pro Jahr
– oder einem halben Pfund Übergewicht.
Alle diese Gefahrenquellen führen nämlich nach den Berechnungen der Statistiker zu einer durchschnittlichen Verminderung der Lebenserwartung um eine Stunde. Das freilich sind Durchschnittswerte, die niemanden in Panikstimmung versetzen können – wer würde sich schon wegen zehn Zigaretten oder einem halben Pfund Übergewicht aus der Ruhe bringen lassen. Und eine Autofahrt von fünf Kilometern ist eine Gefahr, die täglich viele Millionen mal bestanden wird, ohne daß die Autofahrer sie auch nur empfinden.
Freilich sind diese von Cohen ermittelten Durchschnittswerte wiederum nach dem Prinzip der »statistischen Verdünnung« entstanden: Umgerechnet auf alle 200 Millionen Amerikaner verlieren sich die Risiken technischer Anlagen im Unscheinbaren. Hinter diesen Durchschnittswerten verbergen sich jedoch einzelne konkrete Todesfälle, und für die gibt der Rasmussen-Report schon eine bedrückendere Auskunft: 20 Amerikaner müssen aufgrund der Kernkraftwerke jährlich vorzeitig ihr Leben lassen. Fach- und sachkundige Kritiker, die manche Annahmen und Abschätzungen des Rasmussen-Reports als zu beschönigend empfanden, errechneten die besorgniserregende Zahl von 600 Toten pro Jahr. Aber selbst bei dieser Zahl neigen Verteidiger der Kernenergie noch dazu, auf den unvergleichlich

höheren Blutzoll des Straßenverkehrs hinzuweisen, und meinen, damit einen Punktsieg für die Kernenergie errungen zu haben.
Man kann denselben Sachverhalt aber auch ohne das Prinzip der »statistischen Verdünnung« ausdrücken, wie es die sachverständigen Beamten des Bundesinnenministeriums in ihrem Bericht über die »Sicherheit Kerntechnischer Einrichtungen« taten. Dort heißt es:

»Das Maß der Qualität der sicherheitstechnischen Schutzvorkehrungen muß bestimmt sein durch das theoretische Gefährdungspotential, das durch die Freisetzung eines Teiles des radioaktiven Inventars gegeben wäre. Eine solche Freisetzung hätte in der Tat zur Folge, daß – bei den in der Bundesrepublik Deutschland üblichen Standortverhältnissen – 100 000 und mehr Personen betroffen sein und Schäden infolge radioaktiver Verseuchung in Milliardenhöhe auftreten könnten. Dies entspräche vergleichsweise der Wirkung einer großen Naturkatastrophe.«

Diese Darstellung der mit der Kernenergie einhergehenden Gefahren – für den einzelnen das Äquivalent einer Zigarette alle zehn Jahre, zugleich aber auch eine drohende Katastrophe mit mehr als 100 000 Betroffenen – ist auf den ersten Blick reichlich widersprüchlich. Beide Aussagen basieren jedoch auf den allseits akzeptierten Risiko-Studien und ihren nur in gewissen Grenzen umstrittenen Zahlen. Mit dem Risiko, so wie Techniker und Wissenschaftler es verstehen, scheint es also eine besondere Bewandtnis zu haben.
Als das Risiko einer kerntechnischen Anlage gilt das Produkt aus der Schadenshöhe und der Schadenshäufigkeit (dabei werden aber nur Störfälle in Betracht gezogen, die Auswirkungen auf die Umwelt haben, rein technische, auf das Innere des Kraftwerks beschränkte Pannen gehen nur zu Lasten des Betreibers, ihr Risiko ist also Null). Diese abstrakte Definition des Risikos ist freilich wenig geeignet, ängstliche Gemüter zu beruhigen. Die Techniker haben vielmehr entdecken müssen, daß die menschliche Psyche vielfach recht urwüchsig auf technische Gefahren und Risiken reagiert. Viele Risiken werden als vergleichsweise harmlos empfunden und ohne Murren hingenommen, auch wenn sie im Straßenverkehr zum Beispiel jedes Jahr allein in der Bundesrepublik 15 000 Todesopfer und eine weit größere Zahl von Schwerverletzten bedeuten. Diese Bilanz schreckt die Mehrzahl der Autofahrer offensichtlich so wenig, daß es in der Bundesrepublik bislang nicht einmal durchsetzbar war, die Geschwindigkeit auf Autobahnen zu begrenzen. Ganz anders reagieren die meisten Menschen offenbar, wenn bei einzelnen Unfällen eine größere Anzahl von Opfern zu beklagen ist: Flugzeugunfälle machen noch jedesmal Schlagzeilen, manche Leute leiden gar unter so schwerwiegender Flugangst, daß sie niemals ein Flugzeug betreten würden – obwohl der Luftverkehr unvergleichlich sicherer ist als die Fortbewegung zu Fuß oder per Auto.
Von Unfällen katastrophalen Ausmaßes mit Tausenden von Toten wird also

mit Recht erwartet, daß sie niemals eintreten sollen, »Höhere Gewalt« oder »Menschliches Versagen« sind bei Anlagen eines großen Gefahrenpotentials nicht erlaubt. Diese Situation ist in der Technik relativ neu. Die Forderung nach absoluter Sicherheit trat vielleicht zum ersten Mal beim Bau der großen Ozean-Dampfer auf – die 1500 Toten beim Untergang der »Titanic« waren einfach zu viel, um noch als unabwendbares Risiko einer Seereise akzeptiert werden zu können. Ansonsten galt in der Technik eher das Prinzip von »Versuch und Irrtum«: aus Fehlern und Unfällen wurde gelernt, und schrittweise wurde die Sicherheit im Laufe der Zeit verbessert.

Ein solches Herumprobieren war für die Kerntechnik freilich von Anfang an unmöglich, stattdessen galt die Maxime, daß kerntechnische Anlagen absolut zuverlässig sein müssen. Um dieser Maxime genügen zu können, ersannen die Sicherheitsexperten den »Größten anzunehmenden Unfall«, den GAU, der aber keineswegs die totale Katastrophe bedeuten soll, sondern die ernsthafteste Störung, die in einem Reaktor jemals auftreten kann, und dieser GAU muß von den Sicherheitsvorkehrungen noch zuverlässig beherrscht werden können. Gemäß diesem Konzept hätte dann ein Kernkraftwerk absolut sicher sein müssen. Diese vermeintliche Gewißheit wurde aber mit einem bedenklichen Preis bezahlt: Einige Störquellen wie z. B. das Bersten des starken Druckbehälters wurden als zu unwahrscheinlich einfach überhaupt nicht in Betracht gezogen. Beim näheren Hinsehen erwies sich der GAU keineswegs als der »Größte anzunehmende Unfall«, sondern eher als eine Fiktion, die der Begrenzung sicherheitstechnischer Überlegungen und Maßnahmen diente, indem alle über den GAU hinausgehenden Störfallmöglichkeiten schlichtweg ignoriert wurden. Diese Fiktion konnte verständlicherweise hartnäckige Skeptiker kaum überzeugen; sie entwarfen Störfall-Szenarios, denen ein nach dem GAU-Konzept als sicher anzusehender Reaktor nicht mehr gewachsen wäre. Als Reaktion darauf wurde gegen Ende der 60er Jahre eine alternative »Sicherheitsphilosophie« entwickelt, zuerst in England und später in den USA, die sogenannte »Probabilistik« oder auch »Risiko-Philosophie«. Die in der Tat vermessen klingende Behauptung, Reaktoren seien absolut sicher, wurde in dieser Risiko-Philosophie durch die statistischen Verfahren der Risiko-Analyse relativiert. Außerdem ergab sich das neue Problem, wie sicher denn sicher genug sei.

Das Verfahren der Risiko-Analytiker ist die in vielen Zweigen der modernen Technik verwendete Fehlerbaum-Analyse. Jedes irgend nur denkbare Versagen einer technischen Einrichtung in dem höchst komplexen System des Reaktors wird in seinen Auswirkungen weiter verfolgt. Dabei kann das Versagen ohne Konsequenzen bleiben, weil die vorgesehenen Sicherheitssysteme den Reaktor entschärfen und in einen ungefährlichen Zustand überführen, oder aber es treten andere Schwachstellen auf, die zu neuen Störungen führen, bis schließlich der Reaktor so weit beschädigt ist, daß

Radioaktivität nach außen dringt. Die Wahrscheinlichkeiten für das Versagen der einzelnen Komponenten sind jedoch nur ungenau zu bestimmen, so daß Kritiker meinen, auch die fleißigsten Berechnungen von Fehlerbäumen müßten letztlich mehr Rate- als Rechenwerk bleiben. So veröffentlichte die »American Physical Society« den Bericht einer von ihr eingesetzten Studiengruppe unter der Leitung der höchst angesehenen Physiker Hans Bethe, Wolfgang Panofsky und Viktor Weiskopf, in dem vor zu viel Vertrauen in die Zahlen des Rasmussen-Reports gewarnt wurde. Die Physiker, wahrlich keine Gegner der Kernenergie, schrieben:

»Die Wahrscheinlichkeit eines unfallauslösenden Ereignisses ist schwer anzugeben. Viele Aspekte müssen erst durch Erfahrung und Forschung besser verstanden werden, bevor solche Rechnungen nachvollziehbar sind . . . Wenn wir unsere Erfahrungen mit Problemen dieser Art zugrunde legen, in denen sehr kleine Wahrscheinlichkeiten auftreten, dann haben wir kein Vertrauen in die gegenwärtig berechneten absoluten Werte für die verschiedenen Unfallzweige.«

Die probabilistischen Verfahren sind zumindest dann nicht mehr anwendbar, wenn es um das Versagen, die Verläßlichkeit nur einmal vorhandener Systeme geht wie bei dem Druckbehälter, dessen Versagen unweigerlich eine Katastrophe einläutet. In der Tat klingt es wenig überzeugend, wenn für diese wichtigste Komponente eine Versagenswahrscheinlichkeit von eins zu einer Million pro Betriebsjahr angegeben wird, ohne daß jemand die Gelegenheit hatte oder jemals haben wird, solche Zahlen experimentell zu überprüfen.

Es gibt also gute Gründe für die Argumentation, bei dem Produkt aus kleiner Wahrscheinlichkeit und großer Wirkung müsse letztlich die kleine Wahrscheinlichkeit den Ausschlag geben. Nach diesem Modell müßte man sich gegen die Kernenergie entscheiden, wenn die Folgen eines noch so unwahrscheinlichen, aber nicht gänzlich auszuschließenden Unfalls unübersehbar groß wären. – Dem stehen die Argumente der Kernenergie-Befürworter gegenüber, die meinen, solange die Folgen einer Katastrophe wenigstens einigermaßen kalkulierbar bleiben, sei es zulässig, bei sorgfältiger Abwägung für die Kernenergie zu optieren.

Allerdings sind die Genehmigungsbehörden oft vorsichtiger, als sie es nach den fabelhaften Zahlen der Risiko-Analytiker eigentlich sein müßten: trotz des von Cohen kalkulierten Sechs-Zigaretten-Vergleichs ist bislang noch kein Kernkraftwerk in Ballungsgebieten genehmigt worden. Ähnlich vorsichtig sind auch die Versicherungsgesellschaften bei der Haftpflichtversicherung der Reaktoren. Die technisch nur schwer kalkulierbaren Risiken großer nuklearer Katastrophen lassen sich kaum in solide versicherungswirtschaftliche Praxis umsetzen, selbst das ausgeklügelte System der Rückversicherung, die das Risiko auf viele Schultern verteilt, ist der nuklearen Problematik nur zum Teil gewachsen: sowohl in den USA wie auch in der

Bundesrepublik gilt für die Schadenssumme eine obere Grenze von einer Milliarde Mark; darüber hinausgehende Schäden müßte schon der Staat regulieren.
Noch viel schwieriger wäre es, die Langzeit-Auswirkungen einer nuklearen Katastrophe abzuschätzen. Ausgelöst würde sie durch eine aus dem Reaktor quellende heiße Wolke radioaktiver Materie, und was diese Wolke anrichtet, hängt nicht nur von der Bevölkerungsdichte um den defekten Reaktor sondern auch von Wind und Wetter ab. Die Schätzungen für eine solche Katastrophe schwanken zwischen drei- und mehr als dreißigtausend Toten. Hinzu kommt ein äußerst kompliziertes Problem, nämlich die Gefahr, die von hinreichend verdünnter radioaktiver Materie ausgeht. Was große Bestrahlungsdosen anrichten, ist den Strahlenschutzexperten seit Hiroshima und Nagasaki aus einer Vielzahl von Daten bekannt. Wenn man aber die Auswirkung kleiner Dosen ermitteln will, gerät man in ein prinzipielles Dilemma, das diese Frage praktisch unlösbar macht. Ein Beispiel: es soll die Veränderung des Erbmaterials durch eine zusätzliche Strahlenbelastung von 150 Millirem ermittelt werden. Dies ist eine Dosis, die in vielen Staaten, darunter den USA, noch als zulässig für den Normalbetrieb eines Kernkraftwerkes angesehen wird, obwohl die meisten Reaktoren weit weniger Radioaktivität über ihren Kamin abgeben. Um mit einiger Verläßlichkeit die Mutationsrate bei dieser Strahlenbelastung zu ermitteln, brauchte man für ein Tierexperiment nicht weniger als acht Milliarden Mäuse – und hätte dann noch das Problem zu erörtern, inwieweit die an den acht Milliarden Mäusen erzielten Ergebnisse auf den Menschen übertragbar wären. Ein solches Experiment ist dermaßen außerhalb jeder Vorstellungskraft, daß es auch bei größten Anstrengungen nicht durchgeführt werden könnte. Der amerikanische Physiker Alvin Weinberg, der als langjähriger Direktor des Oak-Ridge National Laboratory maßgeblich an der Entwicklung der Kernenergie beteiligt war, sieht hier ein derart prinzipielles Problem, daß er für solche vernünftig formulierbaren Fragen, die praktisch jedoch nicht entschieden werden können, eigens den Namen »Trans-wissenschaft« prägte. De facto bleibt den Strahlenbiologen weiter nichts übrig, als aus den bei viel höheren Dosen gewonnenen Daten auf die Wirkungen kleiner Dosen mehr oder weniger begründet zu schließen, wobei zwangsweise einiger Raum für Willkür bleibt. Durchgesetzt hat sich mittlerweile die sogenannte »Lineare Extrapolation«, nach der jedes Millirem Strahlendosis die gleiche Wirkung hat, egal ob dieses Millirem nun zu einer großen oder geringen Dosis gehört.
Diese Annahme, so die Empfehlung eines Komitees der amerikanischen Akademie der Wissenschaften, hat die Konsequenz, daß es nicht länger zulässig ist, die negativen Auswirkungen auch der geringsten Dosen künstlich erzeugter Strahlung als tolerabel oder vernachlässigbar zu betrach-

ten. Das hat dann allerdings nicht nur für die Kernenergie Folgen, indem jede Strahlenbelastung als ein – wenn auch geringes – Risiko angesehen werden muß, das gleiche gilt auch für die Medizin. Wendet man diese Überlegungen z. B. auf die Röntgenuntersuchungen der weiblichen Brust als generelle Vorsorgemaßnahme an, so lautet die Risiko-Gleichung etwa so: Das durchschnittliche Risiko, daß eine Frau an Brustkrebs erkrankt, beträgt 7%. Jede Mammografie erhöht dieses Risiko um ein Hundertstel, also um 0,07 Prozent. Eine Frau, die in 15 Jahren einmal jährlich dieser Vorsorgemaßnahme ausgesetzt war, steigert ihr Brustkrebs-Risiko daher von 7 auf 8%. Dagegen steht die Tatsache, daß durch regelmäßige Vorsorge-Untersuchungen viele Erkrankungen bereits in einem Frühstadium erkannt werden, so daß eine dauerhafte Heilung möglich ist. Dieser Nutzen überwiegt zweifellos bei Frauen über 50 Jahren, für jüngere Frauen ergab sich nach sorgfältigen Kalkulationen des Für und Wider jedoch folgende Empfehlung der American Cancer Society und des National Cancer Institute:

»Gegenwärtig können wir generelle Vorsorge-Untersuchungen durch Mammografie für Frauen zwischen 35 und 50 Jahren nicht empfehlen. Da das Risiko für jede einzelne Frau jedoch sehr klein ist, möchten wir nicht von der Mammografie in dieser Altersgruppe abraten, wenn eine Frau und ihr Arzt diese Maßnahme für sinnvoll erachten.«

Drastisch ausgedrückt: Bei jüngeren Frauen könnte es durchaus sein, daß durch die regelmäßige Mammografie ohne irgendeine Symptomatik genauso viele Brustkrebserkrankungen erzeugt wie entdeckt werden – spätestens hier würde der Nutzen dieser Vorsorge-Maßnahme fraglich.
Übrigens hat sich die auf Vorsorge setzende Krebshilfe der Mildred Scheel nach langen Auseinandersetzungen der amerikanischen Empfehlung – wenn auch in etwas abgeschwächter Form – angeschlossen. Röntgenärzte und Bundesgesundheitsministerium haben sich bislang um diese Problematik herumgedrückt.
Auch die von manchen Kernenergie-Opponenten favorisierte Stromerzeugung aus Kohle ist bei genauerem Hinsehen nicht ohne Risiko: Da die Kohle je nach Herkunft und Lagerstätte einen Schwefelgehalt von einem bis zu 4% aufweist, werden in einem Kohlekraftwerk ungeheure Mengen Schwefeldioxyd erzeugt und über den Schornstein in die Luft geblasen. Dieses ätzende Gas beeinträchtigt auch noch in starker Verdünnung die Funktionen der Atemwege insbesondere bei Kindern, alten Menschen und Asthmatikern. In den USA ist neuerdings versucht worden, auch für Kohlekraftwerke das Risiko in der Form von Todesfällen anzugeben, die durch Schwefeldioxyd verursacht werden. Für ein großes Kohlekraftwerk, das etwa die gleiche Menge Strom erzeugt wie ein großes Kernkraftwerk vom Typ Biblis, ermittelte ein Bericht der National Academy of Sciences zwischen zwei und hundert Opfer pro Jahr. Diese große Unsicherheit beruht zum Teil auf den sehr unterschiedlichen Wetterverhältnissen und Bevölkerungsdichten um

die Standorte, zum größeren Teil liegt sie jedoch an einem Problem, das den acht Milliarden Mäusen des Alvin Weinberg ähnelt: Extreme Giftbelastungen durch Schwefeldioxyd lassen sich im Tierexperiment einigermaßen verläßlich messen, über die vergleichsweise geringen Belastungen, wie sie in den realen Problemen tatsächlich auftreten, gibt es nur Vermutungen. Dieses Dilemma ist für Weinberg von nahezu universeller Natur, keineswegs beschränkt auf radioaktive Strahlung oder Schwefeldioxyd-Emissionen. Er schreibt:

»Bei jeder Umweltschädigung erfordert die Messung einer Schadensauswirkung im Grunde unmöglich große und umfangreiche Versuchsplanungen. Aber auch wenn das Experiment noch so groß sein mag und sogar keinerlei Effekt einer Schädigung zeigt – so kann man eigentlich doch nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behaupten, daß kein schädigender Effekt vorliegt. Mit einem endlichen Experiment kann man niemals beweisen, daß ein Umweltfaktor völlig harmlos ist.«

Trotzdem müssen Mittel und Wege gefunden werden, Schädigungen von Menschen nach Möglichkeit ganz zu vermeiden oder zumindest sehr gering zu halten, ein Problem, das z. B. in der Arbeitswelt mitunter beträchtliche Schwierigkeiten aufwirft. Vor 20 Jahren gab es ganze drei sogenannte Arbeitsstoffe, die als krebserregend bekannt waren. Inzwischen hat sich die Zahl dieser Stoffe auf 46, also mehr als das Fünfzehnfache, erhöht, weitere 26 Stoffe stehen im Verdacht, krebserregend zu sein. Für diese gefährlichen Substanzen ist es aus den von Alvin Weinberg formulierten Gründen nicht möglich, eine Toleranzgrenze anzugeben, also eine Belastung, unterhalb derer eine Krebserkrankung nicht mehr zu befürchten ist. Um die Gefährdung zumindest in tolerierbaren Grenzen zu halten, werden für Arbeitsplätze, an denen mit krebserregenden Substanzen umgegangen werden muß, die höchstens zulässigen Schadstoffkonzentrationen in sogenannten »Maximalen Arbeitsplatz-Konzentrationswerten« festgelegt. Makaber ist das Beispiel des Leitenden Arztes im werksärztlichen Dienst des Chemie-Unternehmens Hoechst, der etwas Zusätzliches tun wollte und vorschlug, man solle an derart gefährdeten Arbeitsplätzen bevorzugt ältere Arbeitnehmer einsetzen. Als Gründe nannte er die meist sorgfältigere Arbeitsweise und außerdem, daß mit einer solchen Maßnahme auch die meist lange Latenzzeit beachtet würde, die zwischen Verursachung und klinischem Erscheinen einer Krebserkrankung zu liegen pflege.

Diese Art der Risiko-Analyse mag zwar von einem medizinisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt durchaus begründbar sein, sie zeigt jedoch auch die Grenzen einer Gefahrenarithmetik, die leicht ins Inhumane umschlagen kann, eine Gefahr, vor der keine Risiko-Analyse ganz gefeit zu sein scheint. So hat der Münchener Strahlenbiologe Professor Jacobi für die Kernenergie den Vorschlag beigesteuert, daß ein Strahlenrisiko erst dann ein effektives Risiko darstelle, wenn es auch erkennbar sei. Solange die Strahlenbelastung

nur zu einer Krebshäufigkeit führe, deren Ursachen innerhalb der statistischen Schwankungen nicht mehr zu identifizieren sei, wäre die Strahlenbelastung tolerierbar. Diese statistische Überlegung nach dem Motto »Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß« mag noch akzeptabel sein für die Ermittlung von Richtwerten, sie sollte jedoch keinesfalls davon ablenken, daß es eine tolerierbare Dosis eigentlich nicht gibt. Immerhin läßt sich aus diesem Prinzip der Nichterkennbarkeit des Risikos mit den Mitteln der statistischen Mathematik ausrechnen, daß in der Bundesrepublik rund 500 Krebserkrankungen pro Jahr noch zulässig wären, aus dem einfachen Grund, weil niemand die präzise Ursache für diese Erkrankung auffinden kann. Wesentlich makabrer wirkt dagegen eine Betrachtung von Bernhard Cohen, dem Risiko-Experten der Pittsburgh University, über die Auswirkungen eines großen nuklearen Unfalls. Er schreibt:

»Die große Mehrzahl der vorausgeschätzten Todesfälle sind Krebserkrankungen, die nach 15 bis 45 Jahren auftreten. Bei den meisten Unfällen würde sich das Risiko einer Krebserkrankung für die Betroffenen nur um ein halbes Prozent erhöhen – von 16,8% auf 17,3%. Das durchschnittliche Risiko schwankt jedoch zwischen 18,4% in den Neu-England-Staaten und 14,7% im Südosten der USA – Unterschiede, die kaum wahrgenommen werden.«

Weil also die Erhöhung der Krebsrate nach einem nuklearen Unfall in einem Bundesstaat immer noch kleiner wäre als die natürlichen Schwankungen zwischen den einzelnen Staaten der USA, glaubt Cohen, ein nukleares Desaster als vergleichsweise harmlos hinstellen zu können. Er fährt fort:

»Wenn ein Gebiet durch einen nuklearen Unfall betroffen ist und die Behörden mitteilen würden, daß sich für den durchschnittlichen Bürger das Risiko einer Krebserkrankung von 16,8 auf 17,3 erhöht habe, würde das kaum eine Panik auslösen.«

Den düstersten Triumph aller Risiko-Analysen lieferte allerdings nicht die Kernenergie, sondern der amerikanische Automobil-Konzern Ford in der merkantilistischen Variante einer Kosten-Nutzen-Analyse, bei der alles, auch ein Menschenleben, über den Dollar geschlagen wird.
Der Tank des Kleinwagens »Pinto« erwies sich bei Kollissionstests als sehr zerbrechlich, jedoch hätte sich die Brandgefahr durch Verlegung des Tanks oder eine zusätzliche Dichtung deutlich vermindern lassen. Die Ford-Manager beließen es bei dem gefährlichen Tank, abgesichert durch folgende Kosten-Nutzen-Analyse: 180 Tote, 180 Verletzte mit schweren Brandwunden und 2100 in den Flammen aufgegangene Autos kosten bei 200 000 Dollar je Totem, 67 000 Dollar je Verletztem und 700 Dollar je Fahrzeug zusammen 49,5 Millionen Dollar. Zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen zu 11 Dollar je Fahrzeuge addierten sich bei 12,5 Millionen Exemplaren auf 137,5 Millionen Dollar. Die Mathematik entschied für die Toten und die Brandopfer – und so entschied auch Ford.
Zu wenigstens theoretisch-rhetorischen Fehlleistungen bedenklichen Ausmaßes ist es auch in der Bundesrepublik gekommen. So erklärte Professor

Albert Kuhlmann, vormals Leiter des Technischen Überwachungsvereins Rheinland, in einer selbst fabrizierten Sicherheitsphilosophie den technischen Fortschritt schon dann für akzeptabel, »wenn es gelingt, das Risiko, dadurch zu Schaden zu kommen, ebenso niedrig zu halten wie das Risiko eines natürlichen Todes«.

Dieser Satz ist zunächst völlig sinnlos, denn das Risiko, eines natürlichen Todes zu sterben, ereilt irgendwann einmal jeden Menschen. Professor Kuhlmann präzisierte dann aber seine »Philosophie« dahingehend, daß die technischen Risiken verglichen werden sollen mit der geringsten natürlichen Sterberate, die im Alter zwischen fünf und fünfzehn Jahren auftritt. Immerhin würde das eine jährliche Todesrate von zwei Getöteten auf 10 000 Personen noch zulassen.

Mancher Sicherheitsanalytiker möchte diese und ähnliche Zahlen einer zulässigen Schadenshäufigkeit sogar zur Grundlage von Gesetzen und Verordnungen machen mit dem Ziel, daß eine technische Anlage genehmigt werden muß, wenn ihr Risiko unter dem gesetzlich festgelegten bleibt. Insbesondere manche Kerntechniker fordern vehement,

»daß die Zahlen der Risikostudien Gesetzeskraft erlangen sollen, damit die vielen Unwägbarkeiten der Genehmigungsverfahren für Kernkraftwerke auch für einen Ingenieur durchschaubar werden«.

Dieses Ansinnen, einen gewissermaßen statistisch zulässigen »body count« in das Atomgesetz aufzunehmen, dürfte aber kaum dem Image der Kernenergie in der Öffentlichkeit dienlich sein, es illustriert allenfalls einen gewissen Zahlenfetischismus der Ingenieure und Wissenschaftler. Jedenfalls scheinen die Zahlenakrobaten nur wenig Verständnis dafür aufzubringen, daß bislang die Menschen nicht bereit sind, ihre Ängste und Sorgen angesichts der modernen Technik mit einem Taschenrechner zu kalkulieren. So mußte auch die Bundesregierung erfahren, daß sich der sozialtherapeutische Effekt der Risiko-Analysen nicht einstellen will. In ihrem letzten Forschungsbericht wird resignierend festgestellt:

»Die Wissenschaft konnte mit abstrakten Risiko-Abschätzungen kaum Befürchtungen zerstreuen, weil sie an deren Natur vorbeigingen. Wichtig für die tatsächlich empfundenen Risiken ist nicht die abstrakte Risikowahrscheinlichkeit, sondern der nuklearspezifische Charakter des vermuteten Risikos.«

Techniker und Politiker haben es mit einem Publikum zu tun, das der Dürrenmattschen Maxime folgt: »Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.« Bei der Kerntechnik zumindest läßt sich das »zu Ende denken« nicht vermeiden.

Micky Remann, geb. 1951, Geiger und Dichter aus Frankfurt.

Siegfried Wagner, geb. 1934, promovierte über die Theorie der Kernkräfte und forschte auf dem Gebiet der Theorie der Elementarteilchen. Zuletzt arbeitete er am Max-Planck-Institut Starnberg über Wissenschaftstheorie und -geschichte.

Jochen Kölsch, geb. 1947, studierte Kommunikationswissenschaften. Er ist Redakteur für Politik und Zeitgeschehen beim Bayerischen Rundfunk/Fernsehen.

Daniel Defoe, 1660-1731.

Josef Huber, geb. 1948, ist Teilzeit-Assistent am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin. Sein neuestes Buch *Wer soll das alles ändern. Über die Alternativen der Alternativbewegung* (Rotbuch 229) ist soeben erschienen.

Marina Moeller-Gambaroff, geb. 1944, ist Psychoanalytikerin in Gießen. Aufsätze von ihr erschienen in *Kursbuch* 47 und 52.

Heiner Schultz, geb. 1946, studierte Geschichte und Germanistik. Gegenwärtig ist er Lehrer und lebt in Petershagen bei Minden.

Stanisław Lem: Der hier abgedruckte Text ist ein Auszug aus einer bei uns bisher noch unveröffentlichten Erzählung gleichen Titels. © 1979 Stanisław Lem.

Peter Laurie: Unser Textauszug stammt aus Peter Lauries Buch *Beneath the city streets. A private inquiry into the nuclear preoccupations of Government*, das 1972 in einer überarbeiteten Fassung als Penguin-Buch erschien.

Der Text von *Pierre Gentelle und Jean-Pierre Neyvoz* wurde für das Heft »Ville Panique« der Zeitschrift *Traverses* (Nr. 9) geschrieben. Das gesamte Heft erschien auf deutsch im Verlag Bauwelt. © CCI-CNACGP Editions de Minuit, 1976.

Karin Reschke hat u. a. in *Kursbuch* 41, 45 und 47 publiziert. Soeben ist ihr Buch *Memoiren eines Kindes* (Rotbuch 228) erschienen.

Herman Kahn: Dieser Text ist ein Reprint aus *Kursbuch 3*, 1965.

Alfred Mechersheimer, Dr. rer. pol. und Oberstleutnant a. D., arbeitet seit 1979 am Starnberger Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt.

Albrecht Fölsing, geb. 1940, ist Physiker und leitet die Abteilung Naturwissenschaft des NDR-Fernsehens.

Kursbuch 62 *Vielvölkerstaat Bundesrepublik* Dezember 1980

Kursbuch 63 *Spielregeln* März 1981

»Gezielte Regelverletzung« war die für die 60er Jahre typische Form politischen und moralischen Protests. Sie war nur möglich, weil viele Konventionen brüchig und damit anfechtbar geworden waren. Das fröhliche Abräumen konnte beginnen. Es endete oft im Katzenjammer, in der Sehnsucht nach neuen Bindungen und Regeln. Die erstrebte »Selbstverwirklichung« scheint ohne Fremdbestimmung, ob bewußte oder unbewußte, nicht erreichbar zu sein – eine Binsenwahrheit, die aber voller Rätsel und Fallen steckt. *Kursbuch 63* will ihnen nachspüren. (Aber wie, wenn nun herauskäme, daß gar nicht der Spieler »authentisch« ist, sondern die Regel, der er folgt?)

„Wer das Nichtstun ebenso wie die Arbeit scheut, findet leicht zum Buch . . .“
Peter Brückner

Carmelo Samonà *Brüder*
Dieser Erstling eines Fünfzigjährigen wurde bei seinem Erscheinen in Italien als einer der wenigen, außerordentlichen Texte gewürdigt, dessen Ansichten den eigentlichen Zielen der Literatur entsprechen: Entdeckungsreisen in die Fremdheit des scheinbar Vertrauten.
Quartheft 104. 144 Seiten, DM 14,80

Wolfgang Hermann Körner *Die ägyptischen Träume*
Hundert Geschichten, die aus der Fremde zwischen den Kulturen und Orten erzählen: zwischen Orient und Okzident, Wasserrädern und Mikroprozessoren, Magie und Mathematik.
Quartheft 105. 72 Seiten, DM 9,80

Ralf Peter Märtin *Dracula. Das Leben des Fürsten Vlad Tepes*
Das erste Buch in deutscher Sprache, das das Vorbild der Dracula-Figur frisch aus dem Staub der Archive zieht: Leben, Taten und Meinungen des rumänischen Fürsten Vlad Tepes (1431–1476).
WAT 65. 192 Seiten, DM 9,50

Peter Brückner *Das Abseits als sicherer Ort*
Ein beispielhafter Bericht über das Aufwachsen im NS-Staat: Wo Kontrolle und Kollektivzwang zum Alltag werden, sucht einer Orte abseits der Macht und gewinnt dabei politische Handlungsfähigkeit.
WAT 66. 160 Seiten, DM 8,50

Conrad Lay *Das tägliche Erdbeben. Ein Bericht über Neapel*
Das Ideal des Kaputten im Zusammenstoß mit der Welt des Konsums. Mit Lebensgeschichten über das tägliche Chaos, in dem jeder festhält, was er gerade in der Hand hat.
Politik 88. 216 Seiten, DM 14,50

. . . oder zur Schallplatte:

Günter Bruno Fuchs *Ein Ohr wäscht das andere*
Fuchs zu hören, ist ein Genuß: aus vollem Hals, mit schöner Bärenstimme und listigen Betonungen. Ein Wort gibt das andere und steht doch für sich, schmatzend, berlinisch lispelnd, überlegsam.
Quartplatte 19. 30 cm ø. 33 UpM. DM 19,80

Ernst Jandl *him hanflang war das wort*
Neue Sprechgedichte, gelesen vom Autor. Wenn, wie es heißt, im Anfang das Wort war, wo ist es dann heute hingekommen? Es ist flott geworden, es ist flottschsch, hat die fortschreitende Räude bekommen.
Quartplatte 20. 30 cm ø. 33 UpM. DM 19,80

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Neue deutsche Literatur

Hans Drawe
Kopfstand NEU

Eine Geschichte · 184 Seiten, DM 22,–

Der Lebensweg eines DDR-Bürgers, erzählt als ein deutsch-deutsches Schicksal: wie ein junger Pionier Junglehrer wird, schließlich Defa-Mitarbeiter; die Konflikte mit der Kulturpolitik, die Sehnsucht nach einer anderen Welt, in der sich die Ideale verwirklichen lassen. Flucht, Verhaftung, Entlassung, Abschiebung in den Westen.

Ingrid Bachér
Das Paar NEU

Roman

232 Seiten, DM 24,–

Ingrid Bachérs Roman erzählt die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe, die Verwandlung und Veränderung einer Beziehung, ausgelöst durch einen Unglücksfall. Der Freund soll durch die Kraft der Liebe weiter der Mensch bleiben, der er war, bevor er die Sprache verlor. Ingrid Bachér beschreibt die bedingungslose Aufopferung einer Frau.

Kurt Batt
Schriftsteller, Poetisches und wirkliches Blau NEU

Aufsätze zur Literatur

328 Seiten, DM 32,–

Ein nachgelassener Sammelband des bedeutendsten Literaturkritikers und Lektors der DDR informiert uns mit glänzend geschriebenen Beiträgen u. a. über Lichtenberg, Goethe, Jeremias Gotthelf, Lion Feuchtwanger, Ernst Barlach, Bert Brecht, Thomas Mann, Anna Seghers, Georg Lukács und über Probleme der Kritik und der DDR-Literatur.

Erich Loest
Swallow, mein wackerer Mustang NEU

Karl-May-Roman

420 Seiten, DM 32,–

DDR-Autor Erich Loest legt den ersten Roman über seinen Landsmann Karl May vor: Ein Romancier schreibt über einen Romancier. Mit großem Einfühlungsvermögen und der Kenntnis von Landschaft und Geschichte entwirft er das spannende Porträt eines widersprüchlichen Lebens. Loest schreibt melancholisch und ironisch, er fängt – nicht nur im Titel – sehnsüchtige Romantik ein.

Erich Loest
Pistole mit sechzehn

Erzählungen

261 Seiten, DM 26,–

„Vergleichbares an solider, ambitionslos nüchterner, gleichermaßen unterhaltsamer wie nachdenklicher Literatur gibt es hierzulande kaum."

Erhard Schütz, Frankfurter Rundschau

Peter Renz
Vorläufige Beruhigung

Roman · 485 Seiten, DM 32,–

„Die Studentenbewegung von 1968 stellt sich in 'Vorläufige Beruhigung' dar in ihrer leicht verspäteten provinziellen Spiegelung...Ein erstaunlich geglückter Roman. Wie sein Erzähler Josef hat Peter Renz sich dem, was die aktuelle Herausforderung für seine Generation zu sein scheint, ganz ohne Absicherung gestellt..."
Heinrich Vormweg, Deutschlandfunk

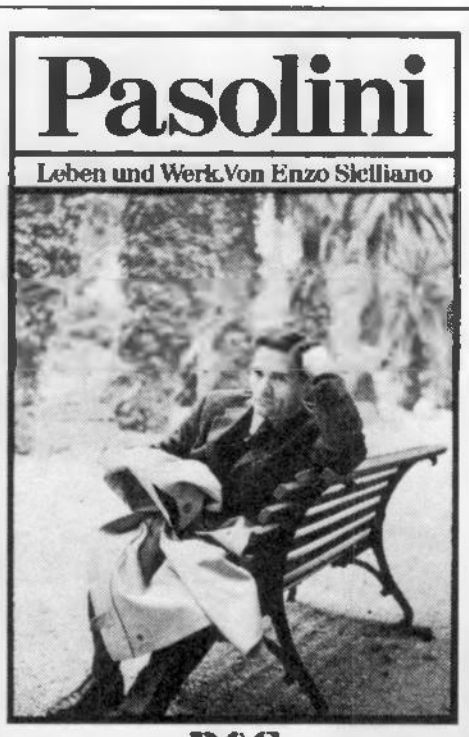
Selma Meerbaum-Eisinger
Ich bin in Sehnsucht eingehüllt NEU

Gedichte eines jüdischen Mädchens an seinen Freund. Herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Serke

140 Seiten, davon 22 Seiten Abb., DM 16,80

Selma Meerbaum-Eisinger starb mit achtzehn Jahren im KZ wie Anne Frank. Ein jüdisches Mädchen, das träumte und Gedichte schrieb.– Liebesgedichte für einen Freund; Gedichte, die Jahrzehnte als verschollen galten.

Hoffmann und Campe



Enzo Siciliano

Pasolini

Leben und Werk. Aus dem Italienischen von Christel Galliani. 1980. 544 Seiten. Broschiert DM 32,–

ISBN 3-407-80760-0

Die große Pasolini-Biographie – Leben, Werk und Tod eines Menschen unserer Zeit. Wer Pasolini als Regisseur angeblich obszöner Filme kennt, kennt ihn nur zum Teil. Aber kennt man ihn auch als polemischen Mahner, als Romancier und Lyriker? Sein Wirken im Bereich von Literatur, Film, Politik, Religion wird zunehmend diskutiert. Enzo Siciliano zeigt in seiner großangelegten Biographie des 1975 Ermordeten den Menschen Pasolini bestürzend nah. Zugleich bietet das umfangreiche Buch eine verständlich geschriebene Übersicht über Pasolinis filmisches und literarisches Werk.

BELTZ & Gelberg

Beltz Verlag,
Postfach 1120, 6940 Weinheim

civil liberties and police

CILIP

informationsdienst
bürgerrechte und polizei

Informationen — Nachrichten — Analysen zu
Polizeientwicklung in Westeuropa und den USA
Polizei in Aktion
Polizei im internationalen Vergleich
Probleme kritischer Polizeiforschung
Rechtsentwicklung — Polizeirecht — Grundrechte
Internationale Zusammenarbeit der Polizei /Polizeihilfe für die Dritte Welt
Öffentliche Kontrolle der Polizei /Bürgerrechtspolitik

Schwerpunkte der letzten Ausgaben:
Nr. 5: Verfassungsschutzaktivitäten im betrieblichen und gewerkschaftlichen Bereich /Datenschutz — Datenkommunikation zwischen Polizei und Meldebehörden /Die Eisenfaust in Blue Jeans — Die „Uro-Patrulje" in Dänemark /Britische Exporte von Repressionstechnologie /Strafrechtsreform und Polizei in Schottland
Nr. 6 (soeben erschienen): Polizeiübergriffe und Rechtsverletzungen in Kanada /Deutsche Polizeihilfe für die Dritte Welt /Europäische Polizeigewerkschaften /Mobile Einheiten bei der holländischen Polizei /Beschwerdebüros und Initiativen zur Kontrolle der Polizei /Rasterfahndung als neue Form Computer unterstützter Fahndung

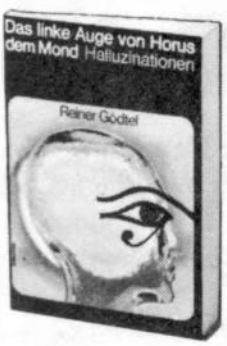
CILIP erscheint dreimal pro Jahr jeweils in deutscher und englischer Ausgabe. Preis pro Einzelheft DM 6,— zuzüglich Porto; pro Abo für Personen DM 20,— incl. Porto; für Institutionen DM 30,— incl. Porto.
Zu beziehen über: Redaktion CILIP, c/o Berghof-Stiftung für Konfliktforschung, Winklerstraße 4a, D-1000 Berlin 33

Das linke Auge von Horus dem Mond Halluzinationen

Reiner Gödtel

Reiner Gödtel ist in die Hölle des schizophrenen Mädchens Karin S. hinabgestiegen. Er macht die verschlüsselte Symbolsprache transparent und läßt uns die vielfältigsten geistigen und körperlichen Vergewaltigungen miterleben.

„Es gelingt Reiner Gödtel in seinen 159 Augenblicken Erlebnismöglichkeiten zu beschreiben, welche die allgemeine Vorstellungskraft weit überflügeln". Peter Geisler.



Leinen, 160 S.
19,80 DM
BLASCHKE
A 9143 St. Michael

In jeder Buchhandlung

„Hier ist der seltene Fall eingetreten, daß aus Wissenschaft Literatur wurde". Werner Hanfgarn, Südwestfunk

rororo aktuell

**Die größte politische Taschenbuchreihe in der Bundesrepublik.
Herausgegeben von Freimut Duve.**

Wolfgang Niess (Hg.)
Über die Wahl hinaus
Kritische Beiträge für skeptische Wähler
rororo aktuell 4631/DM 5.80

Freimut Duve / Heinrich Böll / Klaus Steack (Hg.)
Kämpfen für die sanfte Republik
Ausblicke auf die achtziger Jahre
rororo aktuell 4630/DM 5.80

Studiengruppe Militärpolitik
Aufrüsten, um abzurüsten?
Informationen zur Lage
Friedensforscher reagieren auf die internationale Krise
rororo aktuell 4717/ca. DM 9.80

Rüstungsjahrbuch 80/81
Militärausgaben / Rüstungsvergleich / Waffenhandel / Eurostrategische Waffen / Atomwaffen
Herausgegeben vom Stockholm International Peace Research Institute (SIPRI)
rororo aktuell 4735/ca. DM 5.80

Susanne v. Paczensky (Hg.)
Wir sind keine Mörderinnen!
Streitschrift gegen eine Einschüchterungskampagne
rororo Frauen aktuell 4635/
DM 5.80

Technologie und Politik 15
Das Magazin zur Wachstumskrise
Leben ohne Vollbeschäftigung?
Die Zukunft der Arbeit 3
rororo aktuell 4627/DM 8.80